Rohlwes, J. N. (Königl. Preuß. Thierarzt) Der Pferdearzt im Felde. Ein Noth- und Hülfs-Büchlein für die Cavallerie die Krankheiten ihrer Pferde leicht zu heilen. Taschenformat. geheftet in einem saubern Umschlage. 6 gr.

Rudolphs, Dr. G. T. anatomisch-medizinisch-chirurgisches Taschenbuch für Feld- und Wundärzte deutscher Armeen. Mit 3 Kupfern. 8. geh. 1 thl. 8 gr.

Schmalz, Geh. Rath. Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik für das Jahr 1808. Ueber politische Vereine und ein Wort über Scharnhorsts und meine Verhältnisse zu ihnen. gr. 8. geh. 4 gr.

Derselbe. Ueber des Herrn B. G. Niebuhr's Schrift wider die meinige, politische Vereine betreffend. gr. 8. geh. 4 gr.

Desselben letztes Wort über politische Vereine gr. 8. geh. 4 gr.

Schulz, Dr. F. W. F. Der natürliche Selbstmord. Eine psychologische Abhandlung 8. geh. 8 gr.
auf Velin-Papier sauber gebunden. 12 gr.

Symanski, J. D. Schriftproben. gr. 8.

Ueber antique Glasmosaik. Herausgeg. von Herrn Frh. Menu von Minutoli und M. H. Klaproth. Mit illumin. und schwarzen Kupfern. Fol.

NB. Diese Schrift wird nur auf feste Bestellung gegen 2 Ducaten baar geliefert.

Wagner, Ch., der Hufschmied, oder gründlicher Unterricht in dem zweckmäßigsten Beschlagen der Pferde, für Fahnen-, Stadt- und Dorfschmiede. Mit 4 Holzschnitten. 8. 8 gr.

Wanderungen durch Schlesien im Geiste der Zeit im J. 1814. 8.

Wolke's, C. H., Anleit. zur deutschen Volkssprache durch Erkennung und Berichtigung einiger tausend fehlerhaft gebildeten oder meisnisch-mundartigen Ausdrükke nebst den Mitteln 1. die noch fehlenden und fremden Wörter durch echtdeutsche zu ersetzen; 2. alle deutschen Wörter richtig (ortografisch) der geltenden Aussprache und dem Schreibezweck gemäß zu schreiben. Wohlfeilere (statt 4 zu 3 thl.) doch unveränderte Ausgabe gr. 8.

Desselben sassische or düdische Gedichte, Leder, Vertelses, Singedichte u. s. w. Wohlfeilere (statt 1 thl. 8 gr. zu 1 thl.) Ausgabe. 8.

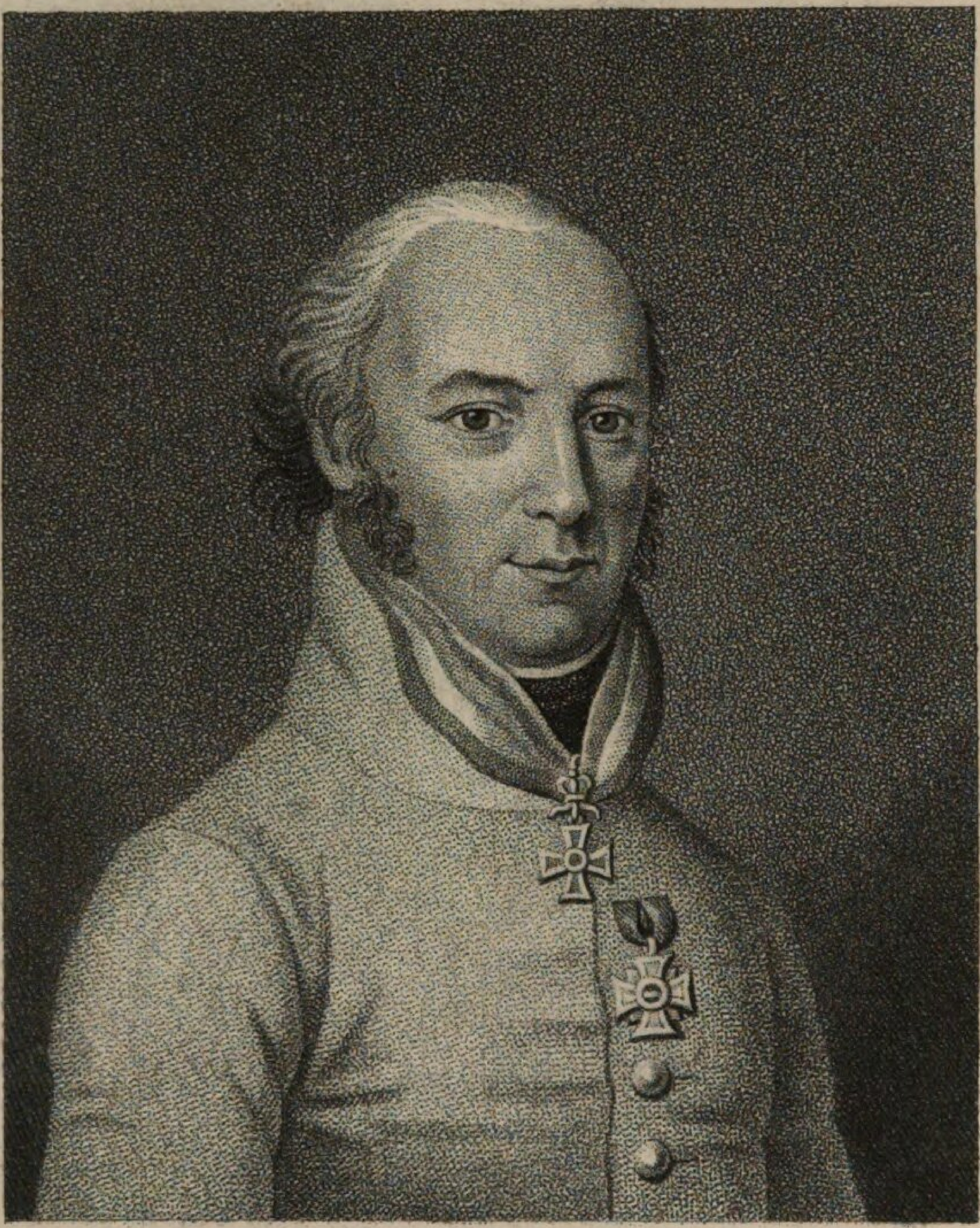
Kupferstiche und Landkarten.

Verherrlichung der Preußischen Nation. Ein Blatt von 18½ Zoll Höhe und 23¼ Zoll Breite. Von Fr. Jügel. Pränumerationspreis. 6 thl.

Karte von der Weichsel-Niederung, welche die Danziger, Elbinger und Marienburger Werder enthält. Aus speciellen Zeichnungen und mit vorzüglicher Rücksicht auf die hydrotechnischen Anlagen zusammen getragen. Herausgeg. von L. Koppin, Königl. Preuß. Bau-Commissions-Rath, Royal-Folio 3 thl.

Dieselbe auf Leinewand gezogen und in Futteral 4 thl.

Wer sich directe an uns wendet erhält sie auf Leinewand gezogen und in Futteral für 3 thl.



von Chasteler,
K.K. Feldmarschalleutenant.

Dr. Franz Anton Schneider,

Anführer des Landsturms in Voralberg im Jahr 1809.

Beiträge
zur
neueren
Kriegsgeschichte

gesammelt

von

Friedrich Förster,

Doktor der Philosophie,
Königl. Preuß. Lieutenant, Ritter des eisernen Kreuzes.

OFFIZIERS BIBLIOTHEK
I
ARTILLERIE-REGIMENT

Zweiter Band.

Mit zwei Kupfern.

Berlin, 1816.
In der Maurerschen Buchhandlung.
Poststraße Nro. 29.

Vorrede.

Später erscheinen zwar diese Berichte über den Krieg der Vorarlberger, als die schon früher erlassene Ankündigung versprach, aber immer gleich wichtig für die Geschichte bleibt sein Inhalt. Die Quellen aus denen es geschöpft wurde, sind die handelnden Personen selbst, und da beinahe alle noch leben, so kann jeder Zweifel, noch weil es Zeit ist, gehoben werden. In dem Drange der Begebenheiten, die sich so schnell und so stürmisch folgen, können wir kaum mit scharfen Zügen die Umrisse des großen Gemäldes auftragen, welches die Geschichte unserer Tage darstellen soll. Wer wird aber die einzelnen Theile desselben treu bewahren, wer wird ihnen Leben und Ausdruck geben, wenn wir nicht noch selbst Hand an das Werk legen, wenn wir nicht das was wir erlebt, erduldet und erkämpft haben, aus dem Dunkel in das Licht der Wahrheit stellen, damit es noch nach Jahrhunderten zum Herzen der

Nachkommen spreche? Was jetzt noch möglich ist, wird nur zu bald zur Unmöglichkeit werden und ewige Schande deckt unsern Namen, wenn wir, gleichgültig über das Urtheil der Nachwelt, in selbst gewählter Täuschung in die Grube sinken. Die Wahrheit mit der wir unsere Fehler beleuchten, kann uns nie beschämen, sie wird vielmehr das zuverlässige Zeichen seyn, daß wir geläutert aus dieser allgemeinen Gährung hervortreten, und daß wir reich an Erfahrungen, sie nur dazu benutzen, um die Ruhe und das Glück unserer Nachkommen fest und dauerhaft zu gründen.

Vorarlberg, nur ein kleiner Punkt auf dem großen Gemälde, verdient ganz besonders herausgehoben zu werden. Ein Land von kaum neunzigtausend Seelen, dessen Landsturm schon vor funfzehn Jahren einen Massena von seinen Grenzen zurück schlägt, und das in inniger Verbindung mit Tyrol im Jahr 1809 mit Heldenmuth für die gute Sache kämpft, verdient neben den Namen: Vittoria, Leipzig und belle Alliance in den Tafeln der Geschichte zu glänzen. Arm und ohne Unterstützung hat es aus sich selbst eine Kraft entwickelt, die, wenn gleich damals ohne glücklichen Erfolg, doch schon die Morgenröthe einer bessern Zukunft verkündigte, und deutsche Herzen mit frohen Hoffnungen belebte.

Die Geschichte dieses schönen Kampfes ist noch

immer nicht vollständig bearbeitet. Das Werk *) des Königl. Preußischen Hofraths und Ritter des Bairischen Civil Verdienstordens Bartholdy bedarf manche Berichtigung. Der Vorarlberger Helden ist darin kaum erwähnt, während doch mehr als zwanzigtausend unter den Waffen standen, — ihren Tyroler Brüdern die ganze Westgrenze deckten und durch ihr kräftiges Mitwirken allerdings großen Antheil an dem ruhmvollen Kampfe hatten. — Der Krieg der Vorarlberger im Jahr 1809, den wir hier beschreiben, wird diesen Mangel abhelfen und wird um so mehr Werth haben, als wir nicht wie Herr Bartholdy ein ganz fremdes Feld bearbeiten, sondern vielmehr selbstthätigen Antheil an der Sache nahmen und somit aus dem Herzen sprechen. — Es scheint uns zweckmäßig zuerst eine kurze Beschreibung des Landes voraus zuschicken, von welchem wir sprechen, und ohne einen Anspruch auf statistischen Werth machen zu wollen, wünschen wir bloß die Aufmerksamkeit auf dies schöne Land zu ziehen, welches noch viel zu wenig bekannt ist. Die Schönheiten und der Reichthum der Natur in einem so kleinen Bezirk, verdienen die fleißige Untersuchung gründlicher Naturforscher und die genaue Dar-

*) Der Krieg der Tyroler Landleute im Jahr 1809. Von J. L. S. Bartholdy. Berlin bei Julius Eduard Hitzig 1814.

stellung derselben durch vaterländische Kunstfreunde. Gewerbe, Handel und Wohlstand müssen erst jetzt unter der milden Regierung des Kaiserhauses wieder zum neuen Leben aufblühen und die todten Zahlen in zierlichen Tabellen wollen wir bis dahin bei Seite legen.

Vorarlberg einst ein wichtiger Theil von Rhätien darf mit stolzem Gefühl einen Rückblick auf seine Geschichte werfen, ohne sich der Gegenwart zu schämen. Dies Gefühl immer mehr zu wecken und zur Bearbeitung der vaterländischen Geschichte aufzumuntern, haben wir aus des unsterblichen Johannes von Müller Geschichten der schweizerischen Eidgenossenschaft, mit der die von Vorarlberg so innig verwebt sind, einige Züge des schönen Gemäldes gesammelt, die hier wohl an ihrem rechten Platz stehen werden.

Möchten doch alle Deutsche, die es mit ihrem Vaterland gut meinen, eben jetzt die Worte dieses großen Mannes tief in ihr Herz prägen.

Der

Krieg der Vorarlberger

im Jahr 1809.

Mit einer kurzen Beschreibung dieses Landes, und einem Rückblick auf seine Geschichte.

Nicht auf dem Land oder auf der Macht, nicht auf dem Glück beruht eines Volkes Fortdauer und Name, sondern auf der Untilgbarkeit seines Nationalcharakters.

Johann von Müller.

I.

Kurze Beschreibung Vorarlberg's.

Vorarlberg oder die Vorarlbergischen Herrschaften ha-
ben ihren Namen von dem Arlberg, oder Adlersberg,
einem Theil der Rhätischen Alpenkette, welcher sie von Ty-
rol, und dieses zugleich von Schwaben scheidet. — Sie
gränzen an Tyrol, an Graubünden, an den Rhein, welcher
sie aus der Gegend von Feldkirch, bis wo er in den Boden-
see fließt, von Helvetien trennt, und an die ehemaligen schwä-
bischen Kreislande, oder nunmehr an den Baierischen Iller-
kreis. — Sie gehörten vormals zu Vorder-Oesterreich, seit
1782 zu Ober-Oesterreich, dessen sechstes Kreisamt sie bilde-
ten. — Ihren Flächeninhalt schätzt man auf acht und
zwanzig Quadratmeilen, die Zahl ihrer Einwohner
auf neunzigtausend Seelen. — Die Grafschaften Bre-
genz, Feldkirch, Pludenz, Sonnenberg, Hohen-
ems, die Herrschaften Hoheneck und Blumeneck waren
ihre einzelnen Bestandtheile. — Mitten zwischen Tyrol und
Helvetien gelegen, vereinigt dies Ländchen alle Schönheiten
und Merkwürdigkeiten der Natur, die man in jenen beiden,
mit Vorarlberg so nahe verwandten Ländern nur mit mehr
Abwechslung, und auf einem größern Flächenraum antrift.

Schon von Lindau, der kleinen, aber so reitzend gele-genen Inselstadt über den herrlichen Bodensee hinüber er-blickt man das schöne Rheinthal, zur Rechten der Appen-zeller Hohe Sentis mit seinem nie entblößten Haupt, zur Linken die Gebirge des Bregenzer Waldes, und an ihrem Fuß gleichsam der Schlüssel des Landes, die Stadt Bregenz an den Ufern des Bodensees, — im Hintergrund die schwarzen Rhätischen Alpen, die sich in den Wolken verlieren.

Um von Schwaben nach Vorarlberg, und selbst nach einem großen Theil der Schweiz zu kommen, muß man die Straße von Lindau nach Bregenz einschlagen, auf der man eine der schönsten und reizensten Aussichten, wie man sie nur selten findet, genießt. Die Straße führt von Lindau durch einen wahren Obstgarten nach den Vorarlberger Bergen hin, die mit ihren Weingärten und einzelnen Land-gütern eine muntere Ansicht gewähren. Kaum hat man aber diese Berge erreicht, so läuft die Straße nun hart an dem Fuß der Berge, mit großer Anstrengung und Mühe über dem Ufer des Bodensees aufgebauet, bis nach Bregenz hin. Die Natur selbst scheint hier, wo die schmale Straße sich, zwischen den hohen Bergen und dem Bodensee einge-engt, wohl über eine Stunde hinzieht, einen natürlichen Paß angelegt zu haben, der aber von den Rhätiern, Rö-mern und Deutschen bis auf unsere Zeiten auch noch durch die Kunst befestiget und verstärkt wurde. Dieser Paß trug den Namen der Bregenzer-Klause, und ist jetzt zum Theil zerstört, indem man die mächtigen Steine zu dem neuen Hafenbau in Lindau verwendet hat. Indessen trotzen die gewaltigen Felsen dem eitlen Beginnen des alles zerstörenden Zeitalters, und dieser Eingang wird auch noch

in den kommenden Jahrhunderten durch ein kräftiges und tapferes Volk gegen jeden übermüthigen Eroberer vertheidigt werden. Hart an dieser Klause ist einer der schönsten Punkte, wo man den Bodensee bis nach Costanz mit seinen reizenden Ufern, von der Schweitz, Baden, Würtemberg, Baiern und Vorarlberg begränzt, übersiehet. Eine kleine offne Halle, die hier auf den ehemaligen Verschanzungen, als ein Denkmal der Eitelkeit, erbauet wurde, *) gewährt wenigstens dem Reisenden, den die Straße daran vorbei führt, einen ungestörten Genuß dieser einzig schönen Gegend. Vor sich hat man den majestätischen Bodensee, den größten See Deutschlands, in einer Länge von mehr als zwölf Stunden, und in einer Breite von vier Stunden; links einen großen Theil der Schweiz, die hier wie eine große Bergfestung daliegt, in den verschiedensten Abstufungen von den höchsten mit ewigem Eis bedeckten Gebirgen, grünenden Alpen, Waldungen und Weinbergen, besäet mit Ortschaften und einzelnen Wohnungen, die das Auge nicht zu zählen vermag; auf dem äußersten Gesichtskreis, wo Himmel und Wasser zusammenfließen, einzelne Punkte, die nur ein sehr scharfes oder bewaffnetes Auge unterscheiden kann, ob es die Segel eines heraufkommenden Schiffes, oder die Thürme des alten Costanz sind; rechts das kleine Venedig, die Inselstadt Lindau gleichsam schwimmend auf der grünen See, Wasserburg, Langenargen, Buchhorn und die schönen mit Wein bepflanzten Ufer bis gegen Mörsburg hin, alles dieß bildet hier ein

---

*) Niedrige Schmeichler ließen hier auf einer marmornen Tafel Worte des Dankes an den Bairischen General Kommissär Freiherrn von Gravenreut eingraben, die ihm nicht ehren konnten, da sie nicht aus den Herzen der Vorarlberger kamen.

großes Rundgemälde, das an einem heitern Morgen, oder von der Abendsonne beleuchtet, jedes Herz mit den heiligsten Empfindungen erfüllt. So ruhig und einladend aber dieser See bei schöner Witterung ist, so fürchterlich tobt er bei einem Sturm und auch zur Betrachtung dieses merkwürdigen Naturereignisses ist diese Halle der beste, obwohl schauerliche Standpunkt, da sich die tobenden und schäumenden Wellen an den schwarzen Felsen brechen und alles zu zerstören drohen.

Von hier kommt man in einer Viertelstunde nach Bregenz, einer kleinen, aber durch ihre Lage an dem Bodensee und durch die Straßen, die von hier nach Altstetten, Gaß, Appenzell, über Rheineck, Roschach nach St. Gallen und Zürich, über Feldkirch nach Graubünden und Italien, und über den Arlberg nach Tyrol führen, sehr lebhaften Stadt, in welcher das österreichische Kreisamt nun wieder seinen Sitz aufgeschlagen hat. Obschon in dieser Gegend viel Wein und Obst gezogen wird, so wird der Feldbau doch auch sehr fleißig betrieben; der Bodensee und die verschiedenen Straßen beleben Handel und Gewerbe. Sehr beträchtlich ist der Holzhandel und bei diesem machen die sogenannten Rebstöcke, die von hier zum Weinbau nicht nur an den Bodensee, sondern auch in die entferntern Gegenden der Schweiß, von Würtemberg und Baden versendet werden, einen vorzüglichen Handelszweig aus. Ueberhaupt ist die Schiffahrt auf dem Bodensee immer von Wichtigkeit, was aus den verschiedenen Staaten die hier zusammenstoßen, und aus den mannichfaltigen Bedürfnissen ihrer Einwohner sich leicht erklären läßt. Der Zug des Getreides aus Würtemberg und Baiern nach der Schweiz ist nicht nur wegen dem Bedarf dieses Landes an

sich schon bedeutend, sondern er wird auch besonders dadurch vermehrt, daß von reichen schweizerischen Handlungshäusern große Vorräthe aufgehäuft werden, um sie theils nach Frankreich, theils nach Italien zu verkaufen. Während des letzten Krieges in Spanien wurde selbst bis dahin dieser sehr einträgliche Getreidehandel geführt. Die Waarenversendung von der Schweiz nach dem Norden, und von da zurück, nimmt größtentheils ihre Richtung nach dem Bodensee, und der Verkehr würde noch viel größer seyn, wenn die mindermächtigen deutschen Fürsten ihre Staaten nicht mit Mauthen und Zöllen vermauerten und mit der Beschränkung des Handels und des Verkehrs den Wohlstand ihrer Völker und mit diesem die einzig feste Grundlage aller ihrer Verwaltung zertrümmerten. Als der König von Würtemberg Hofen bei Buchhorn zum Freihafen erklärte, den sich dort niederlassenden Handlungshäusern große Vortheile, dem Handel selbst mehr Erleichterung versprach, schien der ganze Handelszug aus der Schweiz über den Bodensee sich dahin zu wenden, und selbst Vorarlberg war bedroht, seine Verbindung mit Graubünden und Italien zu verlieren, sobald die Schweizer ihre zum Theil schon bestehende Straße von Cur über Sargans, Werdenberg Altstetten an den Bodensee, und also auch von dieser Seite die unmittelbare Verbindung mit dem neuen Würtembergischen Freihafen hergestellt hätten. Die Hunderttausende, welche Baiern auf die neue Straße von Kempten nach Lindau, auf den Bau eines für den Bodensee zu stolzen Hafens, und einer viel zu kostbaren Mauthhalle zur Zierde dieser Inselstadt verwendete, würden den allerdings sehr zweckmäßigen Plan des Königs von Würtemberg nie vereitelt haben, da der kürzere und wohlfeilere Weg dem Handelszug immer seine Richtung giebt. Aber Tyrol und Vorarlberg bilden nun wieder die alte, treue Vor-

mauer Oesterreichs, knüpfen von neuen das freundschaftlichste Band mit der schon seit dem funfzehnten Jahrhundert erbvereinten Schweiz, und alle Verhältnisse des Handels in dieser Gegend bekommen dadurch eine ganz andere Wendung.

Bregenz wird auch ohne Wortgepränge, und mit seinen schlichten alten Eichpfählen doch wieder der Haupthafen am Bodensee werden und wird mit ungleich weniger Kosten desto größere Vortheile ernten, je mehr Lage und Verhältnisse es begünstigen. Die Bregenzer Schiffergesellschaft ist sehr zahlreich und genießt viele Vorrechte; ihre Schiffe befahren den ganzen Bodensee und machen allen übrigen den Vorzug streitig. Die heftigen Stürme, wodurch die Fahrt auf dem Bodensee öfters sehr gefährlich wird, haben auf die Bauart der Schiffe großen Einfluß, und lassen manche Verbesserung nicht in Anwendung bringen. Daher hat sich die Bauart dieser Schiffe und das einfache Segelwerk, dessen sie sich bedienen, aus den ältesten Zeiten erhalten und ist für die Geschichte der Schifffahrt nicht ohne Bedeutung. Die Anwendung der Dampfböte könnte vielleicht auch hier großen Vortheil gewähren und wird von den thätigen, für nützliche Erfindungen sehr empfänglichen Vorarlbergern nicht übersehen werden. Die Tiefe des Bodensees ist sehr verschieden und an manchen Orten nach der Schiffer Aussage unergründlich; indessen würden sich bei einer mit den gehörigen Hülfsmitteln vorgenommenen Untersuchung gewiß sehr merkwürdige Ergebnisse finden. Er scheint seit Jahrtausenden keine beträchtliche Veränderung erlitten zu haben, und was man von der Abnahme seiner Wassermasse sagt, ist ohne Grund. Er enthält süßes Wasser, und man weiß seit mehreren Jahr-

hunderten nur drei oder vier Jahre, wo er ganz zugefroren war.

Das alte Bergschloß in Bregenz selbst trägt Kennzeichen römischer Bauart und scheint noch später sehr fest gewesen zu seyn; jetzt steht nur noch ein Theil davon. Einen reinern Genuß gewährt die Wanderung auf dem nahen, ziemlich hohen Gebhardsberg, zu den Ruinen der ehemals so ansehnlichen Burg der Grafen von Montfort, die einst nebst noch andern großen Besitzungen unser ganzes jetziges Vorarlberg besaßen. Von all diesen stolzen Gebäuden hat sich nur eine kleine Kirche erhalten, zu deren sonderbarem Wunderbilde *) noch viele Andächtige wallfahrten. Wer Gott in seiner herrlichen großen Schöpfung verehren und bewundern will, der lasse sich von dem Küster in das obere Zimmer des Küsterhauses führen, denn die Aussicht, die sich hier darbietet, ist noch ungleich größer und reizender, als die in der Halle an der Bregenzer Klause. Hier sieht man von einer hohen steilen Bergspitze zu seiner Rechten den majestätischen Bodensee mit seiner schönen Umgebung; gerade sich gegenüber das herrliche Schweizerland, Rheineck und Altstetten, umgeben von ihren Wein- und

---

*) Das Gemälde des Altarblattes stellt eine Gräfin von Montfort vor, welcher man durch einen Kaiserschnitt das Kind abnehmen mußte. Sie liegt auf ihren Ruhebette im weißen Sterbekleide, der Gemahl sitzt in stummer Verzweiflung an ihrer Seite, während der Arzt sich zu seiner Arbeit rüstet und eben nicht viel Zutrauen zu seiner Kunst einflößt. Die Gräfin starb auch unter seinen Händen, das Kind wurde aber gerettet, erhielt eine hohe Geistliche Würde und wird nun als der heilige Gebhard in dieser Kirche, die das Sterbezimmer der Gräfin war, verehrt.

Obstgärten, den berühmten Stoß hinauf die Gegend von der Gaiß zum Speicher und dem Appenzeller Hohen-Sentis; links in schauerlicher Tiefe das fruchtbare Rheinthal und im Hintergrund die über alle andern Gebirge hervorragenden Rhätischen Alpen. Sehen muß man dies reiche Bild und die reine Freude im Herzen empfinden, beschreiben läßt sich so etwas nicht, und wir begnügen uns darauf aufmerksam zu machen, damit der deutsche Reisende eine der schönsten Gegenden seines Vaterlandes aufsuchen möge.

Nahe bei Bregenz sind Eisenhütten beständig im Gang und liefern sehr gute Waare. In ältern Zeiten wurden in Vorarlberg mehrere Bergwerke, besonders in der Gegend von Pludenz betrieben und es wäre zu wünschen, daß man diesem Gegenstand eine größere Aufmerksamkeit widmete, nicht nur weil er reichlichen Ertrag verspricht, sondern vorzüglich um die vielen Hände zu beschäftigen, die jetzt außer ihrem Vaterland sich ihren Unterhalt verschaffen müssen. — Die ehemalige Benediktiner Abtei Mererau liegt eine halbe Stunde von Bregenz entfernt, an der Mündung der Bregenzer Ach in den Bodensee; die Kirche und mehrere andere Gebäude sind in Ruinen verwandelt und die brauchbaren Steine größtentheils zu dem Hafenbau nach Lindau verwendet worden. Von Bregenz führt eine schöne Straße über Fußach an den Rhein, wo man in einem Schiffe überfährt und den Schweizer Boden bei Rheineck betritt, um entweder über Altstetten nach Gaiß, einem wegen des Gebrauchs der Molken von Fremden aus allen Gegenden sehr besuchten Sommeraufenthalt und nach dem Appenzeller Land, oder längs dem Bodensee über Roschach nach St. Gallen, und Zürich zu kommen.

Wer

Wer aber Vorarlberg seiner Aufmerksamkeit würdigt, der besuche von Bregenz aus den Bregenzer Wald, ein von der übrigen Welt ganz abgeschiedenes Ländchen. Von allen Seiten von hohen Bergen umgeben, hat es sehr wenige Zugänge und auch diese werden im Winter meistens unzugänglich. Von Bregenz aus ist's noch am besten beizukommen, und man reitet alsdann auf Pferden die diese Gebirgswege gewöhnt sind. Mühsam muß man mehrere Stunden Berg an klimmen bis man auf die eigentliche Höhe gelangt, auf welcher dies Bergvolk wieder in mehrern Thälern zerstreut wohnt. Der Hauptort Bezau, wo auch der Sitz des Amtes ist, liegt in einem ziemlich geräumigen Thal, in dem man sich von allen Seiten von den höchsten Alpen umschlossen sieht, was besonders bei einer hellen Sommernacht einen ganz eignen Anblick gewährt. Schon die Lage von Bezau und den übrigen Ortschaften des Bregenzer Waldes ist sehr hoch, und doch ist man auf diesen Punkt noch so weit von den vielzackigten Spitzen der Alpen entfernt, die das kleine Ländchen von allen Seiten umschließen. Es ist kein Zweifel, daß diese hohen Gebirge zu der rhätischen Alpenkette gehören, und sich auf einer Seite nach den Arlberg, und auf den andern über Rankweil nach dem Vogelberg im Graubünden hinziehen. Wenn auch in diesen Augenblick die Höhen der Vorarlberger Gebirge nicht genau bekannt sind, ist es doch sehr wahrscheinlich, daß einige von ihnen dem oben erwähnten Vogelberg, welcher nach Müller 1705 Toisen, oder 10230 Pariser Fuß sich über die Meeresfläche erhebt, wenig nachgeben werden. Aber auch über diesen Gegenstand wird nun bald ein wohlthätiges Licht verbreitet werden, da selbst ein erlauchten Sprosse des alten Kaiserhauses den ganzen Alpengurt vom ligurischen bis zum flanatischen Meerbusen, als gründlicher, und mit allen nöthigen Wissenschaften innigst vertrauter Naturforscher

schon seit vielen Jahren seiner thätigen Aufmerksamkeit würdigt. Durch ihn wurde des Ortlis Spitze erstiegen, und durch ihn schon so vieles vorgearbeitet, was noch in späten Jahrhunderten die Nachwelt dankbar erkennen wird.

Hier wohnen starke, kräftige Menschen, die mit der reinen Luft, die sie von Jugend auf einathmen, sich in ihrer Abgeschiedenheit von der übrigen Welt, freier und glücklicher als ihre Nachbaren fühlten. Sie kennen wenig Bedürfnisse, leben arm, aber zufrieden. Getraide wird aus Schwaben und Baiern zugeführt; Viehzucht ist hier die Haupt-Nahrungs-Quelle. Auf diesen vortrefflichen Alpen weidet nicht nur das Vieh der Bregenzer Wälder, sondern ein großer Theil von Vorarlberg, und der benachbarten Schweiz schickt sein Vieh gegen Bezahlung hierher zur Weide. Ueberhaupt hält man das Vorarlberger Hornvieh für eines der Besten, und besonders wird es von den Schweizern gesucht, weil seine Vermischung mit dem Schweizer-Vieh den dauerhaftesten und nützlichsten Schlag hervorbringt. Wir werden in dem folgenden Abschnitt der ältern Geschichte Rhätiens finden, daß schon unter dem großen König der Ostgothen, Dietrich eine solche Vermischung für die Viehzucht sehr vortheilhaft angeordnet wurde, und es ist kein Zweifel, daß sich diese Gewohnheit seit den ältesten Zeiten hier erhalten hat, da eben diese Alpen so ganz einzig gelegen sind, und wegen ihrer Größe, und ihres Zusammenhanges sowohl, als wegen ihrer vortrefflichen Kräuter die beste Nahrung gewähren. Man trifft im Sommer hier wenig Menschen in den Ortschaften an, meistens nur Alte und Kranke, denn alles, was gesund und frei ist, eilt in die Alpen, und würde sich in der Entbehrung dieses reinen Lebensgenusses ganz unglücklich fühlen. Daher ist auch der Besuch dieser

Alpen doppelt angenehm, wo man von einer zur andern wandern kann, und überall Leben und Thätigkeit findet. Steigt man dann noch höher hinan, wo nur noch dürftige Moose in den nackten Felsen sparsam sich zeigen, aber desto reinere Lebensluft weht, dann sieht man von hier weit über das in schauerlicher Tiefe liegende Rheinthal nach der Schweiz, oder über den Bodensee in die Badischen und Würtembergischen Lande hinüber.

Von diesen Alpen wird im Herbst das zu verkaufende junge Vieh auf die eigens in dieser Zeit bestimmten Viehmärkte in Bregenz, Dornbirn, Feldkirch, Pludenz ꝛc. gestellt, und von da geht dann dasselbe in beträchtlicher Menge vorzüglich nach Italien, und nach der Schweiz. Dieser Handel hat einen sehr großen Einfluß auf den Wohlstand von ganz Vorarlberg, und ein ungünstiges Jahr in diesem Zweig wird von allen Bewohnern hart gefühlt. Der ärmere Bergbewohner kann dann kein Getraide ankaufen, und entbehrt oft mehrere Monathe lang den Genuß des Brodes, indem er sich blos von Erdäpfeln und Milch nährt. — Mit Butter und Käse wird ein sehr einträglicher Handel nach Schwaben, Baiern und selbst bis nach Wien getrieben, und mehrere Familien genießen dadurch vorzüglichen Wohlstand. — In Bezau selbst ist eine Katun- Mouselin- und Batist Manufactur, die freilich in den letzten traurigen Jahren ganz still stehen mußte, die aber jetzt mit neuen Kräften wieder aufblühen wird, wo der Absatz nach den österreichischen Staaten, und besonders nach Italien wieder offen ist. Ueberhaupt wird in ganz Vorarlberg in diesen Zweigen, besonders für Rechnung mehrerer Schweizer-Häuser gearbeitet, und der Fremde sieht öfters vor der einsamsten Alpenhütte die Mädchen mit Sticken des feinsten Mouselins beschäfti-

get. Dabei ist die Kleidung der Bregenzer-Wälder Mädchen und Weiber so ganz eigen, und bildet sie wirklich so schön, daß man recht gerne bei ihnen verweilt. Kräftig und munter ist ihnen keine Arbeit zu schwer, und an Muth sind sie den Männern gleich. Der Fremde ist ihnen willkommen, doch ihre Gunst erhält nur der freisinnige Alpner. Es wäre zu wünschen, daß die Kleidung der Bregenzer Wälderin abgebildet würde, denn sicher ist sie eine der ältesten Volkstrachten, die sich von den Tyroler- und Schweizer Tracht gleich weit unterscheidet, und sich vermuthlich nur in diesen ganz abgesonderten Bergländchen ganz unverändert erhalten hat. Die Kleidung der Männer nähert sich schon mehr der Tyroler, und eine ganz eigene Gewohnheit darf hier nicht übersehen werden, die darin besteht, daß alle Männer Taback kauen. Merkwürdig ist noch, daß die berühmte Malerin Angelika Kaufmann aus dem Bregenzer Wald gebürtig war, in der Kirche ihres Geburtsortes nahe bei Bezau ist ein von ihr in Rom gemahltes Altarblatt, welches sie auf ihre Kosten hier zum Andenken aufstellen ließ. So findet man also auf diesen hohen Alpen bei der schönen Natur, auch die vaterländische Kunst.

Wir kehren von dieser Alpenreise nach Bregenz zurück, um von da der schönen Straße über Dornbirn und Hohenems nach Feldkirch zu folgen. Diese unter der österreichischen Regierung angelegte Straße zieht sich von der großen Alpbrücke bei Bregenz mehrere Stunden in gerader Linie bis an die Hohenemser Berge hin, die mit ihrer schrägen Felsenwand immer mächtiger hervortreten, jemehr man sich ihnen nähert; zu seiner rechten Seite hat man das fruchtbare Rheinthal und das schöne Schweizerland von Rheineck bis nach Werdenberg und Sargans, und man be-

hält diese reizende Ansicht, die dem Auge immer neue Gegenstände darbietet beinahe bis Feldkirch; links dieser Straße bilden die hohe Gebirge des Bregenzerwaldes, die sich an die Hohenemser und Rankweiler anschließen, eine fortlaufende Kette. — Dornbirn in der schon von den ältesten Zeiten bekannten Dornbirner-Au, die sich weit bis an den Rhein hinausdehnt, ist ein aus drei Gemeinden bestehender sehr großer offener Ort, dem man es wohl ansieht, wie mit steigender Wohlhabenheit sich die drei Gemeinden in einen einzigen Ort verwandelt haben. Auch hier waren Koton-, Mouselin- und Batist-Manufakturen, die um so geschwinder wieder aufblühen werden, als einige sehr wohlhabende Handlungshäuser sich hier befinden, die während der letzten unglücklichen Jahre, wo aller Handel in Vorarlberg stille stand, selbst mit ihren Schaden arbeiten ließen, nur um manche Familie vom Hungertod zu retten. Zu diesen edlen Vaterlandsfreunden kann auch das Handlungshaus Blum in Fußach gezählt werden, dem sehr viele Familien ihre Erhaltung zu verdanken haben. In Dornbirn selbst ist eine Flachsspinn-Maschiene aufgestellt, die dem Erfindungsgeist der Vorarlberger Ehre macht, und die allerdings würdig war, unter den Mitbewerbern zu dem in Paris ausgesetzten Preis zu erscheinen.

Von Dornbirn kömmt man nun den Hohenemser Bergen immer näher, die man schon von der Ach-Brücke bei Bregenz an immer vor sich hatte. Nicht leicht bemerkt man so auffallend, wie von hier nach Hohenems und von da noch eine Strecke auf der Straße gegen Feldkirch die gewaltigen Veränderungen, die mit unserer Erde in frühern Jahrtausenden vorgegangen sind, denn der Sturz der Gebirge und ihre Zertrümmerung, so wie die Absonderung

der Gewässer liegt hier so einleuchtend und so nahe vor Augen, daß diese Gegend für jeden Naturforscher von dem höchsten Interesse seyn muß. — Hohenems, der Hauptort der ehemaligen Grafschaft liegt ganz an diesen Bergen angelehnt, so daß über dem neuen Schlosse und der Kirche mächtige Felsenstücke hervorragen, deren Einsturz diese Gebäude, und einen großen Theil des Ortes unter sich begraben würde. Noch weit über diesen Felsen in schauerlicher Höhe sieht man die Ruinen des zerstörten Bergschloßes Alt-Hohenems, der eigentlichen Veste der tapfern Ritter von Ems, deren Name und Thaten in der Geschichte nicht unbekannt sind. In der Kirche selbst findet man ein großes Grabmal eines der letzten Helden dieses Geschlechtes, so wie in dem neuen Schloß noch einige Gemälde, die auf sein Leben Bezug haben. Die Büchersammlung die manches schätzbare Alterthum, und viele spanische Bücher enthielt, ist zerstreut oder geplündert worden; das Familien-Archiv aber bewahrt noch manche seltne Urkunde, deren Mittheilung für die Geschichte von Vorarlberg nützlich seyn würde. Auf dem Berg, wo das alte Schloß steht, wachsen herrliche Weintrauben, die sowohl an Größe als an vortrefflichen Geschmack sich auszeichnen. Ein Graf von Ems, der den Ruhm dieses Namens auch in Spanien bewährt hatte, brachte die Weinstöcke aus diesem Lande hierher, und sie gediehen, auf diesen Felsen beinahe noch besser, wie in ihren Vaterlande. — In Hohenems befindet sich auch die einzige Juden-Gemeinde von ganz Vorarlberg; sie zeichnet sich durch Ordnung und bessere Erziehung ihrer Jugend vorzüglich aus, und hat einige sehr wohlhabende Mitglieder. — Eine Viertelstunde von dem Orte, an der Straße nach Feldkirch ist ein Schwefelbad, aus dessen Fenstern man einen großen Theil des Rheinthals und der gegenüber liegenden Schweiz-Seite von Rheinek bis Werdenberg übersieht. Zu

der Grafschaft Hohenems gehörte noch der alte Reichshof Lustnau (curtis regia) einst der Sitz Kaiser Karls des Dicken, jetzt eine beträchtliche Gemeinde, die in der schönsten und fruchtbarsten Gegend am Rhein gegen Fußach hin liegt, und welche von der noch lebenden letzten Hohenemsischen Erbtochter, einer verwittweten Gräfin von Harrach den größten Theil der Einkünfte zum Besten der Schule als eine sehr wohlthätige Stiftung erhalten hat.

Von Hohenems nach Feldkirch hat man noch einige Zeit die schon erwähnten merkwürdigen Gebirge zur Linken und rechts das Rheinthal von der Schweiz begrenzt; doch bald sieht man mitten in dem Rheinthal sich einzelne Berge erheben, die sich dann näher an die Straße hin ziehen und bei Neuburg, einer dem Grafen von Wolkenstein gehörigen Besitzung, einen natürlichen Vertheidigungs Punkt bilden, der die Straße beherrscht und nicht so leicht umgangen werden kann. Diese Berge verschließen nun von dieser Seite bis Feldkirch die Aussicht in das Rheinthal, während das Gebirg zur Linken sich etwas öffnet und einige Ortschaften zum Vorschein kommen, unter welchen Rankweil der alte Reichsflecken wegen des Kaiserlichen freien Landgerichts berühmt ist, das seine Gerichtbarkeit nicht nur über die Vorarlbergischen Herrschaften, sondern über noch mehrere unmittelbare Reichsländer erstreckte, und das in der deutschen und schweizer Geschichte sehr oft vorkommt. Auch das verfallene Bergschloß Montfort oder Starkenburg darf in dieser Gegen nicht übersehen werden. Je näher man Feldkirch kommt, je mächtiger treten die Rhätischen Alpen aus dem Hintergrund hervor, und hart am Eßnerberg, wo dieser seine Schluch,

ten dem Strom der Ill öffnet, liegt Feldkirch zwischen zwei Bergen eingeengt.

Feldkirch ist wie Bregenz eine kleine Stadt von beiläufig dreihundert Häusern und mehr als dreitausend Einwohnern. Auch hier trägt das alte Schloß noch die Spuren römischer Bauart, so wie auch der größte Theil der übrigen Häuser vom hohen Alter zeuget. Feldwirthschaft, Weinbau, Koton-, Mouselin- und Batist-Manufacturen, Bandfabriken und Holzwaaren sind hier die Hauptnahrungszweige, auch hat man in den letzten Jahren eine Maulbeerpflanzung und die Gewinnung der Seide angefangen, die große Vortheile zu versprechen scheint. Die Ill ist ein reißender Bergstrom der unweit der Stadt aus einer engen Schlucht des Eßnerberges hervorkömmt und an der Stadt vorbei, wo er einige Gewerke in Bewegung setzt, dem Rhein zueilt. Um seinen Lauf dahin zu beobachten der eine sehr schöne Ansicht gewährt, muß man den einen Berg besteigen, welcher die Stadt von dem Rheinthal scheidet, und der, nicht so hoch wie der gegenüberstehende Eßnerberg, meistens mit Wein bepflanzt ist. Diese Berghöhe wird um so merkwürdiger, da von ihr aus Massena, das Kind des Glücks, wie ihn die Franzosen nannten, von dem Vorarlberger Landsturm zurückgeschlagen wurde. Die Geschichte wird auch ohne Denkmal diesen Sieg verewigen!

Von Feldkirch führt die gerade Straße, auf welcher man die Rhätischen Alpen mit ihren sich in den Wolken verlierenden Häuptern wie eine undurchdringliche Scheidewand immer vor sich hat, nach der Lichtensteinischen Herr-

schaft Vaduz, einst auch eine Besitzung der Montfort, und über den berühmten Luciensteig nach Maierfeld und Cur, oder rechts über Ragatz nach dem bekannten Bade von Pfäfers und an den Wallenstädter See. Die Straße von Lindau nach Bregenz, Feldkirch, Cur über die Via mala nach Mailand unterhält die Verbinduug mit Italien, keinem Wagen, nur Saumpferden zugänglich. Von Lindau nimmt alle vierzehn Tagen ein eigner Bothe diesen Weg nach Mailand, der auch Reisende mit den nöthigen Pferden versieht. — Eine zweite Straße führt von Feldkirch durch die enge Schlucht, welche sich hier die Ill in dem Eßnerberg geschaffen hat, nach Pludenz und von dort auf den Arlberg, so daß diese hohen Felsenwände eigentlich das Eingangsthor von dem ehemaligen Nebelgau, in das Wallgau bilden. Dieses Thal, welches von Pludenz her die Ill durchströmt, ist links gegen die Gebirge, welche nach dem Ursprung des Lechs und der Iller hinziehen ziemlich offen, rechts aber von hohen Gebirgen eingeschlossen, und im Hintergrunde ragt der Arlberg über alle mächtig hervor. Mitten in diesem Thal liegt Pludenz eine kleine finstere Stadt mit einem Schloß, das dem Baron von Sternbach gehört und von welchem man, da es erhöht liegt, eine schöne Aussicht über einen großen Theil des Thals genießt. Unter der Bairischen Regierung war hier ein Landgericht, zu dem auch Sonnenberg und Blumeneck gehörte, und welches sich bis an das Lechthal erstreckte. Von Pludenz zieht sich das Thal noch eine Strecke hin, bis es sich dann in zwei Thäler theilt, wovon das eine rechts, was man Montafun nennt, ein eben so eignes Gebirgsvolk einschließt, als wie jenes des Bregenzer Waldes; in dem Thal zur Linken zieht sich die Straße über Bratz nach dem Arlberg. Beide Thäler gehören noch zu Pludenz, sind aber so verschieden in jeder Hinsicht,

daß sie einen sehr auffallenden Gegegensatz bilden. Der Eingang in das Montafunerthal ist rauh und der schmale Weg zwischen hohen Felsen, von welchen öfters mächtige Steine sich losreißen, nicht ganz ohne Gefahr; doch bald verläßt man diese schauerlichen Felsen und erblickt eines der schönsten Thäler, welches nicht sehr breit zwischen den höchsten Gebirgen sich einige Stunden in die Länge hinzieht; das Gebirg zur Rechten bildet die Scheidewand zwischen dem Prätigau der Graubündner, das Gebirg zur Linken die des Arlbergs, und im Hintergrunde ragen die mit Schnee bedeckten Häupter der Unter-Engadimer Gebirge zum Himmel. Dieses Thal, wo beinahe ein Ort den andern berührt und auf allen Seiten einzelnen Wohnungen an den Bergen hängen, mit einer unzähligen Menge von Kirschbäumen, giebt eine schöne Landschaft, besonders zur Blüthenzeit, wo das ganze Thal nur einen lieblichen Gartens bildet. Hier, wo die höchsten Graubündner und Tyroler Alpen das enge Thal umschließen, ist die Wärme der Sonnenstrahlen so stark, daß man sich nach Italien versetzt glaubt, und dies ist auch die Ursache des vorzüglichen Gedeihens der Kirschbäume, die für die Bewohner einen beträchtlichen Erwerbszweig ausmachen, indem sie aus den Früchten einen sehr starken Kirschgeist brennen, der aus Vorarlberg bis nach Wien verkauft wird. Je tiefer sich aber das Thal gegen das Unter-Engadin hinzieht, je mehr verliert es seine Reize und wird endlich von Eisfeldern begrenzt, so daß auf dieser kleinen Strecke Sommer und Winter, Blüthe und ewiges Erstarren zu gleicher Zeit den erstaunten Wanderer überraschen. Steile Alpenwege führen nach Martinsbruck, wo der Inn die Grenze von Tyrol betritt, und in das reizende Prätigau.

Schruns ist der Hauptort des ganzen Montafuner Thales, und hier war auch der Sitz eines Bairischen Landgerichts. Dieser ganz offene Ort, der beinahe mitten im Thal liegt, hat das Ansehen eines großen Dorfes, zu dem sehr viele einzeln zerstreut liegende Häuser gehören. Die Montafuner bilden, eben so wie die Bregenzer Wälder, ein ganz eignes Völkchen, und sind ohne Zweifel ein alter rhätischer Volsstamm, der sich ziemlich unvermischt erhalten hat. Man spricht zwar hier nicht, wie in den angränzenden Engadin, das verdorbene Latein, oder das Romanische, aber mehrere Namen von Orten, und Familien, so wie einzelne Wörter in der Volks-Sprache lassen mit Grund schließen, daß sich die alte Sprache hier noch sehr lange erhalten hat, und sehr viele Montafuner, die ihr beträchtlicher Vieh-Handel so oft nach dem Engadin, und nach Italien führt, können sehr leicht sich mit diesen verwandten Völkern verständigen. Die Montafuner erhalten sich von Viehzucht, Obstbau und Erdäpfeln, und sind größtentheils sehr arm, dabei aber sehr reizbar, und einmal in Wuth gebracht, nicht so leicht zu besänftigen, sie haben daher manchen Vorwurf von den übrigen Vorarlbergern zu ertragen, der oft zu blutigen Streitigkeiten Anlaß giebt.. Die Kleidung der Mädchen ist hier eben so eigen und sonderbar, wie im Bregenzer Wald.

So schön und reizend das Montafuner-Thal sich darstellt, so wild und widerlich ist das Thal, welches von Pludenz über Bratz nach dem Arlberg führt. Je näher man diesem hohen Gebirge kömmt, je mehr erstirbt die ganze Natur, bis man endlich am Fuß des Arlberg, die wahrhaft Kaiserliche Straße hinanklimmt, die über diese

ungeheure Felsenwand mit erstaunlicher Mühe, und mit dem grösten Geld-Aufwand erbauet ist, und die den österreichischen Adler hier auf der Spitze des Adlerbergs würdig aufgepflanzt hat. Von hier zieht die Straße über Landeck nach Insbruck und diese Verbindung von Tyrol mit Vorarlberg und der Schweiz ist vieler Hinsicht für Oesterreich von der größten Wichtigkeit. Da der Arlberg im Winter mit sehr hohen Schnee bedeckt ist, so kann man alsdann nur auf Schlitten diesen Weg machen, weshalb auf der Höhe bei dem hierzu bestimmten Haus stets mehrere Schlitten in Bereitschaft stehen. Doppelt beschwerlich ist hier das Ausschaufeln des Schnees während des ganzen Winters, da eben diese Gegend wenig bevölkert ist, und es daher immer nur einige wenige Gemeinden trifft. Wenn wir einmal unsere stehende Heere in Friedens-Zeiten nicht bloß zum Garnison-Dienst, sondern zu großen Landes-Anstalten benutzen, und wie die Römer ihre Legionen, auf zweckmäßige Punkte vertheilen, so wird auch der Adlerberg sein Lager erhalten, und es wird dann ein leichtes seyn, diese Straße auch im höchsten Winter immer fahrbar, und die Verbindung mit Vorarlberg und der Schweiz offen zu erhalten.

Vorarlberg, obwohl es eine vortreffliche Viehzucht, beträchtlichen Weinbau, mehrere Fabriken, und vorzüglich fleißige und genügsame Bewohner hat, ist dennoch im Ganzen genommen, arm, und kann seine Bevölkerung nicht ernähren. Ein Land, daß sein Brodt auswärts kaufen muß, ist immer im Verlust, weil die Früchte seines Fleißes und seiner Arbeit blos für Getraide umgetauscht werden können. Den vielen Händen in Vorarlberg fehlt es an Arbeit, die

wenigen Arbeitshäuser mußten in den letzten Jahren beinahe ganz still stehen, und der Bergbau, der in ältern Zeiten mit Vortheil betrieben wurde, hatte beinahe ganz aufgehört. Im Frühjahr wandert ein großer Theil der Vorarlberger nach der Schweiz, Frankreich, Italien und nach Schwaben, um in Fabriken, oder als Zimmer- und Mauer-Gesellen, oder als Hirten ihr Brod zu verdienen, und bei ihrer Rückkunft den ersparten Lohn mitzubringen um davon mit ihrem Haushalt den Winter leben zu können. So lange sie in dem Lande selbst diesen Erwerb nicht finden, ist diese Auswanderung zu ihrer Erhaltung unumgänglich nothwendig. Auch scheint sie hier wirklich mehr zu nützen, als zu schaden, denn der Vorarlberger hat dadurch seine Vaterlandsliebe und seinen Muth nie verloren, nnd man findet vielleicht selten ein Land wie Vorarlberg, wo man mit jedem Bewohner sich so leicht verständigen, und über alle Anfragen so befriedigende Antworten erhalten kann. Die Lage Vorarlbergs zwischen Tyrol und der Schweiz trägt auch viel dazu bei, und hier ist der Muth des Tyrolers, und der Fleiß des Schweizers vereinigt, so wie die Liebe zu den vaterländischen Alpen allen diesen Gebirgsvölkern angeboren ist. — Obwohl der Römischkatholischen Religion sehr ergeben, lernt der Vorarlberger doch frühzeitig auf seinen Wanderungen auch die Menschen achten, die nicht seines Glaubens sind, und Religionshaß ist ihm fremd. Bei den vielen zerstreuten Wohnungen, selbst auf hohen Gebirgen, muß der Geistliche im Winter sich sogenannte Schneereifen an die Füße binden, um nicht im Schnee zu versinken, und zu manchen Zeiten kann man auch damit nicht fortkommen. Daher waren in diesem Lande die wenigen Klöster, die hier bestanden, mehr nützlich als schädlich, denn bloß durch ihre fleißige und unermüdete Beihülfe war es der übrigen Geistlichkeit möglich ihre Pflichten zu erfüllen. — Treu seinem

Glauben und seinem Kaiser, anhänglich an sein Vaterland und an seine Verfassung, fühlte der Vorarlberger sich glücklich und dies Bewußtseyn erhielt ihn standhaft in den Zeiten deß Elendes und der Bedrückung, und auch unter dem Joche rüttelte er doch immer mit stolzem Selbstgefühl die ungewohnte Last und freut sich jetzt, sie von sich geworfen zu haben.

II.

Rückblick auf die ältere Geschichte von Vorarlberg.

Der Name der hohen Alpen gebührt einigen Spitzen des Gebirges, welche über alle Grenzen lebender Natur in die reine Luft empor steigen; von ihnen als von Mittelpunkten gehen viele unregelmäßige Reihen hoher Berge aus, welche in vielfachen Krümmungen einen großen Irrgang bilden. Die Alpen in Uri und Unterwalden und auf den Gränzen der Brenner, des Landes Wallis und Rhätiens bilden denjenigen Alpenstock, welcher der Gotthard genannt wird; von demselben erstrecken sich viele Berge in mancherlei Richtungen an die See von Thun, Zürich, Costanz, Como und an den langen See. Die mitternächtlichen Berge liegen wüste und ohne Namen; die südlichen Thäler, wo jetzt Wallis und Graubünden, wurden von vielen kleinen und armen Völkern bewohnt, welche wild und frei bleiben wollten. Von dem Furka bis an die Quelle des Rheins in dem Berg Adula wohnten

die Begontier eine Völkerschaft rhätischen Namens, und vielleicht aus dem der Taurusker. Die Taurusker besaßen viele Thäler der Alpen im Gotthard, um Saluzo, und im Krain. Die Rhätier waren vor Alters ein großes Volk in Italien, welche von den Griechen und Römer Tyrrhener, Tusken oder Hetrusken genannt wurden, Rhätier mag ihr eigener Name gewesen seyn. Von den Alpen wohnten sie bis an die Tiber in einer Eidgenossenschaft vieler Städte, welche von selbstgewählten Obrigkeiten und nach ihren eigenen Gesetzen regiert wurden. Sie hatten in ihrem Gottesdienst hohe Feier, im Glauben folgten sie den väterlichen Sagen; in der Kunst waren sie zwischen der ägyptischen Riesengröße und griechischer Vollkommenheit. Gegen gewaltige Bürger und auswärtige Macht behaupteten sie viele hundert Jahrelang die Freiheit und weitberühmt war ihre Seemacht. Als die alten Gallier zum erstenmal über die Alpen zogen, verließen alle Bewohner der Ebne am südlichen Fuß des Gebirges die Städte ihrer Voraltern und nahmen die Flucht. Eine Eidgenossenschaft von zwölf Städten blieb in den schönen Thälern der apenninischen Berge, welche darum Tuscia jetzt Toscana genannt wurden. Weil aber dies Land nicht allen groß genug, oder vielen unsicher schien, flohen Rhätier auch in die Alpen.

Zur selbigen Zeit waren höchstens Fußpfade in diesem Gebirg, oft gebrochen von Eislagen der Felsen, die von den Höhen in den Abgrund heruntergestürzt; selbst dem verwegnen Jäger schwindelt auf den engen hohen Wegen durch diese Klüfte. Der Strohm des Rheins floß durch große Sümpfe in einen sehr breiten, tiefen und langen See. In diesen Gegenden blieben die Rhätier und wohnten bis an

den großen See; sie nannten ihn vielleicht nach der venetianischen Meeresbucht venetisches Wasser, Lacus Venetus. *) Hierauf bauten sie an vielen hohen Orten starke Burgen und ein anderes Lavinium, ein anderes Ardea und ein Falisci, von welchen Camillus nichts vernahm. Das ganze Volk wurde martialisch, vergaß die Tuskischen Kenntnisse und Künste, trieb Raub, weil ihm alles genommen, und wurde allem Gehorsam, aller Furcht und Menschlichkeit fremd. In den Städten der benachbarten Gallier erwürgten sie alle Männer und ihre Söhne, und alle diejenigen schwangeren Weiber, welchen die Wahrsager Mannsgeburt weissagten. Es beschirmte vor ihnen weder das Alpengebirg diese Gallier, noch der große See den Helvetier, noch die Deutschen ihr tapferer Muth; als nähmen sie von allen Völkern die Rache des Verlustes eines glücklichern Landes. Aus Hungersnoth hielten einige Frieden, sie vertauschten Käse, Honig, Pech und Harz um Früchte der Felder. Die Gallier, in ihrem neuen Lande sowohl als in den Wohnsitzen ihrer Väter, alle Tusken und alle von ihnen befahrenen Küsten und Gewässer, ihre Freunde, ihre Feinde und Völker, die sie niemals nennen gehört, fielen unter das Joch der Stadt Rom. Indessen blieben die Rhätier frei und wild in dem Gebirg der Graubündner, in dem Venetianischen, in dem Tridentinischen, Tyrol herab und bis an den Donaustrom, und ihre Nachkommen reden von drittehalbtausend Jahren her ihre Sprache.

In

*) Lacus Venetus, Brigantinus, Acronius, Moesius, Rheni, Suevicus, Bodamicus, alle diese Namen bezeichnen den Bodensee oder wenigstens einzelne Theile desselben.

In dem siebenhundert acht und dreißigsten Jahre der Stadt Rom, als Octavius Augustus alle Nationen von dem Euphrat bis an die Küste der Britanier friedsam beherrschte, wurde er durch die Camunnen und Vennonen, rhätische Stämme, welche gegen römische Landstädte einen Raub thaten, erinnert an die Völker in dem Gebirg. Da wurden Claudius Drusus und Claudius Tiberius Nero seine Stiefsöhne mit einem Heer wider die Rhätier geschickt. Hingegen die Vindeliker, ein Volk von gleichen Sitten, ihren Lande gegen Mitternacht, wurden ihre Bundesverwandten zu diesem Krieg; ostwärts war auch Norikum, wild und unabhängig. Die Römer, welchen der unblutigste Sieg billig der schönste schien, suchten die Feinde zu trennen. Drusus ein Jüngling in dem des großen Cäsars Geist war, zog in das Tridentinische, sein Bruder durch Gallien. Ehe die Rhätier das letztere gewahr wurden, erschienen die Befehlshaber im Lande der Vindeliker, er selbst auf dem See; denn auch Tiberius hatte solche Einsichten, daß wenn er nicht Kaiser geworden wäre, er vielleicht große und gute Thaten verrichtet haben würde. Drusus, der erwartet wurde, schlug den Feind, kam in das Land und ließ durch das Gebirg Straßen bauen. Im Nord wurde auf einmal jeder Stamm in seinem Lande angegriffen und überwunden; auf dem See schlug Tiberius die Vindeliker. Dieser Unfälle beugten die Rhätier noch nicht, eingedenk, daß ihre Väter in allen Kriegen glücklich gefochten, gab ihr Unglück ihnen Kraft, ihre Wildheit ward zur Wuth; auch Weiber wagten sich für die Erhaltung der Freiheit in die Schlacht und Mütter schleuderten römischen Soldaten ihre Säuglinge in das Angesicht. Weil aber bloße Freiheitliebe ohne Führung wider Kriegskunst selten sieghaft ist, wurden, am letzten unter

allen Völkern des Alpengebirges, die Rhätier unterjocht.

Als die Helvetier von Aulus Cäcina wegen ihre Anhänglichkeit an Galba bestraft wurden, stritt eine Anzahl der tapfersten Landwehr aus Rhätien, welche die römische Bewaffnung und Kriegführung gelernt hatten, unter seinem Befehl. Soviel Rhätien ein rauheres Land als Helvetien ist, um so viel waren immer die Einwohner wilder, härter, krieggewöhnter. Unter den guten Zeiten des römischen Kaiserthums unter Vespasian, Titus, Trajan, Hadrian blühte Helvetien und Rhätien in langem Frieden. Im Landbau wurden Versuche unternommen; der Pflug wurde verbessert, und im rhätischen Weinlande gegen den falernischen Hügel gewetteifert; nur dem Weingott brachten die Helvetier reichliche Opfer. Sie dienten der Sonne, welche sie Belin, den unüberwindlichen Gott nannten, und seiner Schwester der Göttin des Mondes, der Isis; sie ehrten die Sylphen, welche für sie sorgten, und nicht weniger die Götter der Schattenwelt. In ihren Gräbern lagen sie mit ihren Schwertern und nicht ohne Geld, gegen den Aufgang der Sonne hin, als erwarteten sie von ihr den Ruf der Auferstehung.

Das Land Helvetien wurde zu der Landschaft Gallien gerechnet, Raurachen zu Hochdeutschland, und Rhätien zu Italien. Da der ganze Rheinstrom in dem Belgischen Gallien floß, trennte Kaiser Hadrian, bei zunehmenden Glück, das Land Helvetien von der Landschaft Belgien, und bestimmte von dem venetischen See bis an dem Fluß Arar (Saone) disseits und jenseits den Berg Jura

die große Landschaft der Sequaner. Ein Vorsteher verwaltete das Land Rhätien, bis wo der Inn sich in die Donau verliert; eben derselbe war oft auch über das gemeine Wesen der Völkerschaften von Wallis gesetzt. Diese Einrichtungen der Kaiser beruhten auf der Natur des Landes, darum dauerten sie länger als das römische Reich. — Die Deutschen stritten zur selbigen Zeit unter sich um Freiheit oder Herrschaft. An der Gränze nach dem Rhein waren die Stämme durch Unruhen, Wanderungen, Geld, Wein und Handel geschwächt, und Marbod wie wir wissen, hatte das Land an der Donauquelle verlassen um tief im Walde frei und gewaltig zu herrschen. In die alten Sitze seines Volks kamen Gallier, Jünglinge, die kein Landeigenthum hatten, welche kühn waren weil sie nichts verlieren konnten, und welche verdroß dem Kaiser zu dienen. Sie bemächtigten sich der Hügel und vieler Thäler, worin die äußersten mitternächtlichen Alpenberge sich anmuthig herab senken. Frei irrten sie weit und breit in der Allmend und man weiß nicht, ob sie von derselben die Almanen oder die Allmend nach ihnen genannt wurde. Hundert Jahre lang sammelten sich die Allmanen, bis den Kaisern gefiel dieses herrenlose Land für ihr eigen zu halten. Die Allmanen leisteten fast keinen Wiederstand; Kriegsdienste waren ihre Lust, gegen Auflagen wurden sie durch ihre Armuth beschirmt. Kaiser Hadrian trennte sie durch eine große Schanze von den Deutschen, sie zogen am Mayn und machten Brüderschaft mit den Schwaben.

Im andern Jahr des Kaiserthums Marcus Antonins fielen Stämme deutscher Art in das Land Rhätien. Sie kamen sieghaft und verheerend an das Gebirg, und ostwärts drohte Markomar, westwärts waren die Sequa-

ner mißvergnügt und aufmerksam. Wie Marcus Antoninus diese Unruhen gestickt, und viele andere große Gefahren des Reichs und viele Thaten der damaligen Kaiser sind fast gänzlich unbekannt. Von der Zeit an, als die Sache des Reichs das Geschäft eines Einigen wurde, verloren die Geschichtschreiber sowohl die Kenntnisse als die Theilnehmung, wodurch geringere Kriege von den Alten unsterblich gemacht wurden. Von dem an wurde die Kenntniß des Hofs der Weg zum Glück, wie vormals die des Heers, des Volks und Rathes; daher beschrieben diese die Hofsitten, die vorigen mehr das öffentliche Leben. Den Siegern eines Volks, für seine eigene Freiheit oder Herrschaft, blieb das Lob, weil ein Volk nie stirbt; hingegen wurden die Siege der Kaiser unter Nachfolgern aus Furcht oder Schmeichelei verschwiegen, und besonders wenn die oberste Gewalt nicht auf ihre Söhne kam. — Caracalla suchte die Allemanen am Ufer ihres Mayns. Unter seinen angeblichen Sohn Alexander zogen große Schaaren Allemanen, immer durstig nach Blut und Raub, entflammt von Rachbegierde an die Gränzen des Rheins. Vom Euphrat eilte er an den Rhein; die Verletzung der Gränze vergab er um Frieden zu erhalten. Sein Nachfolger Maximinus drang durch die Sümpfe, welche die Allemanen deckten, und bereitete durch einen Sieg, von welchen er keinen Gebrauch machte, dem römischen Reich verdoppelte Rache. Nach dreißig Jahren kam sie. Funfzehn Kaiser waren indessen umgekommen. Gallienus hieß Kaiser und herrschte neben dreißig Tyrannen. Da ergossen sich über Helvetien, Rhätien und Italien viele streitbare Stämme der Deutschen; vergeblich war des Hadrianus Wall', zu schwach das rhätische Gebirg; der allemanische Heerführer Croch überstieg die rhätischen Alpen. Claudius schlägt die Allemanen, Aurelius nöthigt sie das Reich zu verlas-

fen. Nach zwanzig Jahren kommen sie wieder und mit ihnen die Burgunder von der Saale, und die Heruler aus der Brandenburgischen Mark. Da zog Maximinianus mit seinem Lobredner über das Gebirg und setzte sich ein Denkmal des herulischen Sieges. Mit schlechtem Glück führte Constantius der zweite den Krieg um die Streifereien der Allemanen abzuhalten, und gab ihnen den Frieden.

Bald nach diesem Frieden wurde Arbetio, Feldhauptmann über die Reiterei, mit einem starken Theil des kaiserlichen Heers in die Gegenden am Bregenzersee wider die Lenzer geschickt. Bregenz eine rhätische Stadt lag nahe bei den Anfang des Sees; beide Ufer, wo nun durch den Anblick vieler Städte und Schlösser, und durch die Betriebsamkeit glücklicher Landleute, reiche Felder ausgebreitet lagen, waren damals voll finsterer Waldung und schwarzer Sümpfe; die großen Kaiser der alten Zeit hatten eine Straße gebahnt. Lenz oder Lienz liegt unweit von dem See, in einem Gau, der zu großer Plage der Gränzen von diesem kühnen Stamm der Allemanen bewohnt wurde. Der Kaiser zog von Mailand und Como durch das Thal von Clavenna, das Land Hohenrhätien herab, in das Caninische Feld, welches bei der Stadt Cur den Anfang nimmt. Von da zog mit anvertrauter Macht Arbetio durch den engen Paß, um Lucienstaig, in den Wald, welcher sich von dem Bregenzersee nach dem Arlenberg hinauf zog. Da er nun zugleich mußte die Ordnung des Heers erhalten, Pfade finden zu dem Linzgau, und bei so durchschnittenen Gegenden alle Feindeslist meiden oder auskunden, bedienten sich die Lenzer eines Nebels, brachen aus manchen unerwarteten Hinterhalt hervor, und

erschlugen zehn Tribunen mit vielem Volk; hierauf stürmten sie die Schanzen. Das bedrängte Heer von Saniauch, von Bappo und Arinth, Barbaren und gleichwohl Tribunen, ermuntert, fiel plötzlich heraus, und warf den Feind in schneller Flucht. — Julianus der letzte Glanz des ausgehenden Lichtes altrömischer Tugend erhielt den letzten großen Sieg über deutschen Muth. Der Ueberwinder durchzog überall sieghaft ganz Allemanien bis an die cattischen Wälder; ein Heer von ihm angestürmt, obwohl Barbatio es anführte, befreite Rhätien durch die gänzliche Niederlage des allemanischen Stamms der Juthunger. — Valentinianus läßt einen König der Allemanen ermorden, einen andern lebendig verbrennen. Verwüstung zog vor ihm her. Gratianus blutiger Sieg und Stiliko's Zug beschließen in diesen Gegenden die Geschichte der römischen Herrschaft.

Bei den Rhätiern erhalten nun die Allemanen die Oberhand, aber bald wird auch für diese Gegend Attila mit seinen fünfmalhunderttausend Hunnen die Geißel Gottes, und an den Schrecken dieses Namens wurden auch wir in unsern Zeiten, durch einen zweiten Attila gemahnt. Als die Franken Gallien eroberten, die Allemanen bezwangen und ihnen ihr Land nahmen, fiel Rhätien an die Ostgothen. Die alten Gothen beherrschten den Sund vom europäischen Rußland. Die Hunnen zwangen sie zur Auswanderung. Die Ostgothen dienten Attila und setzten sich durch Kriegsmacht und Heldenmuth in Italien fest. Sie waren um so viel besser als die Allemanen, um so viel freigebiger die Natur in Pannonien und Italien als bei den Allemanen war, denn rauben war für diese fast Bedürfniß. Das Land Rhätien wurde noch immer zu

Italien gerechnet. Es begriff sowohl Tyrol, einen Theil von Schwaben und ganz Graubünden, als die Alpen der Appenzeller, Glarner und Urner bis an einen Fels, die Gränzmark nach Burgund, worin Dagobert König der Franken einen halben Mond hauen ließ. Alle gute Einrichtungen des Kaiserthums wurden von dem weisen und kriegerischen König der Ostgothen Dieterich beibehalten; vielen Fehlern half er ab, durch Muth und Verstand. Er setzte über das Land Rhätien Servatus zum obersten Befehlshaber oder Herzog. Soldaten bewachten die Gränze; viele römische Bürger wohnten daselbst aus Liebe zum Gewinn, oder weil das Gebirg die sicherste Freistätte schien; eine Landwehr die Breonen mochte eine Veranstaltung der ältern Zeiten seyn, denn die Rhätier blieben auch unter den Römern kriegerisch. Der Befehlshaber Servatus zog durch das Land; kein Fremder durfte nach Rhätien kommen, kein Landmann reisen ohne seinen Willen. Die Soldaten waren in bürgerlichen Sachen unter dem Landrecht; seine Haltung macht seine Vertheidigung nur leichter. Ueber die raubenden Breonen wachte strenge Mannszucht; Unordnung schien dem ostgothischen König der größte Feind seines Reichs. — Amalaswinda die Tochter des großen Königs Dieterich wird von Theodat umgebracht. Aus dieser That erfolgte der Verlust Siciliens und Roms, das Verderben Theodats, eine Reihe Niederlagen, der Untergang der folgenden fünf Könige, die Auflösung des ostgothischen Reichs. Rhätien wird von Dietbert König der Franken erobert. Von dem an wurde das ganze helvetische und rhätische Land von den Franken beherrscht. —

Das Christenthum wurde unter König Dagobert in

diesen Gegenden bekannt. Weit jenseits Land und Meer, auf Erin, wo die Scoten wohnten, waren durch eine unbekannte Verbindung von Umständen mehrere Männer aus edlen Geschlechtern in guten Kenntnissen unterwiesen, und aus Liebe zum stillern Leben verließen sie ihre kriegerischen Brüder. Columban, Gall, Magnoald und neun andere kamen nach Frankreich. Dietbert, König von Australien gab ihnen Erlaubniß in dem allemanischen Helvetien den christlichen Glauben zu verkündigen. Von da kamen sie durch Berg und Wald in die alte Burg Arbon am Bodensee, und nach Bregenz. Damals lag Bregenz durch die Allemanen verwüstet; in dem heiligen Hause hingen hölzerne Götter an der Mauer; dem Wodan opferten sie von ihrem Bier. Doch wurden die heiligen Männer gehört, sie zerbrachen die Bilder, weiheten die Kirche und pflanzten einen Garten mit fruchtbaren Bäumen. Aber die Allemanen fühlten weder das Bedürfniß des Glaubens, noch des Landbaus. Sie erhielten durch ihre Klagen bei dem Herzog Kunz, daß die Mönche nicht mehr bei ihnen bleiben durften. Von da fuhr Gall nach Arbon, Sigbert nach dem Gotthard in eine fürchterliche Einöde nicht weit von den Quellen des Rheins. Hier lehrte er die wilden Rhätier, und stiftete das Kloster zu Disentis. Gall und Mang bauten unweit von einem Fall der Steinach ihre Zellen, und funfzig Jahr nach Galls Tod wird mit Wissen Pipins von Heerstall das Kloster St. Gallen gestiftet.

Fast von der Zeit an, als die Franken den Ostgothen die Oberherrschaft Rhätiens entrissen, wurde Rhätien verwaltet von Vorstehern aus einem alten reichen Geschlecht aus Tomiliasca der Gegend von Tusis. In diesen Thälern und in den benachbarten Alpen besaß Victor von

Lufis viele Viehzucht und Waldangen; seiner Voraltern Reichthum, oder sein eigner Geist und Muth war es, wodurch er die Besitzer bewog, sich unter seinem Schirm zu begeben. Diesen Mann setzte ein fränkischer König zum Grafen von Cur, zum Vorsteher des rhätischen Volks. Die Würde des Vorstehers blieb seinem Sohn Vigilius Grafen zu Bregenz und seinem Geschlecht. Zweihundert Jahrelang war unter sechs Vorstehern und vier Bischöfen die oberste Verwaltung aller geistlichen und weltlichen Sachen bei diesem Hause. Tello Bischof und Vorsteher war der letzte von dem Stamm; darum gab er dem Kloster zu Disentis und Hochstift Cur sehr viele Höfe, Bauten, Pflanzungen, Getreue und Leibeigene zum Geschenk. Das höchste Ansehen gab Carl der Große dem Bischof Constantius, welcher zu Cur auf Tello folgte. Rhätien hat viele wichtige Pässe; die geistlichen Waffen schienen dem König die unverdächtigsten, doch vertheilte er die Kriegesmacht unter mehrere Grafen. Auf diese Art erhob sich zur Zeit Kaiser Carl des Großen das Ansehen der Bischöfe zu Cur, nachdem Rhätien frei gewesen bis auf Octavius Augustus, lang den Römern gehorcht, oft von den Allemanen verwüstet, und von den Herzogen des Königs der Ostgothen, unter den Franken aber von dem Geschlecht Victors verwaltet worden war. Nachdem diese Vorsteher ausgestorben, stand alle Mannschaft im ganzen Land Helvetien, zu Rhätien und in Wallis unter des Kaisers Grafen.

Volk und Heer waren damals einerlei; die Kriegskunst blieb hierdurch unvollkommen, aber dies Volk genoß einer sichern Freiheit wie unter großen Königen, oder wie unter keinen. Der allgemeine Aufbruch geschah für die Land-

wehr, zum Schirm des Reichs wider ausländische Uebermacht. Die Landeigenthümer führten den Krieg; der Auszug geschah unter dem Grafen eines jeden Gaus zur Sicherheit ihres Eigenthums in dem Krieg des Königs, welcher immer nur auch ihr eigener Krieg seyn konnte. Sie standen unter Carl dem Großen in dichtgeschlossenen Haufen, unaufhaltbar im Stoß, im Aushalten eine Mauer. Diese Landwehr haben alle Staaten gegründet; sie sind in ihrem Ansehen gefallen durch die Vernachlässigung ihrer selbst. Die Grafen, Herzoge und Könige lebten von dem Ertrag ihrer Güter, dem Volk so viel näher, da die Landwirthschaft auch ihr Geschäft war. Als Carl das größte Reich beherrschte, welches nach den Zeiten des römischen Kaiserthums unter den Christen gegründet worden, verordnete er wie die Eier auf seinen Höfen verkauft werden müßten, und gab der Welt Gesetze in Kleidern, welche seine kaiserliche Hausfrau ihm bereitet. Die Gesetze wurden dem Volk nicht vorgeschrieben; sondern wenn der König im Rath seiner Getreuen darüber gerathschlaget, und sie durch den Kanzler den Erzbischöfen und Gaugrafen, durch diese den Bischöfen, Aebten, Amtgrafen und Städten zugeschickt, so wurden sie von dem Volk gelesen und nie von dem König bekräftiget ohne die Einwilligung desselben. Es wurde nicht viel allgemeines verordnet, weil für Provinzen, die an Lage, Sitten und Erdreich verschieden sind, nicht leicht einerlei Verordnung die beste ist.

Unweit Rapperschwyl im Gaster, waren viele Güter, so wie die Grafschaft über Cur, an ein Geschlecht aus dem Histerreich, und von diesem Stamm durch Henna Gräfin zu Cur, deren Vorfahrer Hunfried Graf zu Cur das

Kloster Schennis stiftete,*) an diejenige Grafen gekommen, welche von den allemanischen Lenzern ihre Burg in Aargau die Lenzburg mögen genannt haben. Sowohl hier am Wallenstädter See als in Hohenrhätien wurden viele Güter von den eigenen Leuten der Grafen zu Bregenz und Lenzburg angebauet; es wurden einige Bergwerke getrieben, und in den Bächen kostbare Metalle gesucht. — Die Ländchen und Edelsitze steigen aus der Nacht empor und nun wird jede Freiherrschaft bekannter als vormals Königreiche. Die Grafen von Kiburg im Thurgau, die Grafen von Rapperschwyl auf der Mark gegen Rhätien, die Grafen von Lenzburg im Aargau werden nun mächtig. Während ein Graf von Hohenzollern in einem finstern Wald an dem Berg Etzel in Fasten und Gebet einsam und unbekannt in einer Hütte lebt, wo erst achtzig Jahre nach seinem Tod das Stift zu Einsiedlen aufblühet, ist St. Gallen Stift schon reich durch viele Güter und wunderwirkenden Heiligthümer, doch größer durch die Würde genauer Zucht und besondere Liebe der Wissenschaften. Ohne Waldo, Gotzbert und Hartmuth, Aebte zu St. Gallen, Stifter der Bücherei daselbst, würde Cicero vergeblich von den Zwecken unserer Handlungen und von den Gesetzen für die Nachwelt geschrieben haben; in diesem Thurgau, welchen Ammianus fürchterlich schildert, wurde von Mönchen sein eigenes Geschichtbuch und Quintilianus aufbewahrt. — Die Hirten auf den Bergen waren stark, groß, rauh, bis an die Brust hing ihr Bart; in Gebärden, im Gesicht hatten sie freien stolzen Sinn; die vornehme Herren bückten sich ihnen und nahmen den Hut vom Kopf. Sie waren zugleich Jäger, auch Bauern, Krieger,

---

*) Vermuthlich stammen von diesen Hunfrid Grafen von Cur die Grafen von Tyrol ab.

zuweilen Herren. In denselben Zeiten war jeder sich selbst genug, jedes Haus lebte für sich; keiner war so geschickt wie wir in einer Sache, von uns ist keiner in so vielen Sachen geschickt wie sie, vielleicht keiner an Begriffen so reich wie sie, obwohl unser Jahrhundert im Ganzen ungleich mehr weiß. Wir kennen Ostindien besser, Westindien gehört uns zu; sie bedachten besser, wie wenig die Natur bedarf. Nun werden durch die Verbindungen der Völker oft um eines Einigen willen so viele Welttheile verwirrt, als Gaue damals. Ihnen waren die Reisen beschwerlicher, jeder blieb in seinem Lande, in seiner Väter Sitten, ganz für seinen Gau, ganz eigen seinem Freund; unsere Schriften lauten schöner von Weltbürgerschaft und allgemeiner Menschenliebe, aber jeder Stand ist für sein Gewerb und Jahrgeld und um grenzenlose Selbstbedürfnisse bekümmert.

Von Fortifels bei Werdenberg waren in den alten Zeiten, in welche sich aller Adel verlieren muß, die von Montfort oder das Haus Werdenberg ausgegangen, und hatten durch Ritterthaten in vielen Ländern Ruhm und Reichthum erworben. Dabei wären sie länger geblieben, wenn ihr ungebeugter Sinn Brüder wider Brüder nicht so oft in blutigen Zwispalt gebracht hätte. Ihr Stamm bestand in drei Zweigen; hochadelich und reich an Herrschaften, aber verfolgt von mancherlei Unglück. Die Grafen von Werdenberg rother Fahne besaßen Bregenz, Feldkirch, Tettnang; die Grafen von Werdenberg schwarzer Fahne Sigmaringen, Mengen, Heiligenberg, Scherr, Pludenz und Sonnenberg, Werdenberg nnd Starkenstein ihre Stammhäuser; von Rheineck herrschten sie über das Rheinthal, ein altes Erb ihrer Väter; ihr war Freudenberg, wovon die Trümmer auf einem

Hügel bei Sargaz der Zeit noch trotzen, und die Feste Martau, hiezu kamen gewisse angestammte Güter und Rechte zu Magenfeld, Tamins und Hohentrüns; die weiße Fahne trug der Zweig von Sargans, der von dem mächtigen Freiherrn von Waz dessen Besitzungen zu Disentis, auf dem Rheinwald, in Schams, auf Ortenstein und Berenburg, zu Tomils und im julischen Gebirg erbte. Das Haus Habsburg war Jahrhunderte lang kaum so stark und so begütert, als das Haus dieser Grafen, und es hat wahrlich den Montfort nie an Tapferkeit gefehlt. Dennoch kam der größte Theil ihrer Besitzungen an die mächtigen Nachkommen von Habsburg und der letzte Graf von Montfort starb kaum noch vor dreißig Jahren in dürftigen Umständen, nachdem auch die letzte, aber schöne Besitzung Tettnang an Oesterreich übergeben war. Woher anders kam dieser Unterschied des Glücks, als daß von Habsburg einmal ein Mann von hoher Kraft entsprossen?

Heinrich der dritte, König der Deutschen, Burgunden und Lombarden, Kaiser von Rom vereinigte in sich die oberste Würde in den stärksten und in den schönsten Ländern von Europa. Alle seine Kronen erbte sein Sohn Heinrich der vierte. Als der Papst wider diesen Kaiser den Bannfluch ergehen ließ, ergriff die Zwietracht auch die Länder im Gebirg. Der Bischof Heinrich zu Cur, vom Hause Montfort, ein Mann, der in den Geschäften seiner Andacht folgte, war dem heiligen Stuhl zugethan. Rhätien war kaiserlich; deswegen verheerte der Herzog Welf von Baiern mit Feuer und Schwert bis in Engadin. In übergroßen Trauer um das Unglück Rhätiens starb Bischof Heinrich und das Hochstift Cur blieb ein Jahr hin-

durch ledig. Das ganze Haus Montfort, Graf Hartman zu Kiburg, die Bürger von Zürich, Burkard Graf zu Nellenburg, sein Bruder Ekard Abt auf Reichenau und Altman zu Passau und Costanz Bischof hielten zu dem Gegenkaiser Rudolf. Obschon das Glück der Waffen für den Kaiser war, und viele Herrschaften durch ihm wüste lagen, blieben diese Freunde mit Herzog Berchtold von Zäringen und Welf Herzog von Baiern Rudolf ergeben. Er vermochte das meiste in dem schwäbischen, der Kaiser in dem burgundischen Helvetien. Außer den Grafen und Prälaten vom Hause Welschneuburg war der alte Graf Arnold von Lenzburg, Herr von Baden und Zug, und Erbe alles Reichthums dieses alten Geschlechtes dem Kaiser getreu. Ulrich von Eppenstein, Sohn des Herzogs von Kärnthen, vom Kaiser als Abt in St. Gallen verordnet, wiederstand allen Feinden seines Wohlthäters. Berchtold und Herzog Welf, die von Kiburg und Montfort legten ihre Hand auf all sein Einkommen, so daß er den Kirchenschmuck um Brod verpfänden mußte. Ulrich, gestützt auf seinen Fürstensinn, harrte zwei Jahre der Hülfe von Kärnthen und aus dem Reich; alsdann verbrannte er die feindlichen Burgen Marchdorf, Bregenz, Kiburg, Ittingen, Kochersberg, und befestigten die Päße des Landes. Vergeblich; diese Gaue sind voll rauher Berge; einen landeskundigen Anführer ist weit leichter sich mit einem Haufen durchzustehlen, als den Besatzungen, über die Berge hin sich zu unterstützen und alles wohl zu bewachen. Vor allen andern Waffenthaten erfordert ein Postenkrieg einen genau zusammenhängenden Plan, welcher der damaligen Kriegskunst viel zu hoch war. Also brach der Feind auf einmal von vielen Orten in das Land, indessen die Mannschaft Ulrichs nicht mehr unbesoldet für das Kloster dienen wollte. Da beschloß der Abt, weil der Krieg wider

seine Person geführt wurde, alles dem Lande aufzuopfern, seine Ehre ausgenommen; er begab sich mit nur drei Knechten in die Stadt Achen an der Garone; der ganze Convent floh in die Alpen, um nichts zu thun wider ihren Eid noch wider den Abt. Hierauf zog der Feind in das Land und herrschte, doch nicht über die Herzen der Unterthanen. Sobald Kaiser Heinrich Rudolf seinen Feind erschlagen, erschien der Abt von St. Gallen unversehens in seiner Herrschaft, besiegte und erschlug Volkrath von Tockenburg, den Befehlshaber der feindlichen Macht, und übernahm, durch Heldenmuth sicher, die Regierung seines Volks. Er herrschte sechs und vierzig Jahre als Abt zu St. Gallen und als Patriarch zu Aquileja, mitten unter seinen Feinden, in des Papstes Bann, in Fehde mit seines Klosters Kastvogt, und obwohl Gebhard von Zäringen Feuer und Schwert bis an die Mauern des Klosters, Berchtold aber bis in den Chor des Münsters trug. Durch kein Unglück wurde Ulrich so klein, daß er seine Feinde um Frieden gebeten, oder den Kaiser verlassen hätte; der Fortgang der Waffen gab ihm auch niemals den Uebermuth, einen Krieg anzufangen, oder seinem Kloster, oder seinem Haus fremde Herrschaften zu erwerben.

Schon zur Zeit Ottos König der Deutschen verlor im Elsaß Guntram ein reicher Graf seine Lehne durch eine unglückliche Partheiung wider diesen König, so daß ihm nur ein angeerbtes Eigenthum bei Windisch in dem Aargau blieb. Er war aus dem hohen Adel der alten elsassischen Herzoge und seit mehr als hundert Jahren war sein Geschlecht neuerdings groß bei den Königen; die älteste Macht beruhte auf Gütern im Breisgau und Aargau und auf der Landschaft im Ober-Elsaß; Rudolf, der zweite König von

Burgund gab ihnen Münster in Granfelden, und fast ganz Arguel. Otto nahm Guntram all sein Gut, und dieser lebte nach seinem Unglück zu Wolm im Aargau nicht weit vom Fluß Reuß. Sein Enkel Radbod heirathete Idda von Lothringen, und baute auf seinem eigenen Gute zu Aargau ein Schloß Namens Habsburg, auf dem Wülpelberg, welcher aus den Gefilden, die die alte römische Lagerstadt Vindonissa bedecken, zwar nicht gar hoch doch steil, und mit Wald bewachsen, emporsteigt. Man sieht von dem großen Saal des Thurms zu Habsburg auf die Menge zerstreuter Hütten an jeder Quelle und an der Aar, und am Rücken der Berge viele Schlösser der Dienstmannen und Kriegsgesellen des Hauses, und jenseits Forst und Ackerfeld mehr als ein Land verwandter Grafen und Herrn. Diese Schutzwehr auf dem Stammgut baute Radbod fest aber klein, wie auch das Ländchen im Eigen klein war; dafür erwarb er aus dem Gelde seines Bruder Bischof Werners zu Strasburg die Treue vieler edlen Herren, die bei dem Hause Habsburg zu halten schwuren. Seinen Nachkommen dem Grafen Rudolf von Habsburg gab die Erbschaft von Kiburg zu vielen Unternehmungen Anlaß und Macht. Richard von Cornwall, den er nicht als König der Deutschen erkannte, lag in England gefangen. Kein Reichsfürst hatte zugleich genügsame Klugheit, Kriegswissenschaft und Macht, oder allgemeines Vertrauen, um den Thron der großen Kaiser einzunehmen, deren der letzte Friedrich gewesen war; vielmehr herrschte aus Mangel der vormaligen Oberaufsicht überall frei die Stärke des Körpers oder der Anzahl unordentlicher Kriegsleute, durch deren Thaten auch dem Räuber kein Raub, dem Kriegsmann kein Brod übrig blieb und alles gesellschaftliche Leben gestört und verwirrt wurde. Rudolf, da ihm leicht gewesen seyn würde, in Pressung, Unterdrückung und Vertheilung der Städte und

Län-

Länder dem übrigen Adel beizustehen, unternahm die Bürger und Landleute vor den Großen zu schirmen. Die Bürger gehorchten ohne Widerrede seiner Hauptmannschaft, in aller Mannszucht, wovon meistens der Sieg abhängt. An Ordnung waren sie durch die bürgerlichen Gesetze schon sonst mehr als die Herren gewöhnt, und ihr Fleiß und Handel gab ihnen die Mittel zu längern Kriegen. Durch den gesellschaftlichen Umgang wurde ihr Witz lebhafter zu heimlichen Verständnissen, verstellten Angriffen, vortheilhaften Stellungen und allen Listen, auf welche in den Kriegen dieser Zeit und Länder das meiste ankam. Durch ihre Schätze und Waffen schwächte der Graf als ihr Vogt und Hauptmann, die Nebenbuhler seiner Größe, und erwarb durch den Ruhm seines Glücks mehr Zutrauen und Liebe, als der Neid ihm nehmen mochte.

Als der Burggraf zu Nürnberg Friedrich von Hohenzollern, und der Reichs-Erbmarschall Heinrich von Pappenheim die Bothschaft überbrachten, daß Rudolf Graf zu Habsburg über das Reich der Deutschen zum König ernannt seyn, erstaunte Rudolf mehr als alle die, welche ihn kannten. Dieses Glück erwarb er, nicht weil er seinen uralten Stamm bis zu den Großen des alten Reichs der Franken hinaufzählen konnte, nicht weil er die lang erniedrigte Macht seiner Väter durch Kiburg und Lenzburg erhob, sondern weil er, wie der Churfürst von Cöln sagte: „gerecht und weise, und von Gott und Menschen geliebt war." Im Leben liebte er die Einfalt; köstliche Speisen aß er nie, und noch mäßiger war er im Trinken; im Felde hat er einst mit rohen Rüben seinen Hunger gestillt. Er pflegte einen blauen Rock zu tragen; mit jener Hand, welche zu vierzehn Siegen den Befehlsstaab geführt, haben ihn

die Kriegsleute sein Wambs flicken gesehen. Den Thron, welchen in drei und zwanzig Jahren kein König behauptet hatte, besaß er achtzehn Jahre lang und brachte den Landfrieden auf. Mit ernster Sanftmuth regierte er als ein Vater des Volks; an der Spitze des Heers bewieß er die vorige Verachtung des Todes; im Umgang dieselbe Verachtung des Gepränges, als da er in einem Dorfe bei Basel einen wohlhabenden Gerber besuchte, um sich des häuslichen Glücks mit ihm zu freuen. Er sagte zu den wachthabenden Kriegsleuten, welche einen armen Mann verhinderten vor den König zu kommen: „Bin ich denn König um verschlossen zu seyn?“ — den Zöllnern schrieb er: „Das Geschrei der Armuth ist vor meine Ohren gekommen; die Reisenden zwingt ihr zu Auflagen, die sie nicht bezahlen sollen, zu Lasten die sie nicht ertragen. Haltet eure Hände zurück von dem ungerechten Gut und nehmet was euch zukömmt. Ihr sollt wissen, daß ich alle Sorgfalt und Macht anwenden werde für Frieden und Recht, unter allen die köstlichste Gabe des Himmels.“

Durch Kiburg, Baden, Lenzburg, Zofingen, Grüningen, Freiburg und Lucern hatte der König Rudolf sein Erbland in Helvetien erweitert. In der Fülle seiner Macht und mit Willen der Churfürsten erhielten seine Söhne Albrecht und Rudolf das Land Oesterreich, die Steyer- und windische Mark, Krain und die Markgrafschaft Burgau. Durch Verträge war die Nachfolge in Böhmen und Ungarn erworben. Dennoch wurde nach Rudolfs Tod Graf Adolph zu Nassau König, und sehr verdrüßlich seiner vergeblichen Mühe und Unkosten um die Wahl kam Herzog Albrecht selbst verwüstend in das Hochstift Costanz, dessen Bischof Rudolf mit Nellenburg,

Montfort, Scheer, dem Abt Wilhelm von St. Gallen, und der Stadt Zürich einen Bund gegen das Haus Habsburg geschlossen hatte. Graf Hugo von Werdenberg des Herzogs Hauptmann schlug die Zürcher und nöthigte sie zum Frieden. Bischof Rudolf zu Costanz starb solchen Kriegs unfroh und in Schuldenlast. Abt Wilhelm wurde von dem König in der Stadt Wyl belagert. Wilhelm, der mit seinem Bruder dem Bischof von Cur Heinrich von Montfort schon früher in die unversöhnliche Unghade König Rudolfs gefallen war, behauptete Wyl, bis, genöthiget vom Volk, dessen Herz nicht an seinen Muth reichte, er, nach St. Gallen fliehend, Wyl übergab; diese Stadt wurde bald nach diesem verbrannt. — Abt Wilhelm, da er vergeblich zu Wien und im Lager wider Salzburg um des Herzogs Gunst geworben, lebte im dritten Jahr am Hof König Adolfs. Der König zurückgehalten von der Niedrigkeit seines eignen Glücks, welches zu weit unter seiner Würde war, unterließ nicht, ihm und seinem Stift für den Dienst wider gemeinschaftliche Feinde seine dankbare Liebe in seinen letzten Tagen durch Anweisungen auf des Reiches dortige Einkünfte zu bezeugen. Zwanzig Helme von St. Gallen zogen in die entscheidende Schlacht, in welcher, als durch der Feinde, Kriegsmanier fast alle Pferde umgekommen, Wilhelm, durch so mancherlei Glück versucht und würdig des Heldennamens der alten Montfort, vom aufgethürmten Haufen vermischter Pferde und Menschen so lang stritte, bis der König selbst Wuth und Verzweiflungsvoll, erschlagen wurde. Der Abt vermittelst seiner Verwandschaft im siegenden Heer kaum losgebeten, kam eilfertig nach St. Gallen, und nachdem er durch die Fürsprache des Bischof Heinrich von Costanz des Königs Gnade erhalten hatte, starb er; als wenn die Bestimmung seines Da-

seyns, im aufgestellen Beispiel großen Sinns im Unglück vollendet wäre.

Der Bund im Rütli durch Walther Fürst aus Uri, Werner Stauffacher von Schopz, Arnold von der Halden aus dem Melchthale von Unterwalden eintausend dreihundert und sieben in der Nacht des 9. Novembers. Von dem an Fehde des Adels wider den Landmann und den dritten Stand, — Geist der Caste wieder Begeisterung und der Ausgang so, wie es seyn müßte, bei Laupen, Morgarten, Sempach, Näfels, in den drei Mordnächten von Zürich, Luzern und Wesen, am Stoß, an der Wolfshalde, bei Frastanz, bei Fussach. Diese Verkennurg des Zeitgeistes, dieser Unglaube an die Macht des Geistes über Massen, jener Freiheit, die aus Gott stammet, über angemaaßte Unterdrückung, kostete alle Habsburger Stammgüter. Mehrere der edelsten Fürsten wurden Opfer jenes Aristokratentrotzes. — Welche Heldengruppe der Schlacht bei Sempach! Leopold selbst, vergeblich aus dem Gewühl zu bleiben abgemahnt: „Was? Ich soll von weiten zusehen, wie meine Ritter für mich sterben? Mit euch, unter meinem Volk, will ich siegen oder umkommen!“ Das sinkende Hauptbanner Oesterreichs noch einmal blutig empor schwingend, — Martin Malterer, der des geliebten Herrn Leiche decket mit dem eignen Leib — der todte Niklas Thut, den Stock der zerrissenen Banners, immer noch mit den Zähnen festhaltend, daß von dem an, jeder Zofinger Schultheiß schwur: „der Streitfahne so treulich zu wahren wie Niklas Thut.“ — Die Brungarter, so viel Feindesblut an ihren weißen Röcken, daß Herzog Leopold der stolze ihnen roth und weiß, zugleich die Hausfarbe, in's Wappen gab, — und auf Feindes Seite

Winkelried der Ritter Lanzen bohrend in die eigne Brust den Seinen eine Gasse zu machen, und der sterbende Luzerner Schultheiß Gundoldinger, an nichts denkend, als daß seine Vaterstadt jedes Jahr die oberste Würde wechsle! *)

Neben dem Landbau kennt ein freies Volk nichts älteres, natürlicheres, besseres als die Führung der Waffen. Der Freiheit Muth und stolzer Genuß; das Geheimniß ihrer Verbindung mit genauem Gehorsam; ein zu des ganzen Lebens Glück unendlich wichtiger, gefahrverachtender Sinn: eine gewisse Männer geziemende Sitteneinfalt; aller Nutzen, welcher dem Staat, alle Glückseligkeit, welche für einem jeden aus der Gewohnheit vertrauten Beisammenlebens mit brüderlichgesinnten Männern entsteht; Heldengeduld unter der Arbeit; nach der Arbeit sorglose Ruhe; was ist edles im Leben, oder großes in der Historie, das ein freies kriegerisches Volk nicht habe? Es wird von seiner Obrigkeit in hohen Ehren gehalten; es besteht in selbst eigener Kraft; und es trennt mit Schwertes Gewalt Gewebe der auswärtigen Staatslist. Gern giebt ihm das Handelsvolk Gold um sein Eisen; kein Königreich besteht ohne Waffen; solch eine Nation ist am längsten Herr ihrer selbst, sie ist frei von des Lebens Marter, von der Furcht.

---

*) Oesterreich und Deutschland. Gotha, in der Beckerschen Buchhandlung 1814. Seite 40 und 50.

Diese kraftvolle Schilderung des Bundes im Rütli, und der Schlacht bei Sempach von dem Freiherrn von Hormayer glauben wir mit Recht hier der Geschichte seines Freundes Johannes von Müller anreihen zu dürfen.

Dem Hause Oesterreich fehlte wenig zu einer ununterbrochener Herrschaft von der hungarischen Mark bis an die Landschaften des Hauses Burgund. Wo kleine Fürsten die Reihe seiner Staaten trennten, wurde von den Geistlichen der alte Reichthum unschädlich verzehrt, und Weltliche verdarben durch üble Verwaltung, durch unaufhörliche Fehden, und ererbte und gehäufte Schulden; der Tugendhafte stritt ritterlich für andere, nicht fürstlich für sich selber; die besten Städte begnügten sich der Selbstvertheidigung. Es wankte die alternde Macht von Montfort, von Welschneuburg und andern großen Baronen zwischen der aufblühenden schweizerischen Freiheit und wachsenden Herrschaft Oesterreichs und Savoyens. So wie Herzog Albrecht von seinem Rath Ulrich von Lenzburg Bischof zu Cur die Feste Marschlinz und das Erbschenkenamt bei diesem Hochstift erhielt, so erwarb sein Sohn Leopold von jenem Rudolf von Montfort, welcher den Feldkirchern ihre Freiheit gab und ihnen manche öffentliche Freude gestiftet hat, die Herrschaft Feldkirch; Graf Albrecht von Werdenberg, schwach und der Fehden müde verkaufte ihm Pludenz; um das Pfand einer Burg wurde Johannes von Werdenberg sein Diener mit all seinen Landen zu Curwalchen und in dem Thurgaue. Doch ist keine Ausbreitung der Herrschaft so merkwürdig, als da Rudolf, Albrechts Erstgeborner, auf einmal und fast ohne Krieg das Tyrol von der Erbgräfin Margaretha Maultasch an Oesterreich brachte.

Wenn man St. Gallen im Thurgau bei Vögelingseck den Bergpfad hinauf steigt, erblickt man bald eine große Menge durch tiefe Thäler abgesonderte, schöne grüne Berge voll fetter Weiden; in denselben liegen zu unserer Zeit

unzählige Hütten und Häuser an einigen Orten beisammen, meistens in die Wiesen hin wie gesäet. Hinter diesen Gegenden stehen Felsenwände und Alpenfürste, deren Maaß nur von den höchsten Gebirgen der alten Welt übertroffen wird; hier von dem Felsen Gamor, dort von der Silberplatte steigen sie empor, noch über des alten Mannes nie entblößtes Haupt, hinauf zu des hohen Sentis unter manchem Schnee begrabenem Horn. Alle Berge und Gefilde, in die der Alpenstock sich nordwärts herabläßt, alles Land von dem Tyrol, Schwaben herunter in Würtenberg, und herauf nach den Herrschaften der Berner, liegt vor ihm ausgebreitet; südwärts blickt man zu wenigen Spitzen hinauf. Das Gebirg der Appenzeller steht allein; viele niedrigere Berge, wo die Quellen der Thur liegen, wo Sargans ist und Montfort in mehreren Herrschaften war, trennen es von dem Abula und von Hohenrhätiens Thälern. Dieses Gebirg haben in sehr alten Zeiten freie Männer nnd ihre eigenen Leute, so fern der Fleiß des Menschen über die Natur vermag, angebauet; sie haben die Sümpfe getrocknet und Wälder ausgerottet. Ihr Herr war der König der Franken, von welchem der Zins ihrer Güter und andere Nutzungen an das Stift St. Gallen vergabt worden; die Reichsdienste und Blutbann blieben der Krone, es blieben auch in ihren Rechten diejenigen Herren, deren Knechte eine Gegend in dieser Wüste urbar gemacht hatten. So war die Gewalt nach der Weise der alten Zeit vertheilt, und keiner hatte sie unumschränkt. Appenzell und Urnäsch, zu oberst in den Thälern am Fuß des Alpensteins, unten in milderen Bergen Tüffen und Hundwyl, diese vier Ländchen steuerten an das Reich und haben in allgemeinen Sachen zusammenhalten. Die andere Gegend von der Gaiß zum Speicher, die Höhe ob dem Rheinthal, und auch ob der Landschaft St. Gallen wurden Sonderamt ge-

nannt; Gerichte setzte alda der Abt von St. Gallen, von fremden Richtern wurden sie durch den König Wenceslaf befreit. Endlich in den westlichen Bergen gegen Tokenburg, da wo der Flecken Herisau anmuthig liegt, ob der Stadt St. Gallen selbst, war das Lehen der Voigtei zu Schwanberg und Meierei zu Herisau in der Hand Rudolfs von Roschah Dienstmannes zu St. Gallen.

Hier aus diesen Bergen entzündete sich ein Krieg, der vielen Lädern furchtbar wurde. Der Abt von St. Gallen glaubte die Appenzeller ungestraft ihrer Freiheiten berauben zu können; aber die Schlacht am Speicher konnte ihm gleich im Anfang dieses Krieges von dem Muth und den Kräften seiner Gegner überzeugen. Dennoch setzte der Abt den Streit fort und suchte neue Freunde, unter welchen Herzog Friedrich von Tyrol den Appenzellern den Krieg erklärte. Er selbst kam im Brachmonat 1405 über den Arlenberg nach Arbon, wo sich auch Graf Johannes von Lupfen Vogt, Graf Wilhelm von Montfort Herr zu Bregenz, Pfandherr zu Kiburg, Hartmann Graf zu Thierstein, der Markgraf zu Baden Hochberg, der Bischof Marquard von Costanz und mehrere andere versammelt hatten. Frühe an dem Frohnleichnamstag beschloß Friedrich in das Land gegen St. Gallen zu ziehen, die mehrere Macht sandte er am See und das Rheinthal hinauf. Die Oesterreicher zogen von Altstetten herauf bis am Stoß. Die Appenzeller hatten den Graf Rudolf von Werdenberg, der sich ihnen angeschlossen hatte, zum obersten Feldhauptmann erwählt. Als die Oesterreicher an die Mitte der obersten Höhen gekommen, gab Graf Rudolf von Werdenberg das Zeichen; er selber baarfuß wie alle Appenzeller, um auf dem Wasen

fester zu treten, alle fielen lautschreiend herab mit Schwert und Spieß. In denselben Augenblick wurde auf einer benachbarten Anhöhe eine Schaar, deren Absicht schien dem Feind in die Seite zu fallen, durch ihre weiße Rüstungen bemerkt; Weiber deren, welche für das Vaterland stritten, würdig ihrer Mütter im alten Deutschland, lagen an demselben Ort; weiße Hemden über ihren Kleidern betrogen den Feind. Da wurde Herrn Siegmund von Schlandersberg, (fern von den Ufern der Adige kam er,) sein Banner mit seinem Leben entrissen; achtzig Bürger von Feldkirch kamen um in vergeblichem Kampf zu Rettung des Banners, denn als die Feinde sich zurückzogen, wurden sie durch die nicht weit genug aufgerissene Schanze wie gefangen. Also fiel der Landamman Hartman von dem Reichsflecken Rankvyl in Müsinen; hier bezahlte Georg von Ems Ritter, daß er vor zwei Jahren diesem Volk Troß gesprochen.

Im folgenden Frühjahr gingen die Appenzeller mit ihrem Freund den Grafen von Werdenberg über den Rhein um an Graf Wilhelm zu Bregenz, montfordischen Hauses, Rache zu nehmen, daß er wider seinen Vetter dem Herzog beistand. Sofort schwur ihnen der Bregenzerwald, ein Volk von alten Sitten, in welchen Liebe der Freiheit lebt. Wilhelm gedachte den Sturm vorübergehen zu lassen; aber sobald er nach ihrem Abzug seine Herrschaft wieder einnahm, eilten die Appenzeller zum andermahl über den Rhein zu gehen, und begnügten sich nicht mit Widerherstellung der Sache. An dem Strom zogen sie herauf, brachen die Feste zu Fussach an dem Eingang der Lorenbürer-Aue, fielen in der Herzoge von Oesterreich Herrschaft Feldkirch, verbrannten Montfort, zerstörten die Burg Tosters und brachten so-

wohl den Eßnerberg als fast ganz Wallgäu unter ihren Eid. Sie folgten den anmuthigen fruchtbaren Ufern der Ill, welche sie in die Oesterreichische Graffschaft Pludenz und in das höhere Hirtenland Montafun im Norden des Prätigaues leitete. Die Burgen brannten sie aus, Blut wurde nicht viel vergossen; die natürliche Begierde nach Freiheit, welche in allen Menschen ist, noch nicht unterdrückt war, und nie ganz aussterben wird, empfahl dem Volk ihre Waffen. Sie zogen über den Arlenberg nach Tyrol; bei Landeck fanden sie des Herzogs zur Landwehr aufgemahnte Söldner. Sie stritten an derselben Brücke, wo im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts von der Schaar einfallender Franzosen und Baiern kein Mann davon kam; sie stritten, die Söldner als der Waffen von Jugend an gewohnt und von der Gegend begünstigt; aber die Appenzeller als ein unüberwundenes Volk, dem der Krieg in Pässen auch nicht neu war, behielten die Oberhand. In diesen Gegenden bekamen sie die Nachricht, daß zu Hauß alles gegen sie in Bewegung sey; dieß nöthigte sie, den ihrigen zu Hülfe zu ziehen, denn sie mochten keinen fremden Beistand erwarten; des ganzen Krieges Ruhm und Glück war ihr eigen. Als sie über den Arlenberg zurückzogen, nahmen sie die Bergfeste Hohenems ein; hundert Fässer voll Pfeffer führten die Appenzeller hinweg; die silbernen Gefäße überließen sie willig einem jeden andern, weil doch Speise, Milch und Wein auch aus den hölzernen wohl schmeckt. Von da zogen sie reich an ersiegten Bannern in die Stadt St. Gallen und in die Hütten auf dem Berg, und es hörten die grauen Väter mit Freuden und Gotteslob die Erzählung ihres Zugs. Sie zwangen den Abt von St. Gallen sich in ihren Schutz zu begeben.

Im Anfang des Jahrs 1407 zogen sie von Costanz und zerstörten mehr als sechszig Burgen. Die Schweizer halfen den Appenzellern und legten sich vor Kiburg. Die Gräfin Kunigunde von Tockenburg, vermählte Montfort-Bregenz, Erbin dieser Oesterreichischen Pfandherrschaft, ging eilends zu ihnen hinaus, aus Furcht für sich selber und auch daß die Feste, wenn man sie erobern müsse, geschleift würde. Die Appenzeller wurden durch vielfältige Mahnung deren auf dem Wald bei Bregenz bewogen, jenseits dem Bodensee die Stadt Bregenz anzugreifen. Graf Wilhelm von Montfort lag daselbst, und befreite hierdurch die vertheidigungslosen Gegenden seiner Herrschaft Kiburg. Die Jahrszeit wurde rauh und bald sehr kalt; sie aber hielten kurze Rast, nahmen den Zug der Stadt St. Gallen zu sich, gingen über das Wasser und legten sich vor Bregenz. Diese Stadt ganz oben am Bodensee, am Fuße eines wohlbefestigten schroffen Felsen, lag bequem genug sowohl zur Verproviantirung als zur langer Vertheidigung, bis der erwartete Entsatz komme. Die Waldleute wohnen in dem Berg hinter der Stadt. Südwärts ist eine Klause nach der Torenbürer-Aue hin. Der Klause bemächtigten sie sich; die Reichsfreien Leute in der Aue waren gut appenzellisch. Der achte Christmond 1407 war der erste Tag als man Bregenz belagerte; am eilften wurde der Winter so streng, daß der Zürichsee zufror; bald und plötzlich fiel die Kälte in ein so laues, regnerisches Wetter, daß alle Flüsse der obern Lande in vollen Ufern, und besonders der Rheinstrom, durch den Zuwachs des Bodensees verstärkt, mit vielen fortgeführten Bäumen gewaltig das Land herunter rauschte, und fast alle Brücken mit fortriß. Die Belagerer ließen sich durch die Jahrzeit nicht abhalten. Hinwiderum erwartete der Graf Wilhelm die Wirkung des Vereins der schwäbischen Herren. Sechs Gesellschaften der größten und

edelsten Fürsten, Freiherren und Ritter waren unter so vielen Hauptleuten zusammengetreten aus gerechter Sorge, wenn die Appenzeller beim Stillschweigen der großen Reichsfürsten, den zweideutigen Gesinnungen der Städte, in unaufhaltbarem Fortgang sich über Schwabenland ergößen, es möchte mit sehr ungewissen Erfolg ein allgemeiner Abfall des Landes geschehen. Deswegen schloßen die, welchen eine Blutrache oblag, oder welche sonst schon gelitten, die, welche wegen der Nachbarschaft vornemlich besorgt waren, und andere, deren Rittersinn und gesunder Verstand in jeder besondern Gefahr, die allgemeine und ihre eigene sahen, einen Hülfsbund, um des Adels Krieg wider die ganze appenzellische Parthei nicht nur mit vereinten Kräften sondern in derjenigen Gehorsamsübung auszuführen, durch welche die Unedlen so oft gesiegt. Ihre Verbindung unterstützte, der König der Deutschen so, daß keine zu dem Adel gehörige Person und Gemeinheit ihren Beistand versagen durfte. Nichts ist an ihrer Verbindung tadelhaft, als daß der Untergang so vieler Burgen und Städte sie erst erwecken mußte. Dieser Verein, auf Mahnung Rudolfs von Montfort-Scheer beschloß auf einem Tag an der Donau den Entsatz der Stadt Bregenz. Also zogen achttausend Reisige und Fußknechte zusammen, und eilten, ehe ihre Bewegungen erkundiget werden konnten, die Appenzeller zu überraschen. Frühe am 13. Jänner 1408 bedeckte ein so dicker Nebel den Bodensee und seine Ufer, daß dieses ihre Kriegslist erleichterte. Den Appenzellern und St. Gallern blieb der Zug unverborgen sobald er in Gegenden gekommen, deren Einwohner sie kannten, und sogleich begehrten sie Verstärkung. Die Stunde der Unternehmung wußten sie nicht; ihre Lagerung vom Nebel unsichtbar, verrieth ein Weib. Sobald sie von den feindlichen Schaaren angestoßen wurden, faßten sie an dem Riet eine so gute Stellung

als der Augenblick zuließ. Mit fürchterlichen Stoß prellten die Geschwader mit schweren Streitrossen an ihre engen Reihen; wo die Gegend ihnen verbot sich anzustützen, überschwemmte alles die ungemeine Uebermacht; was begegnen würde, wenn sie einzufallen wagten, lehrte der Zufall, da Conrad Kupferschmid von Schwyz, der Belagerung Hauptmann umgekommen; denn als viele hervortraten seine Rache zu nehmen und um die Landfahne zu retten, wurden acht seiner Landsleute gefangen und überhaupt achtzig St. Galler erschlagen. Da der Krieg so offenbar wider sie war, zogen sie sich in fester Ordnung als entschlossenen Männer noch so furchtbar zurück, daß Herrn Beringer von Landenberg niemand helfen wollte, sie verfolgen. Das Wurfstück der Appenzeller, welches zehn Centner schleuderte, und allen Zeug vor der Stadt retteten sie nicht. Sie ertrugen, zwar unwillig doch standhaft einen Unfall, welchen auszuweichen die größten Feldherren oft nicht glücklich genug sind.

Nicht des Kaisers Sigismund Schwüren, aber seinem Worte vertrauend, kam zum großen Kirchenrathe nach Costanz der Papst, die ärgernißvolle Spaltung zu endigen, die entzweite Christenheit zu sichern. Als für ihn nicht Freiheit mehr war, noch Sicherheit half ihm sein Freund der Herzog Friedrich von Tyrol, seinem Schwur getreu, zur Flucht. Darum gebannt, geächtet, verlassen, — treuherzige Aelpler Gemüther als irrender Pilger, durch ein seine eigne Geschichte darstellendes Reimspiel erforschend, und gerettet durch ihren von mannhaften Fürsten nie vergebens aufgemahnten Muth. Von den Tagen seines Unglücks genannt: „der Friedel mit der leeren Tasche,“ welchen Spottnamen zu beschämen er das goldne Dach zu Insbruck baute, und einen reichen Schatz hinterließ. Was

zeugt lauter von seiner Weisheit, als daß er, wie kein anderer deutscher Fürst, in Tyrol jene Revolution, die in der Schweitz Nothwehr und ein verunglückter Versuch der Unterwerfung herbeiführte, selbst machte, dem Bauer Freiheit und Landstandschaft gab, damit Selbstgefühl, Fleiß und hiermit den angestammten Muth mehrte.

In dem ganzen Land, welches von Zürich bis an die Gränzen Tyrols gelegen ist, war Friedrich Graf von Tokenburg bei weitem der mächtigste und reichste Herr. Geographisch wurde sein Gebiet von dem Rheinstrom in zwei Theile unterschieden. Dißeits dieses Flußes besaß er meist an einander hängend, alle von den Herrn zu Tokenburg unter diesem Namen vereinigte Thäler, die obere Mark von Tucken, die Herrschaft Uznach, die Herrschaft Wiedeck im Gaster, die Burgen zu Nidberg und Freudenberg, die Herrschaft Sargans, die Burg zu Wartau ob Grätschins, das Rheinthal, viele eigene Leute und einzelne Güter in dem Thurgau. Die meisten dieser Herrschaften liegen um den Gebirgsstock herum, dessen mitternächtliche Seite von den Appenzellern bewohnt wird; sie selbst bestehen aus vielen zum Theil hohen Bergen; diese sind mit vortrefflichen Weiden, die Thäler und niedern Hügel mit Wein, Korn, Wald und Fruchtbäumen reichlich bedeckt. Jenseits des Rheins besaß Friedrich von Tockenburg erstlich fast alles zwischen dem Bodensee und Bündnerland liegende Gebiet; am Bodensee Fussach; neben diesem Ort jene um Tornbüren ausgebreitete Aue; die berühmte Stammburg Montfort; die Gegend von Musinen, und in derselben den alten Reichsmark Rankvyl, der Sitz des freien Langerichts; Feldkirch, welches dem Herzog Friedrich von Tyrol so lange treu geblieben war und dessen Burg nur durch

den großen Schupfer von Costanz, zehn Centner schleudernd, gebrochen werden konnte; den Wallgau; den Bregenzer Wald; alle diese Gegenden von einem Volk nach alten deutschen Schlag stark bewohnt. Weiter hinauf war Mayenfeld sein. Das Prätigauische Landwasser führte ihn unweit von der uralten Feste Marschlins, die in seiner Gewalt war, durch den engen Paß des Berges Rhätiko in die Alpen und Lande der zehn Gerichte, welche nun der dritte Theil der Graubündnerischen Republick sind. Hier nahe bei Servis lag die Burg Solavers; diese hatte Dietshelm sein Vater bewohnt, er selbst war hier geboren und einiger Herr der zehn Prätigauer Gerichte, welche sich bis an die höhern Rhätische Alpen erstrecken.

Alle diese Länder beherrschte Friedrich von Tokenburg bei weiten nicht auf einerlei Weise, sondern unter verschiedenen Rechtstitel und nicht mit einerlei Gewalt. Seit mehreren Jahrhunderten war Tockenburg der Hauptsitz der Herrschaft seines Hauses. Seit langer Zeit hatten die Grafen sowohl ihr Stammgut als die dazu erworbenen Gegenden vom Reich zu Lehen erkannt. Die obere Mark und Utznach war durch eine Tochter von Rapperschwyl vor drithalbhundert Jahren an seine Väter gekommen. Mit noch glänzenderem Glück erwarb sein Großvater, zu dessen Angedenken er Friedrich hieß, durch die Erbtochter von Vaz dem Prätigau, Mayenfeld und Marschlins. Diese theils von seinem Vater, theils von seines Vaters Bruder auf ihn geerbten, nach damaliger Zeit schon sehr beträchtlichen Herrschaften hatte er selbst in dem Lauf seiner ein und fünfzigjährigen Regierung, durch behende Benutzung der Zeitumstände, beinahe verdoppelt. Hierzu halfen ihn die Unglücksfälle des benachbarten Herzog Friedrichs von Tyrol.

Als dieser durch die Geistlichkeit und den Adel sich verleiten ließ wider die Appenzeller, nahm Friedrich von Tokenburg scheinbaren Antheil daran, ließ sich sogar zum Feldhauptmann machen und erhielt dadurch die Verpfändung von Wiedeck, die Burgen Freudenberg und Nidberg, Sargans, Waterstadt und Wesen. Zehn Jahre darauf vergrößerte er sich noch mehr als der Herzog Friedrich von Tyrol von der Costanzischen Kirchenversammlung in Bann gethan wurde. Da nahm er Feldkirch, nebst dem ganzen Lande vom Bodensee an, den Rhein und Bregenzer Wald hinauf bis an Prätigau zu Reichshanden ein, und der Kaiser verpfändete es ihm; auch von dem Bruder des Herzogs, Herzog Ernst ließ er sich selbe verpfänden und wußte sich noch Dank zu verdienen, daß er sie nicht in die Hände der Eidgenossen fallen ließ. Die lang im stillen aufgewachsene schweitzerische Eidgenossenschaft fing an um sich zu greifen; die gleiche Freiheitsliebe begeisterte die Appenzeller; die Gemeinden in Rhätien, welche theils von selbst aus Liebe zur Freiheit in die Alpen geflohen, theils durch den Reiz eben derselben von den alten Kaisern bewogen worden sich in dem Rheinwald nieder zu lassen, traten für ihre Erhaltung in einen Bund welcher nun furchtbar zu werden, sich nur mit ähnlichen Bündnissen der Gotteshausleute von Cur zu coalisiren brauchte; die meisten Unterthanen von Tockenburg hatten auch viele Freiheiten, und sahen, daß die Uebermacht in den Händen ihres Gleichen, ihrer Nachbarn war, die sich zum Theil sehr geneigt finden ließen, Bedrückten beizustehen. Statt seine Unterthanen zufrieden zu stellen, hielt sich Friedrich von Tockenburg an die benachbarten freien Völker, damit seine mißvergnügte Unterthanen keinen Schutz fänden. Wenn man bedenkt unter welchen Umständen er die Herrschaften seines Hauses übernommen; wie lang und in welchen Zeiten er sie nicht nur behauptet, sondern ver-

dop-

doppelt; mit welcher Geschicklichkeit er sich bald fürstlicher Politik, bald der Künste eines Demagogen bedient; wie er indessen eine Menge benachbarter Großen fiel, alle seine Vettern und Freunde an Reichthum, an Macht und an Festigkeit der Herrschaft weit übertroffen, so würde nichts zu der Vollkommenheit seines Ruhms fehlen, wenn er ein etwas besserer Vater seines Volks gewesen wäre. Er strafte seine Unterthanen ohne alles Erbarmen, besonders in Geldbußen galt keine Fürbitte; nicht leicht ließ er sich zur Freundlichkeit herab; seine Person gebot Furcht. Sonst hatten aber seine Unterthanen auch Niemanden in der Welt außer ihm zu fürchten; ihn sehr, doch nur wenn einer etwas verbrach; ungerecht war er nicht, und gegen fremde Gewalt beschirmte thätig sein mächtiger Arm. Sein strenger Herrschersinn war ihnen und ihm besser als Güte mit Schwäche.

Friedrich von Tokenburg hatte keine Kinder, die natürliche Ordnung seiner Angehörigen war die Gräfin seine Gemahlin, deren Vater Ulrich, Vogt von Metsch Graf zu Kirchberg; die Gräfin von Thierstein seine Schwester; alsdann von der väterlichen Seite: Montfort-Bregenz Tochter seines Oheims; Metsch und Raren in den Rechten seiner ältern, Howen in den Rechten seiner jüngern Muhme, und von der mütterlichen Seite Montfort von Tettnang, Brandis, Sax und Aarburg Nichten seiner Mutter. Von dem Kaiser Siegmund, der auf seinem Zug nach Italien, und bei seiner Zurückkunft, in Feldkirch, wo der Graf Friedrich von Tokenburg seine gewöhnliche Hoffhaltung hatte, verweilte, erhielt er mit leichter Mühe; das Recht seine Gemahlin oder andere Personen zu Erben nach seiner Willkühr einzusetzen. Er benützte aber dies Recht so wenig, daß bei seinem im Jahr 1436 erfolgten Tod die größte

Verwirrung über seine Erbschaft entstand, zu welcher er, wie es scheint, geflissentlich den Saamen ausgestreut hatte. In der Schweiz entzündete sich darüber ein heftiger Krieg unter den Eidgenossen selbst. Die obern eilf Lande und Gerichte, welche von Mayenfeld aufwärts an die Quelle der Lanquart und von der Montafuner Gränze im Prätigauer Hochberg bis an das Landwasser, die Albula, in sehr natürlichen Gränzen liegen, wußten was zu ihren Glück nothwendig war, und schlossen einen Bund. Die von der Eidgenossenschaft entferuten Feldkircher stimmten in so ferne denen bei, die nicht ungern wieder unter Oesterreich traten, daß dieser Schritt nur nicht unbedingt, nicht ohne Vorsicht geschähe, indem eine so drückende, unfreundliche Regierung wie die vorige des Grafen schlechterdings nicht mehr zu ertragen wäre. Sie sagten unter andern zu des Herzogs Abgesandten: Oesterreichisch wollen sie recht gerne seyn, aber für immer und auf billige Weise, wie vor Zeiten unter den Stiftern und Wohlthätern ihres hergebrachten Stadtwesens den Grafen von Montfort-Werdenberg. — Von dem an wurde das ganze Rheinthal, der Nebelgau und Wallgau bis an dem Arlenberg von Oesterreich beherrscht.

III.

Zustand von Vorarlberg unter der Oesterreichischen und Baierischen Regierung.

Seit mehr als drei Jahrhunderten war Vorarlberg unter der milden Regierung Oesterreichs glücklich und zufrieden. Während alle Provinzen des österreichischen Kai

ſerſtaates, das grauenvolle und blutbefleckte Schauſpiel erbitterter Religions- und Bürger-Kriege, Succeſſions- und Thronſtreitigkeiten, verderblichen auswärtigen Einfluſſes ꝛc. gaben, wich Vorarlberg ſo wie Tyrol in keinem Augenblick von dem Glauben, den Sitten, der Conſtitution und dem Herrſcherhauſe der Väter. Die Verfaſſung des Lander Vorarlberg, gegründet auf den von den edlen Montforten ertheilten Rechten und Freiheiten war eine der glücklichſten in ganz Europa. Die Landſtände beſtanden einzig aus Bauern und Bürgern, ihnen allein waren die Einnahmen, Ausgaben und Vertheidigung des Landes anvertraut. Sie theilten ſich in die obern und untern Stände, zu den erſten gehörte Feldkirch, Pludenz, Sonnenberg, Rankwyl und Sulz, Bregenzerwald, Neuburg, Dornbirn, Jagdberg, Höchſt, Fuſſach und Damüls; zu den zweiten gehörten Bregenz, Hofrieden, Hofſteig, Alberſchanden, Lingenau, Sulzberg, Altenberg, Köllhöf, Simmerberg, Gruembach, Hohenegg, Mittelberg und Tamberg. Die erſteren kamen in Feldkirch zuſammen, und hatten dort ihre Kaſſe, die zweiten aber in Bregenz. Auf den Landtagen erſchienen die obern und untern Stände zuſammen, abwechslungsweiſe in Feldkirch und Bregenz. Die Summe, welche die Stände jährlich an Oeſterreich bezahlten, betrug neun und dreißigtauſend und vierhundert Gulden. Die Conſcription war in Vorarlberg nie eingeführt, dagegen beſtand ſchon in den älteſten Zeiten eine Art Landwehr, die alle Jahr einmal gemuſtert wurde. Unter Ferdinand dem zweiten wurde dieſe Landwehr neu geordnet, und in den erſten und zweiten Ausſchuß eingetheilt. In den frühern Zeiten bildeten die Waffenfähigen Ehemänner den erſten und die ledigen nach zurückgelegtem ſechszehnten Jahr den zweiten Ausſchuß;

später aber wurde gerade die entgegengesetzte Ordnung beobachtet. Bei einer großen Gefahr wurde der Landsturm aufgeboten, wozu alle waffenfähige Männer bis sechszig Jahr gehörten. — Vorarlberg bildete einen Kreis, und der Kreishauptmann hatte seinen Sitz in Bregenz. Jeder Amman als Gerichtsvorsteher hatte die niedere Polizei zu besorgen, in den obern Gerichten waren meistens Gerichtschreiber mit Beisitzern aus den Bauern. Vorarlberg bildete gleichsam einen kleinen Freistaat in der großen Monarchie und war dabei glücklich. *)

Neunzigtausend Seelen und eine jährliche Abgabe von neun und dreißigtausend und vierhundert Gulden konnten in einer Monarchie von vier und zwanzig Millionen Einwohner in gar keinen Anschlag kommen. Desto wichtiger war aber die Lage von Vorarlberg für Oesterreich, weil durch sie die Verbindung mit der Schweiz über den Arlberg und der Militärposten an dem obern Rhein und auf dem Bodensee sicher gestellt wurde. Oesterreich konnte und mußte bedeutende Summen auf ein Land verwenden, welches für dasselbe von so großer Wichtigkeit war. Gemeinden und einzelne Individuen fanden in Zeiten der Noth und bei augenblicklichen Verlegenheiten immer die nöthige Unterstützung. Noch im Jahr 1802 erhielt Vorarlberg von der österreichischen Regierung bei zwei Millionen Gulden als Kriegsentschädigung, eine Wohlthat die noch bei Enkel und Urenkel in dankbarer Erinnerung

*) Wir behalten uns vor über die landständische Verfassung von Vorarlberg eine eigene Darstellung zu liefern, welche eben in dem gegenwärtigen Zeitpunkte nicht ohne Interesse seyn wird.

bleiben wird. Nebst dem wurden alle Kriegsbedürfnisse ge- kauft und bezahlt, für Verpflegung, Service und Vorspann eine angemessene Entschädigung geleistet. Die Produkte und Fabrikate Vorarlbergs hatten den vortheilhaftesten Absatz in allen Provinzen des großen Kaiser Staates, und durch Fleiß und Industrie verbreitete sich Wohlhabenheit über das ganze Land. Hatten auch einzelne Verordnungen, besonders in den Zeiten Joseph des zweiten die, auf ihre alte Verfas- sung und Gewohnheiten eifersüchtigen Vorarlberger beunru- higt, so vertheidigten sie kraftvoll das Heiligste, was der Gebirgsbewohner kennt — Freiheit und Religion; die An- hänglichkeit an den Habsburgischen Fürstenstamm blieb da- bei fest in aller Herzen gewurzelt. Glänzend und ruhmvoll haben sie diese Anhänglichkeit an Oesterreich bewiesen, als ihr Heldenmuth am 25. März 1799 bei Feldkirch einen Massena zurück schlug und dabei die Ersteigung des Lu- ciensteigs und des Gotthards möglich machte.

Der unglückliche Preßburger Frieden trennte diese den Vorarlbergern so theuren Lande und erfüllte das ganze Land mit den Gefühlen des innigsten Schmerzes und der tiefsten Traurigkeit. Selbst die in dem achten Artikel dieses Frie- dens enthaltene Versicherung: „Tyrol, Vorarlberg und die Vorlande würden nur abgetreten mit jenen Titeln und in derselben Weise, wie Oesterreich sie besessen und nicht anders," konnten die so sehr erschütterten Gemüther nur halb beruhigen, weil die Fran- zösischen Zusicherungen bereits allen Werth verloren hatten. Sobald es in Vorarlberg bekannt ward, daß dieser Kreis dem König von Baiern abgetreten worden, säumte das Land nicht, eine Deputation nach München abzusenden, um selbes der höchsten Gnade zu empfehlen, und die Bestäti-

gung der alten Freiheiten und der Verfassung zu erflehen. Die Deputation wurde von dem König sehr gnädig aufgenommen und auf ihre schriftliche Einlage brachten sie dem Vaterlande durch ein, von dem König und dem Minister von Montgelas eigenhändig unterzeichnetes Rescript die höchst erfreuliche Versicherung zurück: „daß Vorarlberg bei seiner alten Verfassung, bei seinen Privilegien geschützt und belassen werden sollte." Gewiß war es der Wille dieses sonst so guten und menschenfreundlichen Königs nicht, daß dieses sein heiliges Fürstenwort sobald schon gebrochen und so wenig als der achte Artikel des Preßburger Friedens berücksichtiget wurde. Die Auflösung der Stände, die Vernichtung der alten Verfassung, die Erlöschung der dem Land seit Jahrhunderten so theuren Montfortischen Freiheiten schlugen ihm neue und tiefe Wunden, die noch lange Zeit nicht vernarben werden.

Es ist hier nicht der Platz die Einrichtungen und Verordnungen der Baierischen Regierung näher zu beurtheilen; für Vorarlberg taugten sie nicht, sie waren die Quellen des jammervollen, unglücklichen Zustandes dieses Landes und der gerechten Unzufriedenheit seiner Bewohner. Vorarlberg mußte unter der Baierischen Regierung an Steuern, Familienschutzgeldern, Taxen, Stempelgebühren, freiwilligen und gezwungenen Anlehen, Handlungs- und Gewerbspatenten, Mauthgebühren ꝛc. wohl sechs und achtmal so viel bezahlen, als es unter Oestreich geleistet hatte; der Preis des Salzes ward bald nach der Besitznahme Baierns so erhöht, daß diese Erhöhung Vorarlberg eine größere Summe kostete, als ehevor unter Oesterreich alle Abgaben betrugen; die Ungeld oder sogenannten Aufschlagämter schlugen un-

barmherzig auf die Unterthanen herunter, und ihre Verordnungen wirkten sogar zurück, denn auch von alten, schon Jahrelang in den Kellern liegenden Weinen mußte ein großer Aufschlag bezahlt werden. Die Kriegsbedürfnisse wurden von den Unterthanen requirirt, und wenn diese sich dann selbst ausgleichen und bezahlen wollten, sollte dieß nach einer lästigen Form durch die Landrichter und Rentbeamten berechnet, an die Kreis Stellen eingesendet und von diesen nach München zur Genehmigung befördert werden, so daß Jahre vergingen bis die Betheiligten zu ihrem Gelde kamen, und durch diese Verzögerung meistens schon zu Grund gegangen waren. Aller Verdienst von Gewerben und Fabriken verschwand unter der Baierischen Regierung, weil der Vorarlberger nun nicht mehr nach Oesterreich, nach Italien und nach den meisten übrigen Staaten seine Fabrikate absetzen konnte. Baiern konnte zwar den allgemein drückenden Handelsverhältnissen keine große Erleichterung verschaffen, aber man hätte doch hoffen dürfen, daß die Erwerbs- und Fabrikationszweige durch ein lästiges Mauthsystem nicht vollends unterdrückt würden. Dieß hemmte auch noch den Transito, erschwerte den Essito über entbehrliche Artikel und hatte an manchen Orten Mauthbeamte hingesetzt, deren Besoldung ihre Einnahmen überstiegen. Diese Mauthbeamten, deren Anzahl so groß war daß sie sich beinahe überall einander die Hände reichen konnten, waren eine der drückendsten Lasten des Landes, sie schlugen allen Gewerbsfleiß nieder und erstickten den letzten Keim der Industrie, der in- und ausländischen und der transitirenden Handlung. *)

---

*) Noch unter dem 11. Oktober 1811 schrieb ein bekanntes, ansehnliches Schweizer Handlungshaus an ein Handlungshaus in Baiern folgenden gewiß nicht unwichtigen Brief:

Wenn ein Justizgesetz den letzten Willen der Verstorbenen zu vollziehen befiehlt, so sollte ein Kammeralgesetz jenes

---

„Es ist gut, daß noch der Transito in ihrem Lande etwas frei ist, aber nach allen den gräßlichen Mauthen, „Eingangszöllen ꝛc. zu schließen, sollte man wohl fürchten, „daß man auch diesen so belegen wird, daß der Durchgang „durch Baiern eben so unmöglich wird, als der Handel der „Schweiz mit diesem Lande, durch die neue Mauthordnung. „Wenn sich nachbarliche Staaten, die vermöge ihrer Lage „im engsten Verkehr mit einander stehen, so beschränken „und die Plusmacherei so weit treiben, daß alle Verbindungen von selbst aufhören müssen, so kann man darin „keinen Beweiß von Klugheit finden, denn die Regierungen verlieren durch die überspannten Auflagen, die der „Handel nicht tragen kann und der thätige Geschäftsmann „findet seinen Fleiß gelähmt und muß andere Auswege suchen, wo ihm sein magerer Gewinn nicht durch Einfuhrzölle geraubt wird. Die Bekanntmachung ihres neuen „Mauthreglements hat in unserer Gegend große Sensation „gemacht, denn natürlich ist dadurch aller Verkehr mit ihrem Lande vernichtet, und es würde gewissermaaßen daß „nemliche seyn, wenn Baiern die Einfuhr ganz verboten „hätte. Wir können nicht begreifen, daß die Inconsequenz „dieser Maaßregel ihrer Regierung nicht so klar vor Augen „liegt, als einem jeden, der von der Thätigkeit der Menschen „Nutzen ziehen will, ihren Beruf aber nicht ganz darnieder „drückt weil er voraus sehen kann, daß sein eigener Vortheil „am meisten darunter leidet. Die natürliche Folge eines „solchen Benehmens gegen benachbarte Staaten ist, daß „diese Repressalien brauchen können, unter denen sie nichts „verlieren. Wenn die Schweiz die Einfuhr der schwäbischen Leinwande, deren besonders dieses Jahr mehr als „ie herüber kamen, verbietet, so leiden wir weniger als „die Baierischen Unterthanen, weil die Fabrikation dieses „Artikels in unserm Lande eben so gedeiht als irgendwo, „und fremdes Fabrikat entbehrt werden kann. Nach allen

nicht wieder aufzuheben vermögen, und doch geschah dies durch die öffentliche Verwaltung aller Stiftungen, die unter dem Volke nicht anders als eine Einziehung derselben angesehen wurde, daher denn die größte Sensation erregte, und zur natürlichen Folge hatte, daß Niemand mehr für die Zukunft auch nur die kleinste Stiftung machte. Es war äußerst traurig für einen jeden Ort, der von seinen Voraltern schöne und beträchtliche Stiftungen hatte, und darüber zum Besten der Armen durch seine Vorsteher verfügen konnte, wenn er nun zusehen mußte, wie die Gelder davon durch die Administratoren eingezogen und fortgeschickt wurden, während jeder Arme bei der höchsten Stelle in München um Unterstützung einkommen mußte, und bis zu ihrer Bewilligung zu Grunde gehen konnte. — Die Administrirung des Gemeindevermögens war eben so verhaßt, weil sie weiter zu gar nichts nützte, als die Vorsteher durch allerhand Ausweise zu ermüden, aufzubringen und für diese Plackereien alle Quartal ein schönes Stück Geld zur Bezahlung des Kreis-Administrations-Personals einzubringen. Das Volk hatte seinen Gemeinds-Vorstehern das Zutrauen geschenkt, warum wollte ihnen selbes die Regierung entzie-

---

„diesen sind wir der Meinung, daß wenn man ihrer Re„gierung einen gehörigen Aufschluß, über die gegenseitigen „Handelsverhältnisse der Schweiz zu Baiern und umgekehrt „geben, und vernünftige Vorstellungen machen würde, „diese nicht nur guten Eingang finden würden, sondern „selbst finden müßten, wenn anders die, so dergleichen, „man kann nicht sagen kluge, Anordnungen machen, nicht „ganz mit Blindheit geschlagen sind. Es dürfte wohl selbst „der Fall seyn, daß unsere Regierung bei der übrigen Vor„stellungen machte, und wir wünschen dieß. Wir empfeh„len uns Ihnen höflichst."

hen? Während diese Anordnungen doppelte Kosten verursachten, erregten sie allgemeinen Mißmuth und Unwillen. Ein einziges Beispiel wird die Unzweckmäßigkeit dieser Einrichtung näher beleuchten: Der Rhein bricht in die schönsten Felder ein und droht sie in einem Werthe von Hunderttausend Gulden zu verschlingen; eine Wehr, welche viertausend Gulden kostet, auf der Stelle erbauet, wird die Felder retten. Statt dessen muß es der Gemeinds-Vorsteher dem Administrator anzeigen, dieser den Augenschein einnehmen, Ueberschläge und Zeichnungen fertigen lassen, dann an die Kreis-Administration berichten; hier wird der Kreis-Bauinspector um Bericht und Gutachten gefragt, der gewöhnlich noch wohl einen Augenschein einnimmt, und dann erst berichtet; nun kann erst die Kreis-Administration an die General-Administration nach München berichten, und vielleicht nach Monaten eine Entschließung erhalten. Indessen hat der Vater Rhein, ungeduldig solcher unnützen, langweiligen Zögerungen, die Felder verschlungen, und Gemeinden oder einzelne Eigenthümer sind dadurch am Bettelstaab gebracht.

Das Centralisiren, oder bestimmter zu sagen, das Separiren der Stellen erweckte bei dem Bauer und Bürger die gegründete Vermuthung, es sey in der doppelten Absicht geschehen, von den Unterthanen durch die verschiedenen Stellen alles zu erpressen und ihm keine übrig zu lassen, bei welcher er um Abhülfe nachsuchen konnte. Jede glaubte am zweckmäßigsten zu handeln, wenn sie von dem Unterthan nur viel Geld aufbringen konnte, ohne zu untersuchen, ob es seine Kräfte erlauben und ob dadurch nicht sein Untergang bewirkt werde. Dahin gehörten die Finanzdirektionen, die Renntämter, die Forst-, Straßen-, Wasser-, Land-

bau- und Salz-Inspektion, die Mauth- und Aufschlags-Aemter, die Stiftungs- und Gemeinds-Administrationen ꝛc. alle von einander unabhängig, oft in offener Fehde gegen einander, als ob sie verschiedenen Souverainen dienten und nie nach einem gemeinschaftlichen, wohl überlegten Plan handelnd. In andern Staaten haben alle diese Behörden bei der obersten Kreis oder Provinzial Stelle einen Central-punkt, von dem alle geleitet werden, während die Baierischen General Kommissariate auf die meisten der eben benannten Behörden gar keinen Einfluß haben und ihr Wirkungskreis sehr beschränkt ist.

Die Rekrutirung und Conskribirung, die sonst in Vorarlberg wie in Tyrol gegen die alte Verfassung und Gewohnheit war, entblößte das Land von jungen, arbeitsamen und rechtschaffenen Purschen, welche sonst im Ausland ihren Verdienst suchten und fanden, und bei ihrer Zurückkunft mit ihrem Sparpfennig die Zinsen und Abgaben bestreiten halfen. Sie mußten öfters aus Mißtrauen zu ihren Gesinnungen eine härtere Behandlung erdulden, und ein großer Theil von ihnen fand in Rußlands Eisfeldern sein Grab. Der Aufstand im Jahr 1807 zu Krumbach im Bregenzerwald Landgerichts Bezau entstand bei Gelegenheit wo der damalige Assessor, nunmehrige Landrichter zu Braunau, Kutner die Conskriptionsliste in Krumbach aufnahm. Als ein junger Pursch, dessen Mutter und Schwester zugegen waren, unter das Maaß gestellt wurde, fragte seine Schwester, ob nicht sie statt ihres Bruders angenommen werden könnte, da sie auch das Maaß und Lust zum Militärdienst hätte? Der Assessor wurde über diese im Grunde ganz unschuldige Frage so aufgebracht, daß er in der Hitze den Degen zog,

und dadurch den Anlaß zu einem Auflauf gab, bei dem die Weiber die Hauptrolle spielten und den Herrn Assessor zwangen das Feld zu räumen. Staffetten über Staffetten eilten nach München, und es mußten sich sogleich achthundert Mann in Eilmärschen nach Vorarlberg in Bewegung setzen, an deren Spitze sodann der damalige General-Landescommissär Freiherr von Gravenreuth mit brennenden Lunten in Bregenz einzog. Morgens darauf rückte diese Mannschaft im Bregenzer Wald ein nnd nach einigen Tagen erschien in den Zeitungen die Nachricht: die baierischen Truppen hätten mit gewöhnter Tapferkeit die Berghöhen erstürmt und die Rebellen auseinander getrieben; während dem nicht ein einziger Bauer zu sehen war. Gegen die unruhigen Weiber wurde eine eben so weitschichtige als kostspielige Untersuchung eingeleitet, deren Resultat war, daß man ein paar alten Weibern Verzeihung ertheilte. Die Untersuchung kostete vierzigtausend Gulden, die das ganze Land Vorarlberg durch eine Umlage bezahlen mußte und die zur Vermehrung der Unzufriedenheit nicht wenig beitrug.

Durch die Auflösung der Stände war das Land in die Unmöglichkeit versetzt, seine Beschwerden und Wünsche dem Monarchen vorzutragen und um deren Abhülfe und Erfüllung zu bitten. Es ward dadurch gleichsam verwaist, denn Niemand hatte mehr den Muth für selbes ein offenes nnd unverschleiertes Wort zu sprechen. Die Landrichter mußten das Königliche Interesse befördern und konnten daher nur auf dieses bedacht seyn; hatte auch einer die Entschlossenheit die Wahrheit offen zu sagen und den unglücklichen Zustand der Unterthanen zu schildern, so wurde seine Vorstellung entweder nicht gelesen, oder dem König nicht vorgelegt.

Der Wirkungskreis der Landgerichte war zu groß, die Vereinigung der Justiz- und Administrations Gegenstände überhäufte sie mit Geschäften, die sie nur oberflächlich behandeln konnten, die sie im ganzen Jahr nie aus dem Arbeitszimmer kommen ließen und ihnen keine Zeit gestatteten, sich von dem wahren Zustande ihrer Untergebenen zu unterrichten. Der Vorarlberger konnte die ehemalige einfache Verwaltung nicht vergessen, wo der Bürger und Bauer auch Beisitzer des Gerichts seyn durfte, wo er keine kostbare Gebäude aufführen müßte, um das zahlreiche Beamten-Personal unterzubringen, das ihn seiner Rechte beraubte und ihn größtentheils mit Härte und Stolz behandelte. Wir wollen hier die einzelnen Namen und Handlungen nicht aufzählen, die gewiß gegen den Willen des Königs dem Lande Vorarlberg tiefe Wunden geschlagen und der Baierischen Regierung alle Liebe und alles Vertrauen auf immer entzogen haben. Bei diesen vielfältigen Bedrückungen und dem unklugen Benehmen so mancher Angestellten war es vorauszusehen, daß das beleidigte Volk früher oder später seine alten Rechte und Freiheiten mit den Waffen in der Hand sich wieder zu verschaffen trachten werde.

IV.

Der Krieg der Vorarlberger

(im Jahr 1809.)

Nie war in Vorarlberg eine größere allgemeinere Freude unter dem Volk, als in dem Augenblick, wo der Krieg mit Frankreich und seinen Allirten gegen Oesterreich nicht mehr

zweifelhaft war; alles sah diesen Moment als die Stunde der Befreiung von dem drückenden Joche an. Die so bedeutende Vermehrung der Kriegsmacht in Oestreich, die Errichtung der Reserven und der Landwehr, die Ernennung der Prinzen des Hauses als Führer dieser Völkerbewaffnung, die persönliche Theilnahme der Großen und Reichen des Landes an dem neuen Wehrdienst, die Wünsche und die Sehnsucht der meisten deutschen Völker nach Erlösung von der französischen Tyrannei, alles dieses rechtfertigte den unerschütterlichen Glauben an einen für Oesterreich günstigen Ausgang dieses furchtbaren Kampfes. Mit lauter Verachtung las man in Vorarlberg die Proklamation des Fürsten Primas, gegeben zu Frankfurt am 22. April 1809, obwohl er als Bischof von Costanz auch über einen Theil dieses Landes die bischöfliche Gewalt ausübte. Sie ist zu merkwürdig, als daß wir sie hier nicht wieder in Erinnerung bringen sollten. „Der Krieg ist ausgebrochen" so lautete diese Proklamation, „die Baierische Nation, geachtet durch ihre „Redlichkeit, ihre Tapferkeit, ihre Liebe zu ihrem Souve„rain, ist den in einer solchen Krisis unvermeidlichen, Ver„heerungen ausgesetzt; ihr geliebter Monarch, so wie die er„lauchten Personen seiner königlichen Familie, sahen sich ge„nöthigt die Residenz zu verlassen und Baiern hat nichts „gethan, wodurch es sich dieses Unglück sollte zugezogen ha„ben. Es ist unzweifelhaft, daß die Könige und Souve„raine, deren Vereinigung der rheinische Bund bildet, „lebhaft empfinden, daß die Unverletzlichkeit des Gebietes, „die Sicherheit ihrer Besitzungen, die Erhaltung des Frie„dens, diese Quelle des öffentlichen Wohls, die wesentlichen „Beweggründe ihrer Vereinigung waren, daß ihre wechsel„seitige Eintracht und das Zutrauen in ihren Schirmer „und Beschützer, Se. Majestät den Kaiser Napoleon, die „Grundveste ihrer Sicherheit ausmachen; daß keine Anstren-

„gung ihnen unmöglich scheint, wenn es darauf ankommt, „die politische Existenz ihrer Staaten, die von dem allge„meinen Wohl unzertrennlich ist, zu erhalten. Dieß ist die „öffentliche Meinung; es sind die Völker, welche man be„ruhigen muß, wenn man verbreitet, daß die Souveraine, „welche sich beeiferten, in die rheinische Konföderation ein„zutreten, wider ihren Willen in eine Verbindung gezogen „worden seyen, welche doch ihre Sicherheit ausmacht, welche „sie im Stand setzt, für ihr und ihrer Unterthanen Wohl „alle von der souverainen Unabhängigkeit unzertrennliche „Vortheile zu entwickeln. Da wir als Primas die Ehre „haben, das Organ der rheinischen Konföderation zu seyn, „so erfüllen wir diese Pflicht. Ja, Völker! der Heroismus „des erhabenen Beschützers und die vereinigten Anstrengun„gen der konföderirten Könige und Souveraine werden „mit göttlichem Beistande den festen und dauerhaften Frie„den (des Himmels schönstes Geschenk) auf's baldigste zu„rückführen."

Eine desto freudigere Aufnahme fanden die folgenden herzlichen Worte des allgemein hochverehrten und innigst geliebten deutschen Helden, Erzherzog Carl an die deutsche Nation: „Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich ergrei„fen gezwungen die Waffen; weil der französische Kaiser „nicht will, daß ein Staat bestehe, der nicht seine Oberherr„schaft erkenne, seinen Eroberungsabsichten diene; weil er „verlangt, daß Oesterreich seiner Selbstständigkeit entsage, „seine Streitkräfte entwaffne und sich der Willkühr des Ero„berers anheim gebe; weil die Heere des Kaisers von Frank„reich und seiner abhängigen Bundesgenossen feindlich gegen „Oesterreich vorrücken. Oesterreichs Streitkräfte sind auf den „Wink ihres Monarchen zur Selbstvertheidigung aufgestan„

„den; ich führe sie dem Feind entgegen, um dem gewissen „nahen Angriffe zuvorzukommen. Wir überschreiten die „Grenzen nicht als Eroberer, nicht als Feinde Deutschlands, „nicht um deutsche Verfassungen, Rechte, Sitten und Ge„bräuche zu vernichten und fremde aufzudringen; nicht um „zu stürzen und damit nach Willkühr zu schalten; nicht um „Deutschlands Habe uns zuzueignen und deutsche Männer „in entfernten Unterjochungskriegen aufzuopfern. Wir käm„pfen, um die Selbständigkeit der österreichischen Monar„chie zu behaupten — um Deutschland die Unabhängigkeit „und Nationalehre wieder zu verschaffen, die ihm gebüh„ren. Dieselbe Anmaßungen, die uns jetzt bedrohen, haben „Deutschland bereits gebeugt. Unser Widerstand ist seine „letzte Stütze zur Rettung. Unsere Sache ist die Sache „Deutschlands. Mit Oesterreich war Deutschland selbststän„dig und glücklich; nur durch Oesterreichs Beistand kann „Deutschland wieder beides werden. Deutsche! würdigt „Eure Lage; nehmt die Hülfe an die wir euch bieten; „wirkt mit zu Eurer Rettung; wir verlangen nur die An„strengungen, die der Krieg für die gemeinsame Sache er„fordert. Euer Eigenthum, Euer häußlicher Friede ist durch „die Mannszucht des Heeres gesichert. Die österreichische „Armee will Euch nicht berauben, nicht bedrücken; sie ach„ten Euch als Brüder, die berufen sind für dieselbe Sache, „die die Eure wie die unsrige ist, vereint zu kämpfen. Seid „unserer Achtung werth! Nur der Deutsche, der sich selbst „vergißt, ist unser Feind. Baut auf mein Wort, das ich „schon mehrmal zu Eurer Rettung gelöset habe! Baut „auf das Wort meines Kaisers und Bruders, das nie „gebrochen worden ist."

Die

Die Vorarlberger hatten auch während ihrer Losreißung von Oesterreich eine fortwährende Verbindung mit den edlen deutschen Männern in der geliebten Kaiserstadt, und die Ernennung des Erzherzogs Johann zum Oberbefehlshaber der nach Italien und Tyrol bestimmten Armee, so wie die Entwerfung des Plans zu der Befreiung von Tyrol und Vorarlberg von dem Freiherrn von Hormayr war für sie kein Geheimniß, wohl aber die beste Ermunterung zur glücklichen Ausführung dieses Plans alle Kräfte anzustrengen, und mit Freuden Gut und Blut zum Opfer zu bringen. Wenn in dem ihnen so nahen Tyrol der Oberbefehlshaber des achten österreichischen Armeecorps F. M. L. Chasteler schon am 9ten April den Tyrolischen Boden betrat, und der Major Teimer am 13. April im Dorfe Wiltau 8000 Franzosen und Baiern zu Gefangenen machte, so konnten und durften es die Vorarlberger noch nicht wagen die Waffen zu ergreifen, um sich an die tapfern Nachbarn anzuschließen. Das Corps des Herzogs von Rivoli (Massena) stand schon seit mehreren Wochen bei Ulm, das Corps des Generals Oudinot zu Augsburg; noch war es ungewiß, welchen Kriegsplan der französische Kaiser entworfen hatte, und ein früherer Ausbruch des Aufstandes in Vorarlberg konnte sehr leicht die Veranlassung zur Absendung eines beträchtlichen Armeecorps geben, denn die Vorarlberger allein und vor ihrer Vereinigung mit den Tyrolern und den österreichischen Hülfscorps unmöglich hätten widerstehen können. Um Tyrol von dieser Seite zu decken und die Verbindung mit der Schweiz und mit Schwaben offen zu erhalten, durfte Vorarlberg von keinem feindlichen Corps besetzt werden, und die muthigen Bewohner dieses Landes mußten gegen ihren Willen noch einige Zeit sich ruhig verhalten. Indessen kamen ihnen alle Aufrufe an die Tyroler und Vorarlberger zu, welche größtentheils aus der Feder des Frei-

Herrn von Hormayr geflossen waren, und die wir hier um so eher zur allgemeinen Kenntniß bringen, als die auswärtigen Zeitungen sie sorgfältig verheimlichten, oder sie nur verstümmelt und mit giftigen Anmerkungen begleitet, wieder gaben. Sie wurden mit heißer Begierde von dem Volke gelesen, und daß diese kräftigen Worte nicht umsonst gesprochen wurden, dieß hat der Heldenmuth und die Tapferkeit der Tyroler und Vorarlberger gewiß hinlänglich bewiesen.

Erster Aufruf an die Tyroler.

„Auf Tyroler, auf! — Sie ist da die Stunde Eurer Erlösung! — Kaiser Franz den Vielgeliebten, Euch entrissenen, in kurzem wiedergebenen Landesvater, rufen noch einmal die heiligsten Pflichten zu den Waffen, — Pflichten für das erhabene, in seinen meisten Gliedern gekränkte oder beraubte, in seinen Grundfesten bedrohte Kaiserhaus, — Pflichten für die Monarchie, die nun, nachdem durch übermächtigen Krieg oder ungetreuen Frieden ringsum alles entwaffnet, unterjocht, einverleibt oder zerstückelt ist, allein noch hervorragt, wie der Fels aus der Sündfluth, als der Europäischen Freiheit einzige und letzte Wehrmauer. — Kurz und unvermeidlich war die Wahl, die der Vertilger aller alten Fürstenhäuser, der Zertrümmrer alles dessen, was biedern Herzen werth und heilig ist, der Todtfeind aller Freiheit und Selbstständigkeit in seinem offenbaren Streben nach der geistlichen und weltlichen Oberherrschaft der Welt, unserm geliebten Kaiser annoch übrig ließ. — Entweder gleich jetzt das Schwert zu ziehen zur Nothwehr, jetzt, wo Napoleons Heere noch am andern Ende Europas beschäftiget sind, dem edelstolzen Spanier das Fremdlingsjoch aufzu-

zwingen, oder aber still zu warten, bis er nach vollendeter Ausödung und Knechtschaft Spaniens alle alten und neuen Kräfte der Bezwungenen und Eingeschläferten samml-, und gegen Oesterreich führe, um auch noch dieses erste, letzte und einzige Hinderniß seiner Herrschsucht zu sprengen. Hat er das nicht schon ungescheut angekündigt? Nannte sich nicht schon Joseph Bonaparte sogar einen Erzherzogen zu Oesterreich und Grafen zu Habsburg? Die Wahl ist geschehen. Schaut auf uns! schon ist alles in Bewegung, auf daß der große Entschluß nicht nur gefaßt sey, sondern auch mächtig vollzogen werde. Schauet herüber, wie sie überall mit Macht und Schnelligkeit sich entfalten, die unerschöpflichen Kräfte des, der gemeinsamen Sache der Welt und sich selbst getreuen Oesterreichs! Schon suchet der Erzherzog Carl die Felder von Amberg, Würzburg, Ostrach und Stockach auf, auf denen er binnen wenig Tagen wiederholte Siege über die berühmtesten feindlichen Feldherrn erfocht. Schon erblickt Ihr sie wieder von Euren Landmarken aus, die wohlbekannten schwarz und gelben Fahnen. An ihrer Spitze werdet Ihr ihn wieder sehen, den geliebten Erzherzog Johann, dem von der Scharnitz bis zum Montebaldo, und vom Kreuzberg bis zum Tonal jeder Fleck Erde bekannt und werth ist, der keinem höhern Stolz hatte, als ganz der Eurige zu seyn, und keinen bittern Augenblick, als den: da ihn unbesiegt, ja unangegriffen, entfernte, beispiellose Unfälle von Euch abriefen. — Unmöglich ist, daß wieder eine Trennung werde, wie 1805. Wer fühlt nicht tief und lebendig, es gelte diesmal, und zwar für immer der Erhaltung oder dem Fall des ganzen Kaiserreichs. Auf die Tyrolischen Alpen von Maximilian I. und Carl V. der Schild und das Herz Oesterreichs genannt, haben unsere alten Fürsten gebaut und getraut; bauen und trauen auch wir — im unüberwindlichen Verein mit Salzburg und In-

nerösterreich, Meister des Schlüssels von Deutschland und Italien. Nicht mehr, wie in den vorigen Feldzügen kann und wird ein in Deutschland oder Italien erlittener Unfall die Räumung Tyrols nach sich ziehen, — nein, diese Höhen, diese Päße werden gehalten werden, bis auf den letzten Mann, damit müssen wir gewinnen oder ersetzen, was etwa anderwärts mißlingen mag. Der Feind soll erfahren, daß wir aus vielfältigem Unglück das Geheimniß erlernt haben, ihm die Spitze zu biethen, — er soll an unserer Eintracht, an unserer Treu und wieder errungenen Freiheit erfahren, was einst das weltherrschende Rom an den Parthern, die Araber in Asturien, die Türken an Skanderbeg's Epirus, was Frankreich in den Cevennen und in der Vendee, und letzlich auch noch durch eine Handvoll Montenegriner, was es vor Saragossa und in der Serra Morena erfuhr, — Zwar der Presburger Frieden (leset ihn Brüder, ob ihr im Stande seid einen Artikel zu finden, den Frankeich und seine Bundesgenossen nicht gebrochen und verhöhnt haben?) dieser unglückliche Friede hat das Land gelöset, das Oesterreich und Tyrol 443 Jahre lang glücklich an einander knüpfte. Tyrol wurde abgetreten, aber nicht preis gegeben der Willkühr eines erzürnten Siegers oder der Begier eines für seinen Treu- und Lehnsbruch damit belohnten Nachbars. Nein auch in dieser bittern Zeit verklärte sich wieder jene alte österreichische Treue in der Sorgfalt gegen alle Theilung oder Zerstücklung des Landes, und für die Erhaltung der Alten, mit Recht allen so theuern Verfassung. Mit feierlichen Vorbehalt aller seiner Rechte und alt hergebrachten Freiheiten kam Tyrol 1363 an Oesterreich. Zahlreiche, bei jeder Regierungsveränderung erneuerte Briefe, Eidschwüre und Reverse haben diesen Vertrag zwischen Fürsten und Volk geheiligt. „Nur auf dieselbe Art, und dieselben Titeln und Rechten, und wie ihre

Majestät der Kaiser und König Tyrol besaßen, und nicht anders," also mit einer ausdrücklichen Verwahrung seiner Freiheiten und seiner Constitution wurde Tyrol im achten Artikel des Presburger Friedens an Baiern abgetreten. Diese letzte Sorge des scheidenden Landesvaters (noch von Holitsch aus unter dem 29. December 1805 im ersten Augenblick, als er den unterzeichneten Frieden empfing, den getreuen vier Ständen auf ihre Vorstellung vom 14. d. M. eröffnet,) war der einzige Trost jener schweren Stunde. — Aber dabei konntet ihr unter dem fremden, neuen aufstrebenden Königreich Baiern troz alles Friedens und Rechtes doch nicht bleiben. Ihr galtet ihm nur für eine kostbare Festung, die es für Frankreich, ungern genug, erhalten mußte, die es gar zu gern um das erste beste Land wieder hingeworfen hätte. Völker ohne Freiheit unter Fürsten ohne Freiheit, daß ist das Trauerspiel unserer Tage. Um eine schnöde, nur die Last seiner Ketten vermehrende Vergrößerung hat Baiern die eigene Freiheit verkauft, wie hätte es Euch die Eurige lassen können, ohne seines eigenen Zustandes dadurch immerwährend zu spotten. Noch jezt läßt sich ja Baiern äffen mit Aussichten auf reiche Beute aus der Zertrümmerung Oesterreichs; durch so viele schreckende Beispiele noch immer nicht gewarnt, daß wenn Oesterreich fiele, Baiern wie Spanien seiner angebornen Fürsten beraubt, nur einen Theil ausmachen würde von dem großen neuen Reiche, zu dessen Beherrschung sich gewiß noch irgend ein Bruder, Vetter oder Marschall Napoleons finden würde! Das Königlich Baierische Patent vom 14. Jänner 1806 versicherte, die Tyroler sollten nicht nur bei ihren wohlerworbenen Rechten und Freiheiten kräftigst gehandhabt, sondern auch ihr Wohlstand im höchsten Grad befördert und die Wünsche der getreuen Landschaft jederzeit mit ganz besonderer Aufmerksamkeit vernommen

werden. Unzähligemal wurde des Königs eigenes, den Deputirten in feierlicher Audienz ertheiltes Wort erzählt, überschrieben und gedruckt: „Kein Jota solle an der Verfassung geändert werden. Er schätze die Trauer der Tyroler um ihren vorigen Landesherrn, werde sichs aber zur angelegensten Pflicht machen, so für sie zu sorgen, daß er einst bei seinem Ableben eben so innig beklagt würde.“ — Wie erfreute Euch, Ihr biedern geraden Seelen dieses urkundliche und königliche, die Bedingungen des Friedensschlusses nur widerholende Wort — und wo waren wenige Monate darauf Eure Stände, Eure Verfassung, Eure Rechte und Freiheiten, wo war der so laut angekündigte erhöhte Wohlstand? Diese Eure nicht umsonst erhaltenen und stets muthig vertheidigten Freiheiten, die Reverse der alten Landesfürsten, der Lohn Eurer in Jahrhunderten nie befleckten Treue, die Landesordnung und jene Statutarrechte, die nach den Bedürfnissen und Erfahrungen der Zeiten und Orte bemessen waren, nicht nach dem doppelschneidigen Richtermaaß einer erzwungenen Gleichförmigkeit, die klüger seyn will als die Natur, und auf unsern Bergen eben so hausen wie in Baierns oder Frankens fruchtbaren Ebenen. Die Schlüsse unserer auf offenem Landtag oder zu engerem Ausschuß versammelten Väter, das Landlibell und jene Zuzugsordnungen, die Grundgesetze der Selbstvertheidigungspflicht, wo sind sie? Brüder! Landsleute! wo? — Von Niemanden beobachtet, weil der Eigenwille der Fremden sie nur verspottet, aber darum von Euch nicht vergessen, modern sie im Archive Eurer Unterdrücker! — Diener des Altars! Euch haben sie zuerst, Euch haben sie mit der geifernden Erbitterung angegriffen; so lag es in ihren Plan, so mußte es kommen. Wenn ein Volk seiner Freiheit, ja sogar seines Namens beraubt worden, wenn aller Gemeinsinn weichen, und einer leblosen Gleichgültigkeit und knechtischen Un-

terwerfung Platz machen soll, wie konnte man das besser anfangen, als, indem man den allerersten Streich auf das Heiligste führt? Fällt dieses, duldet der freie Gebirgsbewohner solchen Frevel, so mögen die Unterdrücker sicher frohlocken über das unfehlbare Wahrzeichen, daß sie alles mit ihm anfangen können, daß der gute Geist der Väter völlig gewichen sey, die für Glauben und Verfassung willig Gut und Blut aufgesetzt haben. — Aber Gott sey gelobt, die schmachvolle Rechnung hat sie betrogen. In seinem Innersten empört, nur darüber ungewiß, ob sein wider diese Vergewaltigungen ohne fremde Unterstützung ganz allein aufgehobene Arm, nicht das Uebel noch ärger machen würde, hat der Tyroler knirschend hingesehen auf die mit einem Federzug der uralten Existenz beraubten Abteyen und Klöster, auf das gestohlene und verschleppte Kirchengut, auf die vertriebenen Bischöfe und Priester, auf die gesperrten und entheiligten Kirchen, auf die absichtlich, an Juden verkauften Kelche, auf jene in den Baiern, und in ihren noch verächtlichern Helfershelfern überall sichtbare Wuth zu erneuern und zu zerstören, ganz unbekümmert ob diese Elenden auch im Stande seyn, statt des Alten etwas Besseres und nur eines von jenen ehrwürdigen Banden wieder herzustellen, deren sie hunderte mit vermessener Ungeduld zerrissen haben. Eine höhere Schickung hat des Tyrolers gerechten Zorn zurückgehalten, bis seine übermüthigen Zwingherrn reif waren zur Rache, bis sie geschlagen hatte die Stunde der Erlösung! — Nun ist sie da, nun ist an Euch Ihr Diener der Kirche, die ersten hervorzutreten, um die Schmach des Hauses des Herrn zu rächen und auf den Kanzeln, im Beichtstuhl, am Altar Donnerworte zu reden. Legt die Hand aufs Herz, ist es nicht eine heilige Sache für die wir euch aufrufen, die Sache des Glaubens, die Sache der Freiheit? Auch Bonaparte kennt Eure Macht auf die Gemüther.

Auch er, der das sichtbare Oberhaupt der Kirche in harter und dürftiger Gefangenschaft hält, spendet gleichwohl unermüdet in allen Theilen der Erde, an die er die blutbefleckte Hand legt, Euch Priestern zuerst Worte des Trugs, um durch Euch den Muth der betrogenen mißhandelten Nationen zu lähmen. Er hat erfahren, was Volkes-, was Meinungskrieg ist, und zittert davor. Wie in Egypten den Alkoran, so will er in Europa bald das Evangelium, bald den Talmud mißbrauchen, damit er die Völker ungestraft beraube, feßle oder würge, — aber des Antichrists Gebeth ist nicht durch die Wolken gedrungen! — Ihr Ritter und Herren von Adel! Daß wir vor dem Gesetzte in Rechten und Abgaben alle gleich waren, war der Edelstein der ehrwürdigen nun zertrümmerten Verfassung, und es ist ein schöner Karakterzug, daß wir in unsern Jahrbüchern nicht finden, der Adel hätte je begehrt mehr zu seyn auf Kosten seiner Mitbürger, odrr mehr zu haben als ein berühmter Manne, und auch diesen mißgönnen Euch die Baiern und wollen, Ihr sollet Euren Adel erst beweisen, und was Jahrhunderte lang gegolten hat, einer neuen Prüfung unterwerfen, wie denn überhaupt bei ihnen nichts gilt was nicht von ihnen kömmt, als wenn sie die Macht hätten, eben so alten Herzens- und Wappen-Adel zu verleihen, wie sie fortan Siegel und Pergamente machen können. — Und Ihr von Städten und Gerichten! Emsige Bürger und Handelsleute, fromme redliche Bauern, was regt sich in Euch, deren Gewerbs- und Handelsinteressen dem übermächtigen Italien durch einen Vertrag aufgeopfert wurden, dessen Folgen Ihr erst bei wieder eintretenden Seefrieden recht fühlen werdet? In Euch, die Ihr mehr oder minder alle leidet unter der durch unweise, nur auf augenblickliches Plus in Zollkasten berechnete Verfügungen herbeigeführte Verminderung des Transito? In Euch, deren Brüder und

Söhne troß des allzufühlbaren Mangels arbeitsamer Hände beim Wein- und Ackerbau der Conscription unterworfen, und hingeschleppt werden sollen zu streiten gegen Oesterreich, ihren rechten natürlichen Erbherrn, oder nach Spanien, oder wider Russen und Preußen, wider die ja schon alle Eure deutschen Brüder ihr Blut verspritzt und zum Lohn dafür noch ehrenrührigen Tadel und Hohn eingeerntet haben. — Verspottet haben die Baiern Oesterreichs Bankozettel. Freilich haben sie Euch mit Papiergeld verschont und verschonen müssen, weil dazu Kredit gehört den sie nirgend finden. Gleich einem Wunder haben sie die Schnelligkeit gepriesen, mit der sie Euch von diesem Uebel befreiten, durch den Verlust der Hälfte Eurer Habe, durch drückenden Geldmangel, durch Unwerth der vorhin theuer angekauften und noch immerfort hoch besteuerten Realitäten, durch Zahlungsunvermögenheit und Exekutionen ohne Ende, durch die so mancher bedrängte Hauswirth sein Obdach und den mit sauerm Schweiße bestellten Acker verlassen und Taglöhner werden, oder mit Weib und Kind das Mitleid derjenigen ansprechen mußte, die barmherziger waren, als seine stets Menschenliebe und Großmuth, freilich nur im Munde führende Regierung. Und überdieß, so empfindlich es auch den Oesterreichischen Finanzstellen fallen mag, es sollen Euch keine Bankozettel mehr aufgedrungen werden, daß sey Euch der große Beweis, was Oesterreich von Euch hofft, was es bereit sey, dafür aufzuopfern, daß eine so edle Perle wieder in seiner Kaiserkrone glänze! — Tyroler! was fühlt Ihr bei diesem nun verbannten, sonst so vertraut anklingenden Namen? — Nach dem Sturz aller Eurer Urrechte und Gesetze ist auch dieser, ehehin stets rühmliche Name verboten, so wie es bei dem allergrößten Verbrecher zum ewigen Schanddenkmal den Kindern verboten ist, des lasterhaften Vaters Namen zu führen! — Nach den Flüssen ist nun

Tyrol eingetheilt und benannt, damit, wie das Wasser ohne Farbe und ohne Geschmack ist, also auch Ihr ohne Leben und Gemeinsinn seyn sollet, stumpf gegen die böslichste Mißhandlung. Vergleichet nun mit diesem traurigen Zustand, ohne Constitution, ohne Kraft, ohne Freiheit ja ohne Namen, vergleichet damit die vorige Wohlfahrt und die unzähligen Gutthaten Eurer alten Oesterreichischen Fürsten. Gedenket der durch Friedrichen mit der leeren Tasche wieder gebornen Gleichheit aller Stände, — der herzinnigen Vorliebe des großen Maximilian, — der ehrenden Aufmerksamkeit Karls V. — der sanften Pflege alles Schönen und Nützlichen unter Erzherzog Ferdinand und dem Deutschmeister Maximilian — jener kräftigen Handhabung innerer und äußerer Sicherheit durch Klaudia wider Franzosen und Schweden und Uebelgesinnte. — Waren die Baiern bei Strub und Iglau unwiderstehlicher, als die welche in dem ewig unvergeßlichen Jahre 1703 der sieggewohnte Max Emanuel in unsere Thäler gefürt hat? — Sind Napoleons Marschälle größere Helden als Catinat und Vendome, deren Ruhm dazumal an unseren Felsen scheiterte? Fraget Eure Greise, wie die große Theresia in dem Kampf wieder halb Europa ihr väterliches Erbe behauptet hat, das der Baierfürst schon in seinen Titeln führte? Erinnert Euch, wie selbst Joseph ganz anders reformirte, und welche große Gefahren ihr unter Franz, unter Oesterreichs Schirm zum ewigen Ruhm glücklich bestanden habt? — Und wenn ihr alles das, und wenn ihr wieder dessen gedenket: wie Baiern durch den treulosen Bruch der Bedingung des Friedens unter der es Tyrol erhielt und aller seiner schönen Verheißungen, sich seines Rechts selber verlustiget — und daß ihr ihm niemals einen Eid der Huldigung geschworen habt, — bleibt dann in Eurer treuen Brust noch Raum für einen andern Ge-

danken, und kennt Eure Zunge noch ein anderes Wort, als: Erlösung." *)

Aufruf des Erzherzogs Johann an die Tyroler.

„Tyroler! Ich bin da, das Wort zu lösen das ich Euch am 4. November 1805 gab: „daß gewiß die Zeit kommen werde, wo mir das hohe Vergnügenen zu Theil werden wird, mich wieder unter Euch zu befinden." Gedenket nun auch Ihr der Worte, die Ihr in jener bittern Abschiedsstunde, die ihr noch zu Sterzing und Brunecken zu mir gesprochen habt, die mein Trost gewesen sind und meine Hoffnung, und die nicht durch meine, noch durch Eure Schuld, sondern nur durch anderwärtige, beispiellose Unfälle nicht gleich damals schon in Erfüllung gegangen sind. Der durch eben jene Unfälle herbeigeführte Presburger Frieden hat vielmehr jenes wohlthätige Band, das Euch seit einem halben Jahrtausen an Oesterreich knüpfte, leider vollends zerrissen. Aber selbst als entschieden war, Tyrol werde nicht nur vom Oesterreichischen Kaiserstaate getrennt, es werde auch nicht dem durchlauchtigsten Erzherzog Großherzog zufallen, sondern das neue Königreich Baiern durch diese Perle vergrößert werden, da gedachte noch der scheidende Landesvater seiner geliebten Kinder mit unveränderter Sorgfalt und mit jener alten österreichischen Treue. — Das

*) Ein kurzer Auszug von diesem Aufruf, der vorzüglich auf das Landvolk und auf di untern Bürgerklassen berechnet war, wurde auf geheimen Wegen in vielen tausend Abdrücken schon mitten im Lande und in den entlegensten Thälern, so wie auch in den Städten verbreitet und zwar noch vor dem 9. April 1809, an welchen Tag früh Morgens die Feindseligkeiten begannen.

Vorhaben Tyrol zu zerstückeln, das nördliche Baiern, das südliche aber Italien zuzutheilen, wurde noch glücklich verhindert. Unzertrennt, mit allen seinen Rechten und Freiheiten mit Beibehaltung seiner Stände, seiner Constitution, seines Abgaben- und Vertheidigungs-Systems, mit einem Worte: Nur auf dieselbe Art und nur mit denselben Titeln und Rechten, wie Se. Majestät der Kaiser und König es besessen hatten, und nicht anders — nur so ging Tyrol an Baiern über. So war die Bitte erfüllt, welche die treuen vier Stände in ihrer rührenden Vorstellung vom 14. December 1805, meinem allergnädigsten Herrn und geliebtesten Herrn Bruder dringendst ans Herz gelegt hatten. Mit tröstendem Bewußtseyn vernahm der Kaiser die feierliche und öffentliche Wiederholung dieser Friedensbedingung von Seiten Baierns durch das Besitznahm-Patent und durch die den Abgeordneten gegebenen Zusicherungen. — Die nach Innsbruck abgeordnete K. K. Uebergabs- und Abrechnungs-Hofcommission kam in ihren Eröffnungen, und insbesondere in ihrem Dank und Abschiedsschreiben an die Stände vom 10. April 1806 nochmals auf diesen, den Herzen seiner Majestät so theuren Gegenstand zurück. Bekanntlich wurde diese Commission zu Anfang des Junius ohne Antwort auf ihre Noten und Anfragen, unter nichtigen Vorwänden, auf eine nicht nur unfreundliche, sondern sogar unanständige Art entfernt, damit sie nicht Zeugin sey, von den Woche für Woche auf einander folgenden Verletzungen dieses Friedensartikels, damit ihre Gegenwart die Tyroler nicht um so lebhafter an die guten, alten Zeiten erinnere! — Wie man Euch, biedere Tyroler! diesen Artikel des Presburger Friedens gehalten hat, so sind alle übrige gehalten worden. Was Se. Majestät der Kaiser und König zeither geduldet, gethan und nachgegeben haben, um ihren getreuen Völkern wenigstens diesen, wenn gleich nachtheiligen Frieden zu erhal-

ten, weiß alle Welt und unsere Gegner am besten. Der Kaiserhof wird und muß seine besondern, zahllosen gerechten Beschwerden an den partheilosen Richterstuhl der Mit- und Nachwelt bringen. Er wird hierbei eher seine unermüdete Langmuth und Geduld zu rechtfertigen haben, als daß er jetzt, um das Aeußerte abzuwenden, um den letzten Streich vorzukommen, zur Nothwehr greift! Aber warum ist dieser Krieg ein allgemeiner, nothwendiger, heiliger Krieg? Warum wird er geführt? Darum, daß nicht eine, schon an sich übergroße Macht, auch noch allein bewaffnet bliebe, und die andern alle ungerüstet, folglich ohnmächtig; darum, daß nicht zuletzt Alle Einem dienen, und zwar Einem, welchem ursprünglich keiner zu dienen verpflichtet war; darum, daß noch ein Recht, daß noch eine Freiheit und Selbstständigkeit, daß noch mehr als nur ein einziger Wille, daß noch eine Zuflucht und Rettung auf Erden sey; darum, daß nicht alle Deutschen, daß nicht endlich auch der Oesterreicher, Ungar und Böhme gezwungen werden, anstatt für den eignen Herd, für eigene Ehre und Heil, künftig als blinde Werkzeuge fremder Herrsch- und Habsucht zu bluten, dereinst auch wider Rußland zu ziehen, die Türkei anzufallen, oder undeutschen Emporkömmlingen Thronen in andern Welttheilen zu erkämpfen; darum wird Krieg geführt! Groß und erhaben ist dieser Zweck, ja der größte und höchste; — so sey denn auch der Muth groß und hoch, und unsere Anstrengungen; die Gefahr des Muthigen ist allemal kleiner, als die des muthlosen; nicht der Verfolger, sondern der Flüchtling fällt. Wir haben zwar einen Feind gegen uns, dem bis auf den heutigen Tag nichts widerstanden hat, als Treu und Glauben auf sich selbst! Ueberall hat er gesiegt, wo er nicht enge vereinigten Willen, unermüdeten Eifer und treues Ausharren vor sich fand, — wo aber diese sind, da ist nichts unmöglich. Und wir haben diesen Willen und

diesen Muth, und zeigen ihn! — Ein Sinn herrscht überall; Alles tritt in den Kriegsstand über, wo nicht unter dem Gewehr, doch mit Willen Rath und Hülfe. Oesterreich hatte viele große Gefahren siegreich bestanden; die gegenwärtige ist aus allen wohl die größte; — aber auch noch nie war eine solche Einigkeit, eine solche Gluth in allen Gemüthern. Oesterreich ist noch nie mit einer solchen Macht in die Schranken getreten. Ihren Muth stählt des Kaisers eigene Gegenwart, an ihrer Spitze steht der Sieger von Würzburg und Stockach, den die Deutschen kennen, den sie lieben, auf den sie vertrauen. — Im Hochgefühl unsrer treu vereinigten Kraft, im Hochgefühl der allergerechtesten Sache, für welche jemals ein Schwert entblößt worden ist, pflanze ich hiermit wieder den Oesterreichischen Adler in die Tyrolische Erde, in welcher die Gebeine so vieler meiner glorwürdigen Ahnherrn ruhen! — In diesem Hochgefühl rufe ich — in dieses alte, uns geraubte Eigenthum Habsburgs wiederkehrend — wie vor 393 Jahren von jenem Herzog Friederich, die Wiedergeburt der mit Recht allen so theuern Verfassung, die Wiederherstellung der vier Stände hiermit feierlich aus, rufe Adel und Prälaten, Bürger und Bauern wieder zu den Füßen jenes Thrones, welcher für sie allezeit ein Ort des Trostes und der Hülfe gewesen ist. — Jene Verfügungen, welche die gegenwärtige Lage der Dinge gebiethet, besagt Euch die von mir einstweilig erlassene Verordnung. Waffen und ein alttyrolisches Herz, und so viel männlichen Entschluß, um einige Mühseligkeiten und um einige Gefahr der bisherigen Knechtschaft und einer noch ärgern Zukunft vorzuziehen, das ist alles, was ich von Euch begehre, und wahrlich, es ist gerade so viel, als Eure Ehre und als Euer eigenes Heil erfordert. Dieser Zuruf ergeht an Euch eben in den unvergeßlichen Gedächtnißtagen, an welchen vor zwölf Jahren bei Spinges, Jenesim und

Botzen, die feindliche Uebermacht unter Joubert durch Euren Muth und Blut, binnen fünf Tagen, in stürmischer, schimpflicher Eile aus dem ganzen Land zu weichen gezwungen ward! — Der Augenblick setzt Euch in die Lage, in den großen heiligen Kampf eine Hauptrolle zu spielen — und Tyroler! wie? es wäre möglich, daß der Wille dazu nicht in Euch wäre? — Tyroler! ich kenne Euch. Ich bin gewiß, Ihr werdet Euch Eurer Väter, ihr werdet auch des Allerhöchsten Vertrauens, Ihr werdet Euch unserer großen Erwartungen würdig beweisen!

Erzherzog Johann.

Gruß von Tyrol, an seine Nachbarn, die braven Vorarlberger. *)

Ihr habt es uns Tyrolern in den verwichnen Kriegsjahren schwer gemacht, Euern Ruhm von Vaterlandsliebe

---

*) Dieser aus Landeck vom 22. April 1809 datirte Aufruf, wurde in der Schrift unterzeichnet von drei wackern Männern: Johann Michael Senn durch lange Zeit Richter von Pfunds, damals von Herrn von Hormayr zum Landrichter von Nauders und zum Specialcommissär ernannt. Er und der wackere Oberkommandant Joseph von Plawen zu Latsch, waren die einzig getreuen Begleiter Hormayrs und des Major Teimer um die Winschgauer und Oberinthaler zum zweitenmale unter die Waffen zu rufen. Später gesellte sich ihnen bei, Graf Joseph Mohr, gleichfalls von Latsch, Schwager des im Treffen bei Insbruck am 25. Mai 1809 gebliebenen Grafen Stachelburg, und der Kommandant Franz Frischman von Schlanders. Auf den Landtagen von 1790, einer Lieblings-Rückerinnerung der Tyroler, weil damals mit der ihnen eigenthümlichen Volkskraft, sich recht elastisch wieder herstellte, was unter Joseph unziemlich verborgen, nicht gebürgt worden war, machte Senn, damals

und Tapferkeit zu erreichen. Vielleicht hier und dort, waren wir sogar noch ein Stück weit hinter Euch zurück. Nun hat aber unser Bürger und Bauer — mitunter auch mancher wackere Beamte und Biedermann aus der Klasse der sogenannten Herrn ein Tagwerk verrichtet, welches es Euch schwer machen wird unsere Volksehre zu erreichen.

Errei-

---

noch ein feuriger Jüngling Aufsehen unter der Oppositions-Parthei gegen die willkürlichen Neuerungen des Gouverneurs Grafen Sauer. Senn wurde damals vom Landtage an König Leopold nach Wien abgeschickt. In den Kriegsjahren 1799 und 1800, dann bei der Anordnung der Landwehr 1802 bis 1805 that sich Senn besonders hervor. An dem Unglückstage des 25. März 1799, wo Lecourbe, Dessolle und Lechi, mit Mord und Brand nach Nauders und Glurens vordrangen, nöthigte Senn den General de Brieg den er vergeblich über des Feindes Vorhaben gewarnt, ein demüthigendes Zeugniß ab, das ihm das bewaffnete Volk alle mögliche Unterstützung geleistet, also an dem durch anderweitige Umstände herbeigeführten Rückzug keinerlei Schuld habe. Senn starb am 20. Februar 1813 als Magistrats Rath in Wien, und hinterließ eine zahlreiche Familie in großer Dürftigkeit. Die beiden andern waren Franz Linser, Pfleger zu Ried, Gerichts Landeck, und Ferdinand Alois Fischer Gerichtschreiber zu Landeck, welcher Hormayr und Teimer auf jener Expedition ganz vorzüglich unterstützte, die Verbindungen mit Vorarlberg erleichterte, und in der Folge Magistratsrath in Gratz wurde. Ihre Voräktern hatten sich 1703 im Bairisch-Französischen Einfall sehr ausgezeichnet. Mit Fischer ging damals nach Vorarlberg der Salzfactor Stockel von Pettney und der in Landeck zur Werbung und zur Unterhaltung der Verbindungen wegen Befreiung der Kriegsgefangnen aufgestellte Hauptmann Johann von Camichel ein Graubündner, der Anfangs Mai 1799 in dem Aufstand der Thäler von Flanz und Disentis gegen Lecourbe, Loison und Soult sich einen Namen gemacht hatte.

Erreichet Ihr selbe, oder übertrefft ihr uns sogar, so wird Euch Euer eignes Wohl, der Dank des Vaterlandes, das Allerhöchste Landesväterliche Wohlgefallen unsers angebornen Landesfürsten, die Achtung der Welt, und der Segen der Nachkommenschaft dafür lohnen. — Tyrol hat die Fesseln der Französisch-Baierischen Knechtschaft durch eigene Mannskraft zerbrochen, hat sie den Söldnern ihrer wort- und bundesbrüchigen Unterdrücker in das Gesicht geworfen; hat vorgearbeitet den Kaiserlichen Truppen, so, daß dieselben — mindestens im nördlichen Theil des Landes — nichts mehr zu thun fanden, als — vorzurücken und ihre Siege zu verfolgen; kurz, wir haben uns losgerissen von den raubgierigen Klauen des heißhungrigen Löwen, und dann von freien Stücken unter die Flügel des österreichischen Adlers begeben. Unserer Seits ist also der Lorbeer des Sieges und die Eichenzierde unverwelkbar von Unterthanstreue errungen; sie liegen als Opfer auf dem Altar der Vaterlandliebe — zwischen ihnen die Constitution unserer Freiheiten und Vorrechte — vor dem Thron eines Monarchen, der es werth ist solche Unterthanen zu haben. Uns bleibt demnach nur noch übrig, dafür zu sorgen, zu wachen, und im Falle des Bedarfs die äußersten Kräfte anzustrengen, daß wir nicht mehr zurück geschleppt werden in die babilonische Gefangenschaft. — Vorarlberger, ehrenvolle Nachbarn! Im Wesentlichen ist Euer Schicksal das Unsrige. Wir haben Euch nicht nur das Signal zu Eurer ebenmäßigen Erlösung gegeben, sondern diese Bothschaft begleiten ein Paar Männer aus unserer Mitte — von höhern Behörden gesandt, die Euch sagen werden, was unter uns geschehen ist. Was Ihr sodann auf Eurer Seite thun wollt, hängt von Euch, hängt von Eurer Liebe für Fürsten und Vaterland ab; denn die Bedeckung die sie mit sich bringen, ist nur, um wenn Euch damit gedient ist, Uebelgesinnte zu entfernen, Unord-

nungen zu verhüten, und die Bahn zu brechen. — Unsere Sache ist gerecht, ist heilig. Entheiligt sie also nicht durch Ausschweifungen, leidenschaftliche Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten. Wir kommen, und sollen nicht zugleich Kläger, Richter und Scharfrichter seyn! Recht und Urtheil soll entscheiden. Durch Schandthaten erwerben wir uns den Seegen des Himmels nicht, ohne welchem wir aus uns selbst nichts vermögen, wir ziehen uns sogar Strafe und Rache von dem Allgerechten zu. Somit nun biethen wir Euch unsere freundnachbarliche Hand, biethet uns die Eurige entgegen, und zeigt Euch wieder — als Vorarlberger!

Aufruf des Feldmarschalleutenants Chasteler und des Intendanten Freyherrn von Hormayr.

An die getreuen Stände des Landes Vorarlberg!

Wenn ich den getreuen Ständen eines Landes, das mit dem heldenmüthigen Tyrol, den Kranz der Freiheit, den Ruhm des Muthes, das Lob unerschütterlicher Fürstentreue und Vaterlandsliebe theilet, diese Zeilen zuschreibe, so bin ich nur darüber ungewiß, welches Gefühl in mir den Vorzug erringen soll, ob jenes der Freude ein solches Kleinod wieder in dem Diadem meines Monarchen zu sehen, oder des Stolzes, mich als den Führer aller der Braven ansehen zu dürfen, welche das Fremdlingsjoch als das größte aller Uebel betrachten. Die aufrichtigste Rücksprache über die Lage der Dinge, wie solche wirklich sind, ist die erste Pflicht des Mannes von Ehre, der es verdient, daß solche Männer auf ihn hinsehen. Welche Beweggründe Se. K. K. Majestät unsern allergnädigsten Kaiser und Herrn gezwungen haben, die Waffen zu ergreifen, lehret das beigelegte,

durchaus keiner Auslegung und keines Zusatzes bedürfende Manifest. Noch vor der Ankunft der K. K. Truppen hatten die biedern und tapfern Tyroler einen Sieg über die Franzosen und Baiern erfochten, der nicht mit Maxen, und nicht mit Saratoga, sondern nur mit Dûponts Niederlage in der Sierra Morena verglichen werden kann. — Ihre Kaiserliche Hoheit der Erzherzog Johann drang nach einem Siege bei Venzone, nach einem zweiten bei Sacile und bei Fontona fredda und nach einem dritten bei San-Bonifacio, bis an die Etsch vor. In beiden letztern wurde die feindliche Reiterei und insbesondere die Garde des Vicekönigs fast gänzlich aufgerieben und er selbst würde am 18. Morgens der Gefangenschaft nicht entgangen seyn, wenn die Reiterei eben so schnell als das Fußvolk vorgewesen wären. — Die Lage der Sachen in Deutschland geben die beiliegenden Tagsberichte. Die lügnerische Feder des Feindes, welcher nichts so sehr fürchtet, als den Krieg mit einem bewaffneten Volke, den er in der Vendee, in Spanien und in Cataro zu seinem größten Nachtheil empfand, und dessen verzehrende Flamme er durch solche Nachrichten und unaufhörliche Bearbeitung noch unter der Asche zu ersticken, unaufhörlich bemüht ist, hat diese Vorfälle, seiner allbekannten Gewohnheit nach, auf das abendtheuerlichste entstellt. Gewiß ist, daß einzelne Unfälle einzelner Abtheilungen auch das Hauptheer zu einer augenblicklichen Ruhe und zu einem Rückzuge bestimmt haben, der im Angesicht des Feindes über einen so bedeutenden Fluß als die Donau in der schönsten Ordnung bewerkstelliget ist. Es war durchaus nöthig, dem an der südwestlichen Grenze Böhmens stehenden Heere entgegen zu gehen, um den Verlust zu ersetzen, welchen der beispiellose, fünftäge Kampf auf einem Feld von drittehalb Stunden im Umfang nothwendig hervorbringen mußte. — In den gegenwärtigen Kampf um

seine Freiheit ist Oesterreich nicht getreten, um bei den ersten zweideutigen oder ungünstigen Ereigniß des wechselnden Kriegsglücks, leichter Dinge wieder einen Frieden zu schließen, der es nicht einmal in jenem Zustand wieder zurück versetzen würde, welchen zu endigen es die Waffen ergriffen hat. Es hat Kräfte angestrengt und wird sie noch ferner anstrengen, die das Erstaunen der Welt erregen werden. Es kann (der Feind suche es noch so sehr zu bemänteln oder abzuläugnen) auf Bundesgenossen rechnen, welche wenn die Umstände ihre Reife erlangt haben, für die gerechte Sache den Ausschlag geben. Wer weiß es nicht, wie in den letzten Jahren die Geduld und Langmuth der Völker über allen Ausdruck mißbraucht und dieselben durch unverhältnißmäßige Abgaben, durch eine, mit der wahren Bevölkerungszahl und innern Kraft, mit den Erfordernissen des Ackerbaues und der Gewerbe in keinem Verhältniß stehenden Aushebung zur Verzweiflung gebracht worden sind; daß es nirgends an Willen, auch nicht an Kräften, nur an gehöriger Leitung und an der Kenntniß des wahren Zeitpunkts gebreche, in welchem offener Aufstand und Gegenwehre wirklich zum Ziele führen, und nicht etwa die ohnehin schon ungeheure Summe des Uebels und des Unglücks noch vermehren würden. — Tyrol und Vorarlberg, Hessen und Westphalen, Madrit und Warschau, Hamburg und Neapel theilen diese furchtbare Gährung. Wahrhaftig! es liegt etwas Großes in diesem Gedanken, und die unnatürlichen Fesseln müssen brechen, in welchen so viele Millionen von etwa dreimalhunderttausend versuchten Soldaten gehalten werden, welche nur die Ruhm- und Raubsucht und lange Gewohnheit blinden Glückes zusammenhält. — Ich habe mich bisher nicht unmittelbar an die tapfern und treuen Vorarlberger gewendet, weil ich die Gefahr, zwar nicht eines feindlichen Angriffes, aber vielleicht doch eine Streiferei, von

ihren Grenzen noch nicht so entfernt wußte, wie sie es im gegenwärtigen Augenblick wirklich ist. Nun wird kurze Zeit nach diesem Schreiben mein Vortrab in Eurer Mitte seyn und für alle Mittel der Vertheidigung kräftige Fürsorge und schnell getroffen werden. — Der Zweck dieses Krieges ist ein hoher und heiliger Zweck, soll die Welt gerettet werden, so muß es im Volkskrieg seyn. Ich weiß, Sie empfinden das tief, oder Sie müßten der, durch Oesterreich so väterlich bewahrten, durch Baiern zertrümmerten Freiheit nicht würdig, und Ihre schönen Anstrengungen in den Jahren 1796 — 1799 — und 1800 müßten nicht aus Ihren Herzen gekommen seyn. Das eine läßt sich eben so wenig denken, als das andere. — Auf also, getreue Stände, biedere Männer! jetzt wo der Feind seine letzte Kraft nothwendig braucht, um am Inn und an der Donau, die mit ungeheuren Verlust erfochtenen Vortheile zu nützen, jetzt kann ein großer Schlag geschehen an der Iller, Argen und am Bodensee. Die Fahne der Freiheit, die sich vor dem gewaltigen Banner von Montfort, Tockenburg und Truchseß nicht gebeugt, die einst mit den Schaaren des Georgenschildes und des Schwäbischen Bundes Herzoge und Kurfürsten zittern gemacht hat, die entfalte sich jetzt wieder in ungeschwächter Mannkraft. Es gilt das Letzte! Der Krieg hat keine Schrecken mehr für den, der durch die Baierischen Machthaber, mitten im Frieden, Plünderung und Eigengegewalt und den aufreizensten Militär-Despotismus erfahren hat. — Des erhabenen Monarchen Herz und Gesinnung, — die innige Vorliebe des Durchlauchtigsten Erzherzogs Johann, — welche beide Allerhöchst und Höchste Personen so viele aus ihnen persönlich zu kennen das Glück haben, — die Hoffnung, Vorarlberg, das so schwer gelitten hat, werde nun nimmermehr von Oesterreich losgerissen, sie muß Ihren Geist mit frohen Hoffnungen, Ihr Gefühl mit den an-

ziehensten Erinnerungen der guten, alten Zeit, sie muß ihr Herz mit der feurigsten Entschlossenheit beleben! Was ein Soldat, dessen Pfad stets der Pfad der Ehre und Pflicht gewesen ist, der unter so vielen Titeln Tyrol angehört, mit welchem Eines zu seyn, das Glück Vorarlbergs ausgemacht hat, — was ich kann und vermag, das weihe ich, das weicht der, mir für das politische und administrative Fach zur Seite gegebene Intendant, Ihr Landsmann mit Freuden dem großen Endzweck, auf welchen aller Augen gerichtet sind. Lassen Sie mich, verehrteste Herren Stände! bald etwas frohes hören, und genehmigen Sie den Ausdruck meiner vollesten Hochachtung und Ergebenheit.

Insbruck am 7. Mai 1809.

Marquis Chasteler,
Feldmarschallieutenant und Kommandirender
des achten Armeecorps.

Der Intendant Sr. Majestät des Kaisers
und Königs,
Joseph Freiherr von Hormayr.

Im Anfang vom April glaubte man nicht nur in Vorarlberg sondern in ganz Schwaben und Baiern, daß am Lech die ersten blutigen Schlachten würden geliefert werden. Als am 9. April die Feindseligkeiten ihren Anfang nahmen, stand der General Oudinot noch in Augsburg, der Marschall Herzog von Rivoli (Massena) zu Ulm, der Herzog von Auerstädt (Davoust) am linken Ufer der Donau, und die Garden des Kaisers Napoleon hatten noch nicht den deutschen Boden betreten. Bis zu der Ankunft des Kaisers Napoleon in Donauwerth glaubten die Französischen Marschälle, daß sie die Oesterreicher am Lech erwarten müßten,

und selbst der Prinz von Neufchatel (Berthier) der noch vor dem Kaiser in Donauwerth eingetroffen war, schien diesen Plan zu begünstigen. Die schnellen und glücklichen Fortschritte des Erzherzogs Johann gegen Italien, und vorzüglich die Gefahr welche ihnen von Tyrol her in Seiten und Rücken zu kommen drohte, brachte eine unangenehme Stimmung unter den französischen Truppen hervor, die sie auch ziemlich laut werden ließen. Mit Mißvergnügen hatte man in Vorarlberg die Nachricht vernommen, daß dem österreichischen General Jellachich die so wichtige Besetzung der Hauptstadt München anvertraut sey, da man in Vorarlberg leider aus Erfahrung, keine großen Hoffnungen auf die Kriegserfahrenheit dieses Generals setzen konnte. Hätte dieser General mit mehr Klugheit und Einsicht gehandelt, hätte er statt ruhig in München zu sitzen, den wichtigen Punkt von Augsburg mehr in's Auge genommen, so wäre es dem General Oudinot, und dem Herzog von Rivoli sehr schwer geworden, sich über Pfaffenhofen dem Kaiser zu nähern, und dadurch den General Jellachich selbst von dem Oesterreichischen Hauptheere zu trennen, deren linke Seite er decken, und sichern sollte. Wenn die Baiern der Blindheit spotteten, mit welcher dieser General von allen dem, was um ihn vorging, und wie man ihm in München zum Besten hielt, gar nichts bemerkte, so wurde es den Vorarlbergern sehr schwer ihre Wuth zu verbergen, und nicht schon damals zu den Waffen zu greifen. Wäre es möglich gewesen, von Tyrol aus Vorarlberg zu unterstützen, und im Rücken der Franzosen eine mächtige Bewegung zu machen, so hätten sie weder den Lech überschreiten, noch die Schlachten von Abensberg, Landshut und Eggmühl in der Geschichte aufgezeichnet werden können.

Die Baierischen Beamten in Vorarlberg hatten am 24. April kaum die Siegesnachrichten erhalten, als sie selbe in allen Gemeinden verkünden ließen. Vorzüglich wurde dabei die Anrede des Kaisers Napoleon an die Baierischen Truppen herausgehoben, die wir auch hier zur Erinnerung wiederholen wollen. Vor der Schlacht von Abensberg sprach er folgende Worte zu den Baiern: „Ich komme nicht zu euch als französischer Kaiser, sondern als Beschützer eures Vaterlandes und des deutschen Bundes! Baiern! Ihr kämpft heute mit den Oesterreichern ganz allein. Nicht ein Franzose befindet sich in den Reihen der Streitenden; sie sind im Hinterhalt, wovon die Feinde nichts wissen. Ich setze volles Zutrauen in eure Tapferkeit. Ich habe die Gränzen eures Vaterlandes bereits erweitert, aber ich sehe jetzt ein, daß ich dennoch zu nachgebend gewesen bin; in Zukunft werde ich solches so groß machen, daß ihr, um gegen die Oesterreicher Krieg zu führen, meiner Hülfe nicht mehr bedürfet. Seit zweihundert Jahren wehten Baierns Fahnen gegen Oesterreich, und wir wollen ihm jetzt das Uebel, was er euerm Vaterlande zugefügt hat, in Wien vergelten, wo wir bald seyn werden. Oesterreich wollte euer Land in Baronien zerstückeln, euch auflösen und unter seine Regimenter vertheilen. Baiern! Dieser Krieg ist der letzte, den ihr gegen Oesterreich führen werdet. Greift eure Feinde an mit gefälltem Bajonet und vernichtet sie." Als die Schlacht geendigt war, sprach Napoleon zu mehrern Baierischen Offizieren: „Ich bereue jetzt, daß ich das Deutsche nicht vollkommen spreche, um diesen braven Truppen in ihrer Muttersprache danken zu können." Napoleon gab an diesem Tage die Parole: Baiern und Tapferkeit. Die Vorarlberger verkannten nie die Baierische Tapferkeit, aber sie konnten ihr nicht jubeln, wenn durch

sie Oesterreich, und mit diesem jede Hoffnung zur alten Freiheit vernichtet werden sollte.

Diese Siegesnachrichten, so tiefe Wunden sie auch den treuen Herzen der Vorarlberger schlugen, konnten dennoch den Entschluß nicht wankend machen, für Oesterreich alles zu wagen. Jetzt, wo die französischen Heere Siegestrunken an der Donau hinunterzogen, konnte sich Vorarlberg mit Tyrol vereinigen, und den Franzosen nicht nur von dieser Seite jede Verbindung mit Italien versperren, sondern sie auch bedrohen, ihnen die Verbindung vom Lech bis an den Rhein ganz abzuschneiden. Napoleon hatte die Möglichkeit eines solchen Plans wohl vorausgesehen, und deßwegen Augsburg zum großen Waffenplatz bestimmt, in dem alle Vorräthe sorgfältig bewacht werden sollten. Die Ernennung des ehemaligen Direktors der Französischen Republick, des General Moulin, zum Gouverneur dieser Festung, die sogleich nach der Ankunft des Kaisers in Donauwerth, in Belagerungsstand erklärt wurde; die strengen Befehle zur Ausbesserung der Werke und Anlegung neuer Verschanzungen, die ängstliche Bewachung dieses Platzes von der Anfangs sehr kleinen Schaar des Generals und Senators, Grafen von Beaumont, alles dieß bewieß wohl, wie wichtig es für Napoleon war, diesen Stützpunkt an den Ufern des Lechs nicht zu verlieren. Noch in der ersten Hälfte des Monats Mai, als der Major Teimer mit den Tyrolern über Kampten bis nach Memmingen vorgedrungen war, und die Bürgergarden dieser und der benachbarten Städte, sich ohne Widerstand von ihm entwaffnen ließen, war man sowohl in Ulm als in Augsburg, wegen eines schnellen Ueberfalls der Tyroler und Vorarlber, sehr besorgt, und die Einnahme der Städte, mit den damals dort auf-

gehäuften Kriegsvorräthen, wäre eben so leicht zu bewirken gewesen, als der allgemeine Aufstand gegen die Franzosen in Schwaben, den Schwarzwald bis an den Rhein hinunter, während in Franken und in Westphalen der nämliche Wunsch alle Herzen beseelte. Sehr wahr, sagt der Verfasser der Beobachtungen und Sammlungen wichtiger Ereignisse aus den Krieg zwischen Frankreich, dessen Verbündeten und Oesterreich im Jahre 1809: *) „Es war allgemein bekannt vor Ausbruch dieses Krieges, daß ein großer Theil der ehemaligen preußischen, hessischen und braunschweigischen Unterthanen, sich noch nicht an die neue Ordnung der Dinge gewöhnen konnte, und zwar um so weniger, weil ein Theil davon einträgliche Vorrechte, und ein anderer dadurch seinen ganzen Lebensunterhalt vorloren hatte. Dazu kam noch das Mitleid mit dem Schicksale ihrer entthronten Fürsten, die sich kaum noch einen sichern Aufenthalt zu verschaffen wußten. Die Gemüther waren durch ganz Deutschland, besonders aber im nördlichen, voll Erwartung und Furcht über die, durch den Krieg uns bevorstehenden Ereignisse, und eine große Zahl schien vorbereitet zu seyn, durch irgend eine mächtige Anregung von außen oder innen, zum bestimmten Entschlusse überzugehen, und eine Parthei zu ergreifen." Aber recht sehr hat sich der nämliche Verfasser geirrt, wenn er gleich darauf die Schlußfolge zieht: „Hätte Napoleon in Baiern nicht gesiegt, wären in den Vorbereitungen des österreichischen Gouvernements zum Krieg nicht bedeutende, auf den wahren Volkscharakter der Deutschen sich begründende, arithmetische Fehler mit untergelaufen, aus welchen für dieses Gouvernement so viel Unglück erwachsen ist — Deutschland

*) Weimar im Verlag des Landes - Industrie - Comtoirs. Erstes Heft, S. 11.

wäre der Schauplatz des blutigsten Bürgerkrieges geworden." Diese Fehler, die man Oesterreich, selbst jetzt noch, zum Verdruß macht, *) sind blos in dem Vertrauen gegründet, welches Kaiser Franz auf deutschen Sinn, und deutscher Redlichkeit setzte. Alle Aufrufe Oesterreichs sprachen den Endzweck des Krieges bieder und unumwunden aus: „Wir überschreiten die Gränzen nicht als Eroberer, nicht als Feinde Deutschlands; nicht um deutsche Verfassungen, Rechte, Sitten und Gebränche zu vernichten, und fremde aufzudringen; nicht um Throne zu stürzen, und damit nach Willkühr zu schalten; nicht, um Deutschlands Habe uns zuzueignen, und deutsche Männer in entfernten Unterjochungskriegen aufzuopfern." Diese Worte des deutschen Helden allein, konnten ja alle Besorgnisse heben, und über die Absichten Oesterreichs auch nicht einen Zweifel übrig lassen. An wem anders konnte die Stimme des Befreiers gerichtet seyn, als an das deutsche Volk, dessen Regierungen jetzt noch versichern, daß sie damals noch keine sie unmittelbar treffende Beschwerden gegen Frankreich hatten, und daß dieses zu jener Zeit, noch der einzige Bürge ihres Halts und der Gewährsmann ihrer Besitzungen war. „Aber wie konnte man denn nun hoffen, daß die Regentenfamilien von Baiern, Würtemberg, Baden ꝛc. welche durch Staatsinteresse und Familienverbindung, an die Herrschaft der Napoleoniden geknüpft waren, so auf einmal gegrn diese feindlich aufstehen würden? Warum täuschte man sich selbst, sein Heer und sein Volk mit dieser eiteln Hoffnung, und was gedachte man wohl dadurch zu bezwecken?" So spricht der Verfasser der oben schon angeführten Beob-

*) Nemesis 6r Bd. 4s St. S. 565. Ueber Baierns Politik, besonders unter der gegenwärtigen Regierung.

achtungen, *) und es wäre viel klüger über diesen Gegenstand zu schweigen, als jetzt noch Oesterreich eines Fehlers zu bezüchtigen. Hätte diese Macht bei dem Eintritt in Baiern für den Augenblick strengere Maaßregeln ergriffen, hätte es die Regierung dieses Landes nicht in den Händen seiner Feinde gelassen, nimmermehr wären seine Heere von allen Seiten aufgehalten, irre geführt und verrathen worden, und noch zur rechten Zeit wären sie an den Ufern des Lechs angekommen, wo in Vereinigung mit den tapfern Tyrolern und Vorarlbergern, ganz Schwaben und Franken mit Sehnsucht den Augenblick des Erscheinens erwarteten, um die Franzosen schon damals für immer vom deutschen Boden zu verjagen. Oesterreichs Fehler war in diesem, so wie in allen vorigen Kriegen, sein zu großes Vertrauen, welches von allen biedern Deutschen wohl erkannt, und gewürdiget, von den mit Frankreich vereinigten Regierungen aber zurückgestoßen wurde. „Auf Volksbewegung in einem Sinne zählend, der derjenigen entgegengesetzt war, in welchem die deutschen Kabinette noch handelten, überschwemmte es die Länder, wohin seine Heere drangen, mit Aufruhr predigenden Proklamationen;" **) so wagt man es jetzt noch, die Absichten Oesterreichs im falschen Lichte darzustellen, aber umsonst sind alle diese Nachreden, mit welchen man den schwärzesten Tadel, mit den gefälligstem Lobe in ein und dem nämlichen Augenblick zugleich ausspricht, die Geschichte wird Wahrheit und Schein gehörig zu sichten wissen, und jedem Theile sein Recht angedeihen lassen. Wenn

*) Beobachtungen und historische Sammlung wichtiger Ereignisse aus dem Kriege zwischen Frankreich, dessen Verbündeten und Oesterreich im Jahre 1809. 1s Hft. S. 34.

**) Nemesis 6r Bd. 4s St. S. 594. Ueber Baierns Politik, besonders unter der gegenwärtigen Regierung.

Frankreich damals der einzige Bürge der freien Unabhängigkeit der Besitzungen der deutschen Kabinette war, warum will man jetzt nur den Umständen nachgegeben haben, warum nicht frei bekennen, daß man in der innigsten Uebereinstimmung mit diesen treuen Bürgen handelte? — Wir sind weit entfernt, die unglücklichen innern Zwiste, die unser deutsches Vaterland so lange zerrissen haben, neuerdings in Anregung zu bringen, und wir wünschen nichts sehnlicheres, als daß sie für immer erloschen seyen, aber bei der Beschreibung des Krieges von 1809, sollen Oesterreichs redliche Absichten weder verkannt noch entstellt werden.

Die Freuden der Baierischen Beamten über die Siegesnachrichten, uud die Bekanntmachung derselben, unter Trommelschlag und Glockengeläute, währte nicht zu lange, denn schon am 26. April Abends, rückte der Kaiserlich-Oesterreichische Hauptmann Kamichel mit etlichen Salzburger Jägern, nnd einigen funfzig bewaffneten Vorarlbergern von Bludenz, Rankweil und Götzis, an deren Spitze Rüdmüller von Bludenz und Ellensohn von Götzis sich befanden, in Bregenz ein, und noch am nämlichen Abend wurden alle Königl. Baierischen Kassen versiegelt. Hauptmann Kamichel, der in Landeck, nahe an der Gränze zwischen Tyrol und Vorarlberg, mit Teser und Fischer die Verbindung mit diesen beiden Ländern unterhielt, hatte ungeachtet der traurigen Nachrichten, die von den unglücklichen Schlachten an der Donau, so schnell, selbst bis in die Gebirge, verbreitet wurden, dennoch den Muth in diesem Augenblick, mit nur etlichen Salzburger Jägern, über den Arlberg nach Bludenz, Feldkirch nnd bis nach Bregenz vorzudringen, und die Königl. Baierischen Beamten, die noch wenige Stunden zuvor mit Stolz und Uebermuth die Siege des

mächtigen Beschützers verkündigten, blos durch sein Erscheinen so zu schrecken, daß alle ihre Kraft, und all ihr Wirken, wie von einem Zauberschlag gelähmt und vernichtet war. Kamichel wußte zum voraus, daß er selbst bei dem größten Unglück der Oesterreichischen Waffen, dennoch auf die Treue und den Muth der Vorarlberger zählen durfte, und daß für sie eben dieser Augenblick der erwünschteste war, um zu beweisen, daß für Oesterreich kein Opfer ihnen zu groß und zu theuer sey. Sein Zug glich einem Triumpfzug, denn überall kam ihm das Volk jubelnd entgegen, und es bedurfte da keiner Aufforderung, wo nur ein und der nämliche Wunsch alle Herzen beseelte. Wie entscheidend, und wie nothwendig für Tyrol es war, daß eben in diesem Augenblick die Vorarlberger zu den Waffen griffen, dieß beweisen die folgenden Worte eines bewährten Vaterlandsfreundes, die wir schon an einem andern Orte angeführt haben, die wir aber hier wiederholen müssen, um den richtigen Standpunkt zu zeigen, von welchem allein der Kampf der Vorarlberger für ihr altes Kaiserhaus beurtheilt werden kann: „Besonders für diesen Zweck wichtig war, daß sich in der zweiten Hälfte des Aprils, dem tyrolischen Freiheitskampfe, auch das kleine, aber tapfere Voraalberg angeschlossen hatte, da, wie wir eben sahen, dem armen und erschöpften Tyrol, das in den besten Jahren zwei Drittheile seines Unterhaltes vom Auslande bezieht, seit Ende Aprils im Norden und Süden, allerwärts von erbitterten Feinden umstellt, jede Zufuhr von Mund- und Kriegsvorrath abgeschnitten war. Durch Vorarlberg war wenigstens die ganze Westgränze gesichert, die ungetreue, nur Frankreich dienstbare Flauheit der Schweizer, kräftiger gezügelt, neue Wege ins kornreiche Schwaben, zur, wenn auch theuern und gefährlichen, doch nie mehr ganz zu hindernden Ueberkommung von Getreide- und Kriegsvorrath, auch wichtige Ver-

bindungen zur bald gewaltsamen, bald listigen Befreiung der Kriegsgefangenen eröffnet, die Angriffsstirn sehr vortheilhaft verlängert, die feindlichen Statthalter in lebhafte Unruhe versetzt, Beaumonts und Piccards Rückhalt, der nach Linz bestimmt war, um Augsburg festgehalten. Ohne die Vortheile der Gegend, die den Tyrolern fast immer gegen Geschütz und Reiterei decken, stellte das sechsmal kleinere Vorarlberg 20,000 Mann, von einer Bevölkerung von 91,000 Seelen unter Waffen.

Noch ehe der allgemeine Landtag von Vorarlberg sich in Bregenz versammeln konnte, eilten schon Freiwillige von allen Seiten bewaffnet herbei, und verlangten mit Heftigkeit gegen den Feind vorzurücken. Zweihundert Tyroler waren am 29. April von Landegg in Feldkirch eingerückt, eine Oesterreichische Unterstützungsschaar sollte ihnen auf dem Fuß folgen. Die Stände des Oberlandes hatten am 1. Mai schon zu Feldkirch die allgemeine Landesbewaffnung beschlossen, die Stände des ganzen Landes gaben diesen Beschluß in der ersten Sitzung des Landtags am 10. Mai, ihre volle Zustimmung. Noch vor dem Eintreffen der Oesterreichischen Truppen, unternahmen etliche Hundert Vorarlberger einen Streifzug auf 15 bis 20 Schiffen, die ganze Länge des Bodensees hinauf bis nach Ueberlingen, um den von den Baiern dahin geflüchteten Kriegsvorrath aufzuheben, bei welchem, nebst andern sehr wichtigen Gegenständen, auch ein Theil der Königl. aus Düsseldorf mitgenommenen Bildersammlung sich befinden sollte. Als die Vorarlberger mit ihren Schiffen in Ueberlingen ankamen, waren diese Vorräthe bereits weiter geschafft, und so gewagt es auch schien, in einer so großen Entfernung, und mitten im feindlichen Gebiet ihre Schiffe zu verlassen, so verfolgten doch

die Vorarlberger die Geflüchteten zu Lande, und holten einen Theil derselben zwischen Stockach und Mößkirch ein, zersprengten die Begleitungsmannschaft, machten einen Offizier und mehrere Gemeine zu Gefangenen, und kamen mit ihrer Beute am 15. Mai wieder zu Schiffe in Bregenz, unter dem lauten Jubel ihrer Landsleute, an. Wer die Gegend und die bei stürmischer Witterung so gefährliche Schiffarth auf dem Bodensee kennt, der wird dieß muthvolle Unternehmen zu würdigen wissen, bei welchem die Vorarlberger Hauptmänner Riedmüller und Ellensohn, nebst einem Oesterreichischen Lieutenant Radda, die Anführer waren, und wobei sich der Hauptmann Walser von Fussach, Lieutenant Blum von Höchst und Peter Schaller von Feldkirch, vorzüglich auszeichneten. Wie sehnsuchtsvoll man in diesen Gegenden der Befreiung Deutschlands entgegen sah, dieß bewiesen die Aufstände in Stockach und Ellwangen, und so wenig wir einen Beruf fühlen, die nähere Geschichte derselben zu entwickeln, so glauben wir doch, daß die Männer, welche damals für Deutschlands Freiheit ihr Leben zum Opfer brachten, einer rühmlichen Erwähnung in der Geschichte des großen Befreiungskrieges verdienen. Im Norden wie in Süden, erfüllte nur ein Wunsch alle Herzen, das drückende Joch der Fremdlinge vom Nacken zu schütteln, und wenn die Unternehmungen eines Dörnberg und Schill, in der Ausführung minder glücklich waren, so lag dieß eben in dem Umstand, daß es noch an einem allgemeinen Vereinigungspunkte fehlte, an dem sich alle einzelnen Theile anschließen konnten. Auch ohne einer geheimen Verbindung freute man sich in Tyrol und Vorarlberg, als man Schills ritterlichen Auszug vernahm, und noch lange, nachdem er tapfer und heldenmüthig gefallen war, glaubten diese Gebirgsvölker, er würde an ihren Gränzen erscheinen, und ihnen ihre Freiheit mit erkämpfen helfen. Alle Herzen

schlu-

schlugen ihm freudig entgegen, und es ist kein Zweifel, daß wenn er auch hier im Süden seinen Heldentodt gefunden hätte, er noch zuvor manchen ruhmvollen Kampf in Vereinigung mit seinen neuen Waffenbrüdern würde bestanden haben. Die hohen Alpen würden das ewig bleibende Denkmahl seiner Grabstätte seyn, und sein Heldenhaupt auf dieser, durch Tapferkeit und Freiheitssinn geheiligten Erde sanfter ruhen, als in dem Raritätenkabinet eines Holländers, aus dem es vielleicht nur zu bald auf immer verschwinden wird.

Der Major Teimer, welcher den für ihn so rühmlichen Vertrag bei Insbruck geschlossen hatte, zog wie Schill auch in den ersten Tagen des Mai mit einigen Hundert Tyrolern über die vaterländische Gränze, und kam über Füßen und Kempten nach Memmingen. Die Baierischen National-Bürgergarden in Füßen, Kempten, Kaufbaiern, Günzburg, Mindelheim, Memmingen lieferten ihre, kurz zuvor erst neu und mit großen Kosten angeschafften Waffen, ohne Widerstand an ihn ab, und bewiesen dadurch am deutlichsten, wie unnütz diese mit so vielen Prunk und Lobeserhebung ausposaunte Anstalt war, die dem Bürger Geld und Zeit raubte, und ihn ohne Geist und Kraft ließ sein Eigenthum mit eigner Hand zu vertheidigen. Die Bürgergarde einer einzigen Stadt wie Kempten oder Memmingen wäre im Stande gewesen den Major Teimer mit seiner ganzen Mannschaft zu Gefangenen zu machen, und vereint zur Vertheidigung der Gränze würden sie ihr Land vor jeden solchen Einfall beschützt haben. Aber glänzende Waffen, der nach dem Muster der französischen Adler, auf der Spitze der reichgestickten Fahnen ruhende goldene Löwe, und die mit Silber bedeckten Offiziere ließen das

Herz des Bürgers kalt und ohne Liebe für die Krone, der sie den Verlust ihres Wohlstandes, ihrer Handlung, ihrer ihnen noch immer theuern Reichsstädtischen Freiheiten zu verdanken hatten. Gern und willig gaben sie ihre, ihnen lästige Bewaffnung an den schlichten Tyroler ab, der in seiner braunen Jacke, mit dem grünen runden Huth, und seinen einfachen Stutzen sich ganz einzig diesen glänzenden Nationalgardisten gegenüber ausnahm. Bürger und Bauer drückten den Tyrolern recht bieder die Hand, reichten ihm Essen und Trinken im Ueberfluß, und sprachen laut und ohne Scheu ihren Wunsch aus, sich doch bald von dem drückenden französischen Joch befreit zu sehen. Es bedurfte wahrlich nur eines Aufrufes, und dieser ganze Theil von Schwaben würde sich mit dem Major Teimer gegen die Franzosen vereinigt haben. Dieser tapfere und unternehmende Krieger wollte noch eine rühmliche Waffenthat ausführen, die ihm sicher gelungen wäre, hätten sich die Verhältnisse in Tyrol nicht so schnell geändert. Teimer hatte sich in Memmingen festgesetzt, und seine Vorposten streiften bis gegen Ulm hin. In Vereinigung mit den Vorarlbergern, die gegen Lindau, Tettnang und Ravensburg vorrückten, konnte er diesen wichtigen Punkt an der Donau dem Feinde entreissen, die Heerstraße von Straßburg nach Oesterreich mitten durchbrechen, und sich in Besitz von beträchtlichen Zufuhren setzen, die eben aus Frankreich zum Heere unter Wegs waren. Ulm war damals ohne alle Vertheidigung und die Nationalgarden des Bairischen Generalkommissärs von Gravenreut würden den Tyrolern in Ulm so bieder und friedlich die Hände gedrückt haben, wie ihre Waffenbrüder in Kempten und Memmingen. Von Augsburg her konnte so geschwinde keine Hülfe kommen, da Teimer aus einem, von dem Generalkommissär Grafen von Reisach, der sich zur nämlichen Zeit in Memmingen

aufhielt, aufgefangenen Briefe, genau wußte, wie wenig Streitkräfte dort bereit waren und wie sehr der Französische Statthalter, dem Napoleon die Bewachung von Augsburg, als den wichtigsten Waffenplatz in Deutschland, anvertraut hatte, gegen alle Truppenabsendungen sich stemmte. Dieß Unternehmen war auch noch von einer andern Seite dem Herzen des Major Teimers sehr wichtig und theuer, denn der Gedanke, auf der nämlichen Stelle, wo Napoleon so schimpflich die Oesterreichischen Krieger, im Jahre 1805, als Kriegsgefangene vor sich vorbeimarschieren ließ, mit seinem kleinen, aber treuen Tyrolerhäuflein als Sieger zu stehen. *) — Dieser Gedanke allein schon hätte ihn zu einer weit kühnern und gefährlichern Waffenthat begeistern können. Ruhig und still hatte Teimer während seines mehrtägigen Aufenthalts in Memmingen schon alle Anstalten getroffen, die ihn den besten Erfolg sichern konnten, ein von ihm verfaßter, herzlicher, biederer Aufruf an die Bewohner von Schwaben wurde bereits unter seinen Augen in Memmingen gedruckt, seine Vorposten standen nahe bei Ulm und eben wollte er aufbrechen, als ihm die Nachricht zukam, daß die Franzosen und Baiern unter Lefebre, Wrede und de Roy in Tyrol eingedrungen waren, und selbst die Hauptstadt be-

*) Macks Ubergabe von Ulm, des Kaisers Franz Reise in das Hauptquartier nach Mindelheim, so wie mehrere Ereignisse dieses Feldzugs bedürfen wohl noch einer nähern Beleuchtung. Wenn es auch nicht zu läugnen ist, das Mack große Fehler begangen hat, daß er die Warnungen des tapfern General Kienmaires mit Stolz zurückwieß, daß es ihm an Muth und Kraft gebrach, seine Fehler lieber durch einen heldenmüthigen Tod, als durch eine schimpfliche Uebergabe zu endigen, so ist es doch eben so gewiß, daß ein großer Theil dieses Unglücks den Baierischen Beamten, zuzuschreiben ist. —

drohten. Die Vertheidigung des Vaterländischen Bodens war nun die erste Pflicht, der alle übrigen Rücksichten weichen mußten. Bei hellem Tage zog nun der Major Teimer seine Vorposten zurück, und er selbst war von seinen Tyrolern der Letzte, welcher um Mittagszeit Memmingen verließ. Mitten in der Stadt wurden ihm, auf Veranstaltung der Baierischen Beamten, die Stränge an den Wagen abgehauen, und er mit der Gefangennehmung bedroht, aber die auf den Straßen versammelten Bürger Memmingens verabscheuten eine solche Handlung, und halfen selbst wieder die Pferde anspannen und die Thore öffnen, zu deren Schleifung bereits die Befehle gegeben waren. Teimer eilte nun ohne Aufenthalt über Kempten nach Tyrol zurück, wo er am 19. Mai Abends mit dem Major Bayder, dem Baierischen General Wrede im Namen des General Chasteler, die Räumung Tyrols vorschlug, die dieser mit den Worten: Ich kenne keinen Kaiser von Oesterreich mehr, ausschlug und dadurch vorzüglich die spätere schmälige Niederlage der Baierischen Truppen, und die Fortdauer der Feindseligkeiten bewirkte. Memmingen blieb noch mehrere Tage nach Teimers Entfernung geschlossen, und die Thore wurden von Baierischen Beamten bewacht, bis endlich der französische General Picard mit einer kleinen Tuppenschaar von Augsburg aus, sich langsam in Bewegung setzte, und Memmingen und Kempten erst dann besetzte, als er sicher war, daß die Tyroler sich über ihre Berge zurückgezogen hatten.

Das Vordringen der Franzosen und Baiern in Tyrol hatte auch für Voratlberg wichtige Folgen. Statt der erwarteten Oesterreichischen Unterstützungsschaar, rückten am 14. Mai nur 180 Mann vom Fußregiment Lousignan, und etliche zwanzig Dragoner und Husaren in Bregenz ein,

und die Vertheidigung Vorarlbergs war also seinen Bewohnern überlassen. Dennoch sank ihr Muth und ihr Vertrauen auf die gerechte Sache nicht, und sie empfingen diese kleine Schaar des geliebten Kaisers unter lautem Jubel, und den einhelligen Schwur, Gut und Blut für Oesterreich zu opfern. Eine große Anzahl der in den Schlachten von Abensberg, Landshut und Regensburg gefangenen Oesterreicher, hatten sich bei ihrer Führung durch Schwaben selbst befreit und kamen beinahe täglich zu vierzig und funfzig Mann, und in noch größerer Anzahl in Bregenz an, wo sie von den Vorarlbergern brüderlich aufgenommen, mit allen Nöthigen unterstützt, und ihr weiterer Zug nach Tyrol und Oesterreich auf alle Art erleichtert wurde; mehrere von ihnen blieben in Vorarlberg, und stellten sich in die Reihen der Landesvertheidiger, um mit ihnen neuerdings gegen die Franzosen zu kämpfen. Den 15. Mai rückte die kleine Zahl Oesterreicher nach Lindau und Wangen, und entwaffnete die National-Bürgergarde dieser beiden Städte; zur nämlichen Zeit wurde der Baierische Landrichter Gram in Tetnang, verhaßt bei den Bauern durch seine groben Schmähungen gegen Oesterreich, verhaftet und nach Tyrol abgeführt. Den 16 und 17. Mai gingen mehrere Schiffe von Bregenz aus mit hinlänglicher Mannschaft unter Segel, um in dem Königl. Würtembergischen Schloß Hofen, welches an dem entgegengesetzten Ufer des Bodensees bei Buchorn liegt, einen bedeutenden Vorrath Wein und Hafer in Beschlag zu nehmen und nach Bregenz zum Bedarf der sich täglich mehrenden Anzahl der Landesschützen zu schaffen.

Noch waren bis zu diesem Zeitpunkt keine Feinde an den Grenzen Vorarlbergs erschienen, die angrenzenden, und naheliegenden Baierischen und Würtembergischen Städte

Lindau, Wangen, Ravensburg, Ißni, Buchorn, waren ohne Krieges-Besatzung, der größte Theil der Truppen dieser Länder bei dem Französischen Heer in Oesterreich, und drangen gleich die Feinde mit großer Macht gegen die Hauptstadt Tyrols vor, so geschah dieß doch von einer ganz andern Seite, und man konnte mit Zuversicht darauf zählen, daß auch mit der Einnahme von Insbruck dennoch ganz Tyrol noch nicht bezwungen seyn würde. Indessen hatte Teimers kühner Streifzug bis in die Gegend von Ulm, der Vorarlberger unerwarteter Ueberfall der Baierischen geflüchteten Kriegsvorräthe nahe bei Stockach, ihre täglichen Ausfälle gegen die obenbenannten Städte, und vorzüglich die für Oesterreich sich laut aussprechende Stimmung von ganz Schwaben in Stuttgart und in München lebhafte Besorgnisse erregt, und man glaubte nun ernstliche Vertheidigungsanstalten treffen zu müssen, theils um die eignen Gränzen zu schützen, theils um auch von dieser Seite einen Angriff auf Vorarlberg und Tyrol vorzubereiten. Der König von Würtemberg hatte bei dem Kaiser Napoleon sehr dringende und kräftige Vorstellungen gemacht, daß von dieser Seite sein Land ganz ohne allen Schutz den Einfällen der Tyroler und Vorarlberger Preis gegeben werde, während Baiern durch den unglücklichen Erfolg aller seiner Einrichtungen und Neuerungen erwiesen habe, daß es diese Länder nicht zu behandeln verstehe; er erbot sich, zur Bezwingung von Vorarlberg neuerdings eine beträchtliche Truppenzahl zu stellen, wenn der Französische General Graf von Beaumont, der zu dieser Zeit in Augsburg die nachrückenden Truppen sammelte, und eine eigene Heerabtheilung bildete, zur thätigen Beihülfe angewiesen und dem König von Würtemberg die Leitung des Ganzen überlassen würde. Diese Vorstellungen blieben auch nicht ohne Erfolg, denn der General Graf von Beaumont erhielt wirklich vom

Kaiser Napoleon den Auftrag den König von Würtemberg in der Vertheidigung seiner Gränzen gegen die Vorarlberger zu unterstützen, und wenn des Generals Truppenzahl vollständig wäre, selbst gegen Vorarlberg vorzurücken. An Baiern sollen die Würtembergischen Klagen mitgetheilt und eine ernstliche Aufforderung erlassen worden seyn, zur Unternehmung des Königs von Würtemberg allen möglichen Beistand zu leisten. Der König von Würtemberg hatte auch in der kürzesten Zeit aus seinen Garden, aus dem Stamm der im Felde gestandenen Regimenter, und aus den wieder einberufenen ausgedienten Soldaten, eine kleine Schaar beisammen, und fing nun an, seine Gränzen stark zu besetzen. Auch der General Beaumont hatte seiner Seits den General Piccard bereits nach Memmingen und Kempten gesendet, und ließ noch mehrere Truppen zu seiner Verstärkung nachrücken. Baiern allein konnte zu dieser Unternehmug am wenigsten an Mannschaften stellen, da beinahe alle seine Truppen in Tyrol, oder bei dem Französischen Heer in Oesterreich standen, nur ein oder zwei Stammbataillons konnten zu den Franzosen und Würtembergern stoßen, zu welchen sich noch eine Abtheilung von Jägern, und Freiwilligen gesellte. Lindau, Wangen und Ißni wurde nun von den Würtembergischen Truppen besetzt, und die Folge zeigte erst, wie nachtheilig es für die Vorarlberger war, daß der wichtige Punkt von Lindau von ihnen aus Mangel an Geschütz, nicht gehörig besetzt und behauptet werden konnte. Wenn gleich diese Stadt keine regelmäßige Festung ist, so gewährt sie doch durch ihre Lage, von allen Seiten vom Bodensee umschlossen und mit gut angelegten Wällen versehen, hinlängliche Vertheidigungsmittel gegen jeden schnellen Angriff, und selbst eine förmliche Belagerung dieser Stadt würde mit manchen Beschwerden verbunden seyn, durch die bei einer gehörigen Vertheidigung

dieser kleinen Insel, die Uebergabe sehr verzögert werden konnte. Lindau ist zu Lande und zu Wasser der gefährlichste Punkt für Bregenz, denn die Straße und der eigentliche Paß nach Vorarlberg, kann von dorther immer beunruhiget und genau beobachtet werden, daß keine Bewegung, kein Ausfall möglich ist, der hier nicht gleich bemerkt wird. Eben so ist es zur See, wo kein Schiff aus Bregenz auslaufen kann, ohne nicht in Lindau gesehen zu werden, von dessen Hafen aus es dann sehr leicht verfolgt und eingeholt werden kann. Einen Ueberfall zur See ist Bregenz, welches auf dieser Seite ganz offen und ohne Vertheidigung da liegt, immer ausgesetzt, während Lindau hinter seinen Maueen und Wällen für jeden Ueberfall geschützt ist. Wie wichtig für den Krieg Lindau selbst von Napoleon angesehen wurde, werden wir in der Folge bemerken.

Während die feindlichen Truppen sich an den Gränzen verstärkten, hatten sich auch die Vorarlberger in beträchtlicher Anzahl an der Laibach, zwischen Bregenz und Lindau aufgestellt, die Montafuner Schützen standen in Weiler, um die Straße von Ißni und Kempten zu beobachten, und die Hauptmanschaften des Bregenzer Waldes hatten Immenstadt und Sonnthofen besetzt, theils um die Verbindung über Hindelang nach dem Jöchl, einen Paß nach Tyrol, der von den Tyrolern vertheidigt wurde, zu unterhalten, theils um gegen jeden Ueberfall von Kempten her, gesichert zu seyn. Königseck-Rothenfels, welches so wie Lindau, erst im Jahre 1803 durch Kauf an Oesterreich gekommen war, liegt hart am Fuße hoher Gebirge, nur wenige Stunden von Kempten entfernt. Von hier kann man entweder über Staufen nach dem Bregenzer Wald, dem einzigen Eingang von dieser Seite in dieß kleine Gebirgland, oder über Sonnthofen und das Jöchl nach Tyrol, oder über Hinde-

lang und Oberstorf nach den Lechthal kommen. Es war für die Tyroler und Vorarlberger von gleicher Wichtigkeit, diesen Punkt, von dem man so leicht in beide Länder einfallen konnte, *) nicht in Feindes Hände kommen zu lassen, und deßwegen hatten sich die Bregenzer Wäldner desselben gleich versichert. Es wurde ihnen dies auch um so leichter, als die Immenstädter mit Sehnsucht den Oesterreichischen Adler entgegen sahen, und die Bewohner von Sonnthofen, Hindelang, Oberstorf, obwohl ehemals zum Bisthum Augsburg gehörig, von jeher mit den Tyrolern in brüderlicher Eintracht lebten. Den 19. Mai ernannte die von dem allgemeinen Landtag in Bregenz niedergesetzte Schutzdeputation den Doktor Schneider zum Landeskommissär, und die gefahrvolle Lage seines Vaterlandes wohlwürdigend, entschloß sich dieser edle Mann dennoch ein Stelle zu übernehmen, von der er voraussahe, daß sie ihm Sorgen und Unglück bereiten und große Opfer kosten würde, aber

---

*) Sowohl für Tyrol als Vorarlberg wäre es zu wünschen gewesen, daß Lindau, Weiler, Immenstadt und Sonnthofen bei der jüngsten Ausgleichung mit Baiern an Oesterreich genommen wäre. Es sind, im Krieg wie im Frieden, gleichwichtige Punkte, die vereint mit Tyrol und Vorarlberg, die Vertheidigung dieser Länder sehr erleichtern, und die durch ihre Trennung auf Handlung und Gewerbe besonders in Vorarlberg, sehr nachtheilig wirken. In Hinsicht seiner einzig schönen Lage ist Lindau zu bekannt, als daß es davon hier einer Erwähnung bedürfte. Aber auch Immenstadt, und besonders die Gegend von Hindelang, wo der letzt verstorbene Churfürst von Trier, Bruder des so verehrungswürdigen Herzog Albert von Sachsenteschen, im Kreise seiner, ihm so herzlich liebenden Unterthanen, so gern verweilte, sind reich an Naturschönheiten, und reihen sich auch darin ganz würdig an Tyrol und Vorarlberg an.

als treuer Bürger war der Ruf des Vaterlandes ihm werther, als das Glück seines Lebens.

Franz Anton Schneider wurde 1777 in Vorarlberg zu Trogen, einem kleinen Dorfe eine halbe Stunde vom Markt-Weiler, geboren. Sein Vater, Alexander Schneider war Chirurg im Markte Weiler, hatte fünf Kinder, und kein Vermögen, seine Mutter, Theresia Büchle, aus Krumbach im Bregenzer Wald, führte einen kleinen Handel nach Kostanz und Ueberlingen, wodurch sie größtentheils die Familie ernährte. Die Aeltern wünschten, daß sich dieser Sohn dem geistlichen Stande weihen sollte, und schickten ihn im Herbst 1789 in das Gymnasium nach Feldkirch. Diese für arme Schüler so wohlthätige Stadt, sorgte für ihn sechs Jahre hindurch. Im Jahre 1795 kam er auf die Universität nach Insbruck, wo ihn besonders der würdige Graf von Bissingen unterstützte, der schon damals als Statthalter von Tyrol und Vorarlberg innigst geliebt und hochgeschätzt wurde. Nachdem Schneider den philosophischen Cursus nach zwei Jahren beendiget hatte, und wenig Neigung zum geistlichen Stande fühlte, entschloß er sich gegen den Willen seiner Aeltern sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Unter seinen Mitschülern befanden sich Anton von Roschmann, Karl von Menz, Joseph Marberger, Joseph Freiherr von Hormeyr, die alle sich eben so eifrig Kenntnisse aller Art zu sammeln bemüht waren, als sie später muthig und tapfer für ihr Vaterland fochten. Im Jahr 1799 als die Franzosen durch die Schweiz nach Vorarlberg vorzudringen drohten, verließ Schneider die Universität, und stellte sich als Freiwilliger unter die Fahne seines Vaterlandes, die er bald darauf als Fähnrich seinen Waffenbrüdern im heißen Kampfe vortragen durfte. Da im folgenden Jahr die Universität zu

Insbruck dem Lande Vorarlberg für die muthvolle Vertheidigung seiner Gränzen, einen öffentlichen Beweis seiner Achtung und Dankbarkeit dadurch geben wollte, daß einem Vorarlberger die Doktorwürde unentgeldlich verliehen werden sollte, so fiel die Wahl einhällig auf Schneider, der auch, nachdem er die strengsten Prüfungen bestanden hatte, den 3. April 1802 feierlich dazu ernannt wurde. Entschlossen, künftig als Advokat zu leben, mußte er, einer eben damals erschienenen Verordnung zu Folge, sich der dreijährigen Vorübung unterziehen, und trat im Herbst des Jahres 1802 bei dem, durch seine Rechtskenntnisse und seiner biedern Gesinnungen in ganz Vorarlberg geachteten Doktor und Gerichtschreiber von Ganahl zu Dornbiren, als Rechtsgehülfe ein. Durch unermüdeten Fleiß, strenge Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit erwarb er sich bald in Vorarlberg und der angränzenden Schweiz einen sehr günstigen Ruf, daß er sogar, im In- und Auslande allgemein gesucht wurde. Vorzüglich im Kanton St. Gallen, wo die Prozesse nach französischer Art geführt werden, verschaffte er sich ein solches Ansehen, daß die dortigen Advokaten bei ihrer Regierung wiederholt den Antrag machten, man möchte den Doktor Schneider, als einen Ausländer die Praxis gänzlich untersagen, was aber die Regierung nicht nur mißbilligte, sondern dem Doktor Schneider sogar die Erlaubniß ertheilte, eine eigene Gerichtsstube in der Stadt St. Gallen zu errichten. Bei der Baierischen Besitznahme von Vorarlberg im Jahre 1806 wurde Schneider von dem Hofkommissär von Merz zum Hofgerichtsadvokaten bei dem Hofgericht in Memmingen vorgeschlagen, und vom Ministerio mit der Begünstigung bestätiget, daß er fortwährend in Bregenz sich aufhalten durfte. Im Jahr 1807 nach dem Tode des in Vorarlberg allgemein geliebten Landeskommis-

sär von Vintler, *) reiste Schneider als Abgeordneter des Landes Vorarlberg nach München, um einen Nachfolger zu erbitten, der mit der Verfassung und den Verhältnissen des Landes genau bekannt wäre. Bei dieser Gelegenheit wurde er dem Könige von Baiern vorgestellt, der ihn mit seiner bekannten Güte aufnahm und sich sehr ernstlich erkundigte, ob die Vorarlberger mit der neuen Baierischen Regierung zufrieden seyen? Schneider antwortete dem König mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit, daß die Stimmung des Volks in Vorarlberg für die neue Regierung keineswegs günstig seyn, und, indem er die Ursache näher auseinander setzte, mußte er die Handlungsweise einiger Baierischen Beamten ziemlich scharf rügen. Der König nahm die offene Sprache der Wahrheit gnädig auf, und versprach baldige Abhülfe dieser Beschwerden, womit es ihm auch gewiß Ernst war, da das Glück seiner Unterthanen der Wunsch seines so menschenfreundlichen Herzens ist, aber außer einer

*) Vor der Abtretung Vorarlbergs an Baiern, war Herr von Vintler Oesterreichischer Landvogt und Kreishauptmann in Bregenz. Im Besitz der genauen Kenntniß aller Verhältnisse dieses Landes, und von allen Bewohnern innigst geliebt und geehrt, würde die Baierische Regierung besser gethan haben, ihm die Einrichtung von Vorarlberg anzuvertrauen, als mit großen Kosten einen eignen Hofkommissär abzuordern. — Vintler wurde zwar als Landeskommissär in Bregenz angestellt, allein der Wirkungskreis dieser Stelle war gegen die, welche er ehemals als Kreishauptmann hatte, viel zu beschränkt, als daß er das Unglück des Landes hätte mildern und erleichtern können. In der vollen Kraft seines jugendlichen Alters und seiner Thätigkeit wirkte der innere Gram so zerstörend auf seine, sonst so gute Gesundheit, daß er nur ein Jahr in diesen für ihn so schmerzhaften Verhältnissen verlebte, und von ganz Vorarlberg beweint, als ein theures Opfer dieser unglücklichen Zeiten zu Grabe ging.

strengen Verordnung gegen die Bestechlichkeit der Beamten hatte diese Unterredung keine wohlthätige Folge für Vorarlberg, für Schneider aber war sie die Quelle von Verdrießlichkeiten und Verfolgungen, die nie versiegte, so lange Vorarlberg unter Baierischer Herrschaft blieb. Als er im Sommer des nämlichen Jahres in einer wichtigen Streitsache nach München reiste, um die Verhandlung über ein unerhörtes Erkenntniß der Landesdirektion in Ulm zur höchsten Stelle einzuleiten, wurde er auf seiner Rückreise in Ulm, von dem damaligen Generalkommissär Baron von Grafenreuth verhaftet, und der Theilnahme an jenem Aufstande beschuldiget, welcher im Landgericht Bezau bei Aufnahme der Musterrolle für die Werbung ausgebrochen war. Bei genauer Untersuchung der Sache wurde Schneider als ganz unschuldig erklärt, ihm alle Kosten vergütet, und ihm zu seiner Genugthuung Staatsdienste angetragen, die er aber nach solchen Erfahrungen, in Baiern wenigstens, nie anzunehmen sich fest entschlossen hatte. Im Jahre 1808 verehlichte er sich mit einer Bürgerstochter von Bregenz, und kaufte das aufgehobene Benediktiner Kloster Merrerau, eine viertel Stunde von Bregenz, am dem reizenden Ufer des Bodensees gelegen, um sich in seinen freien Stunden mit der Landwirthschaft zu beschäftigen und in stiller Zurückgezogenheit auf eine bessere Zukunft zu warten, die das drückende Joch der Sklaverei von dem armen Vaterlande abwälzen würde. So traf ihn das Jahr 1809, und auch sein Herz belebten schöne Hoffnungen, als er die mächtigen Kriegsanstalten in Oesterreich zur vollen Reife kommen sahe. Oesterreich war auch ihm über Alles, und als treuer Bürger seines Vaterlandes, konnte er nur Glück und Ruhe für dasselbe unter den mächtigen Schutz des alten geliebten Kaiserhauses finden. Der unglückliche Anfang dieses Krieges durch die verlornen Schlachten an der Donau, wurde

für Schneider, so wie für jeden treuen Anhänger Oesterreichs, die Quelle von Sorgen und Kummer, aber das Elend des Vaterlandes war zu groß, als daß der Vorsatz, auch das Aeußerste zu wagen, so geschwinde hätte gebrochen werden können. Ueberzeugt, daß seine Mitbürger unter seiner Leitung als Helden für ihre Befreiung kämpfen, und daß im vollen Besitz ihrer Liebe und ihres Zutrauens sein Wort allen Unordnungen steuern würde, blieb ihm nichts anders übrig, als den laut ausgesprochenen Willen des ganzen Volkes Folge zu leisten.

Während die Baiern gegen Insbruck vorrückten, und am 19. Mai Nachmittag ihren Einzug in diese Stadt durch Wrede's denkwürdige Anreden verewigten, reiste Doktor Schneider nach Weiler und Immenstadt, um die an dieser Gränze aufgestellten Landesvertheidiger mit den nöthigen Bedürfnissen zu versehen, sie durch das Aufgebot des dritten und vierten Ausschusses zu verstärken, und die Verbindung mit den Tyrolern über das Jöchl offen zu erhalten. Der in Kempten stehende französische General Piccard ließ am 20. die in Immenstadt aufgestellte Abtheilung der Bregenzer Wäldner und einiger Oberländer durch fünfhundert Mann Franzosen angreifen, die muthigen Bergbewohner schlugen aber unter der Anführung ihrer Hauptleute Sutterlüti, Müller u. a., die wiederholten Angriffe ab, und verfolgten die Feinde bis gegen Kempten. Voll Jubel über den errungenen Vortheil verlangten sie von Schneider, der eben in diesen Augenblick bei ihnen ankam, gegen Kempten geführt zu werden, um diesen wichtigen Posten den Franzosen zu entreißen. Doktor Schneider sah wohl ein, daß dieß Unternehmen bei einer solchen muthigen Stimmung zuverlässig gelingen würde, besonders da auch die Immenstädter freudig zu den Waffen griffen, allein ohne Nachsicht über die Ereignisse in Tyrol, wollte er sich dar-

über die nöthige Kenntniß verschaffen und erst alsdann seine Landsleute zum Angriff über die Gränze führen, wenn es die Umstände forderten, und ein guter Erfolg für Tyrol und Vorarlberg davon zu erwarten war. Er begab sich daher noch in der nämlichen Nacht zu den Tyroler Vorposten auf das Jöchl, und erfuhr dort die traurige Nachricht von dem Einrücken der Baiern in Insbruck. Von einem Vorrücken konnte nun wohl keine Rede seyn, man würde dadurch die muthigen Wäldner und Oberländer dem Feind in die Hände geliefert und für die Zukunft jede Vertheidigung unmöglich gemacht haben. Doktor Schneider bot daher seine ganze Ueberredungskraft auf, um die Rückkehr der Bregenzer Wäldner in ihre Gebirge, und der Montafuner und übrigen Oberländer in die Gegend von Feldkirch zu bewirken, nur mit vieler Mühe konnte er seine Landsleute zu diesem Rückzug bewegen. In Weiler wollten die Montafuner Schützen noch vor ihren Abzug den allgemein verhaßten Baierischen Landrichter Beer erschießen, und Doktor Schneider konnte es nur dadurch verhüten, daß er den Schützen, der auf dem Landrichter seinen Stutzen schon angeschlagen hatte, mit eigner Lebensgefahr in das Gewehr fiel, den Landrichter mit Gewalt in seinen Wagen schleppte, und ihn auf diese Art mit nach Bregenz brachte, wo er sich vor der gerechten Wuth seiner Amtsangehörigen verbergen konnte. *) Als Doktor Schneider den 22. Mai Mittags in Bregenz ankam, fand er alles in der größten Bestürzung und Verwirrung. Von Insbruck war bereits

---

*) Schneider und Beer standen vor diesem Ereigniß in offner Fehde gegeneinander, und Schneider führte die wichtigsten Prozesse gegen diesen Mann, auf dem der allgemeine Haß des Volkes ruhte; mit eigner Gefahr rettete er ihm das Leben, und als Schneider in der Folge gefangen wurde, und nach Napoleons Befehlen erschossen werden sollte, und alle weltliche und geistliche Beamten von ganz Vorarlberg für sein Leben baten, war dieser Landrichter Beer der einzige, der die Bittschrift nicht unterzeichnete!!

die Nachricht der Uebergabe dieser Stadt eingetroffen, und die wenige Oesterreichische Reiterei, so wie die Salzburger Jäger, die sich noch in Bregenz befanden, glaubten sogleich ihren Rückzug nach Böhmen nehmen zu müssen, auf dem sie an der Donau von den Franzosen gefangen wurden. Auch der Oesterreichische Hauptman Camichl flüchtete sich in die Schweiz, und die Vorarlberger blieben sich ganz allein überlassen. Die Baierischen Beamten kamen wieder aus ihren Häusern hervor, und der sonst sehr furchtsame Landrichter Motz von Bregenz erboth sich selbst mit einigen andern Vorarlbergern als Gesandter in das Würtembergische Hauptquartier zu gehen, und für das Land Schonung und Verzeihung zu erbitten. Indessen hatten sich schon alle mit Waffen versehene Vorarlberger in die Gegend von Feldkirch gezogen, und indem sie bis nach Bregenz streiften, drohten sie jeden Vorarlberger, der mit dem Feind unterhandeln würde, zu erschießen. Dieß bewog auch den Landrichter Motz mit zwei seiner Gefährten nach der Schweiz zu flüchten, und von einer Absendung in das Hauptquartier war nun keine Rede mehr. Doktor Schneider, dem die Stände als Generalkommissär das Wohl des ganzen Landes verkauft hatten, blieb nun die Wahl, sich nach Feldkirch zu seinen Waffenbrüdern zu begeben, oder in Bregenz die Ankunft der Feinde abzuwarten, um durch seine Gegenwart so viel möglich das seinem Vaterland drohende Unglück zu mildern. Ohne auf die Gefahr, der er sich dadurch aussetzte, Rücksicht zu nehmen, wählte er das letztere, überzeugt, daß seine Landsleute sich bei Feldkirch so lange gegen die Feinde vertheidigen würden, bis die Umstände sich näher entwickelten und bis in Verbindung mit Tyrol die Befreiung der Gebirger noch einmal erkämpft werden konnte.

(Die Fortsetzung dieses Krieges vom 23. Mai bis 26 August, im nächsten Bande.)

Anhang.

II.

Auszüge aus dem Tagebuche des Königlich Sächsischen Obersten von O....., als Ergänzung seiner Geschichte des Feldzuges Napoleons in Sachsen im Jahr 1813.

(Eingesandt.)

Den 10. August. Dresden. Fest des Kaisers. Heerschau über 30,000 Mann auf der Ostra-Wiese. Der König und die Prinzen in Gala früh 8½ Uhr zum Glückwünschen. Versammlung aller Offiziere der Kaiserlichen Suite bei dem Fürst von Neufchatel. Te Deum in der katholischen Kirche. Die Kaiserliche Garde speißt in Neustadt. Abends Feuerwerk.

Den 11. August. Der Kaiser besah die Redouten an der Königsbrücke, und die Wälle um Neustadt herum. Man traut seinen Augen kaum. Das weiße Thor ist mit in die Enceinte gezogen, und eine ganz andre Straße angelegt. Das Bastion imperial am schwarzen Thor ist sehr schön gearbeitet.

Den 12. August. Napoleon ritt vor die Thore; schenkte der Wittwe Herkloß 10 Napoleonsd'or, erkundigte sich nach dem Weg nach Bautzen über Königsbrück.

Alles spricht heut vom Wiederausbruch des Krieges.

Den 13. August. Alles bereitet sich vor zur Abreise des Kaisers. Der König von Neapel war angelangt.

Den 14. August. Ich mußte ein Relais nach Königstein schicken. Man hofft Oesterreich werde neutral bleiben. Rußland hat den Waffenstand gekündigt; den 17. fangen die Feindseligkeiten an. Der König von Sachsen hat fort gewollt, aber Napoleon hat ihn sagen lassen, er möge nur ruhig noch hier bleiben, weil er Vorsichtsmaßregeln getroffen, daß die Hauptstadt gedeckt sey. —

Der König von Neapel war beim Kaiser; er erhält die Kavllaerie.

Den 15. August. Nach Tisch hieß es, der Kaiser ginge fort; sechs Kavallerie-Regimenter kamen noch an; der Graf Narbonne kehrte von Prag zurück, ich meldete ihn beim Kaiser an, er blieb eine Stunde bei ihm. 4¼ Uhr gings fort über Pirna nach Königsstein. 8½ am Lilienstein, der Kaiser besah die verschiedenen Werke und Redouten. — (Mit Napoleon allein Abends 10 Uhr in der sächsischen Schweiz!) In Bischoffswerda hatten wir wegen der Dunkelheit und der Schutthaufen den Weg verfehlt — unmenschliche Grobheit des Kaisers Napoleon des Großen. 4 Uhr Morgens kamen wir in Bautzen an.

Den 16. August. Rasttag in Bautzen, man erwartete Caulincourts Rückkehr von Prag.

Den 17. August. Prinz von Neufchatel giebt Befehl, 7 bis 8 Offizier zum Verschicken zu schaffen. Der Kaiser ging nach 4 Uhr nach Reichenbach, halb zu Pferde halb zu Wagen; er fragte viel wegen Lauban und andern Orten.

Den 18. August. Befehle abgeschickt nach Lübben, Hoyerswerda und Guben.

Den 19. August. Caulincourt kam zurück von Prag. Der Kaiser ritt über Zittau bis Gabel, wo ein Gefecht zwischen Pohlen und Oesterreichern vorgefallen.

Den 20. August. Rückkehr nach Görlitz. Nachricht von

der Ankunft Moreaus in Berlin. Ein Domestique Macdonalds mit Chiffern war weggeschnapt worden. Auf dem Wege nach Lauban fragte der Kaiser viel und dictirte an Berthier Befehle, die dieser im Korne sitzend, nachschrieb.

Den 21. August. Der Kaiser war allein fortgeritten, wir jagten nach, holten ihn bei Löwenberg ein. Auf dem Hirseberg bei Löwenberg standen die Russen und Preußen. Die Brücke über den Bober sollte hergestelht werden. Es entspann sich um 12 Uhr eine Kanonade. Napoleon hatte von Greifenberg herüber das Corps des Herzogs von Tarent und des Herzogs von Ragusa, und von Bunzlau her den Fürsten von der Moskwa beordert. Die Brücke von Löwenberg wurde schnell hergestellt, der Angriff erfolgte zugleich von mehreren Seiten, der Feind begann ohne langen Widerstand entgegen zu setzen, seinen Rückzug auf Goldberg und gegen Bunzlau. Dort hatte ihn der Marschall Ney angegriffen, und angeblich 2000 Gefangene gemacht. Auch auf unserer Seite wurden Gefangene eingebracht. Die Franzosen hatten vielleicht 3 bis 400 Todte auf dieser Seite, und gegen 1000 Verwundete. Unter diesen befand sich ein Adjudant des Königs von Neapel, General Tournont. Gegen Abend ritt der Kaiser zurück, und übernachtete in Löwenberg.

Den 22. August. Der Kaiser befahl mir, den General Gersdorf Nachrichten von dem Vortheile des Marschall Ney zu geben, nach dem Hof war schon gestern eine Eilpost geschickt. Die Kosaken hatten bei Sonnenwalde eine für das 7. Armeecorps bestimmte (sächsische) Kriegskasse genommen. Der Kaiser gab, weil er eine Schlacht vermuthete, an zwei Regimenter neue Fahnen. Sie stellten sich in drei geschlossene Colonnen gegen den Kaiser. Der Prinz von Neufchatel hielt die Fahne zu Fuß vor dem

Halbquarree, der Kaiser sprach mit etwas erhobener Hand: Soldats du 125me Regiment, voila votre drapeaux! il vous servira de point de raillement vous les quitterez jamais, qu'en mourant. Vous jurez de defendre la patrie — Vous jurez de suivre toujours le chemin de la gloire! Vous jurez de ne laisser jamais faire un affront à la France! Vous jurez? — Nous jurons! —

Vive l'Empereur! erscholl es von allen Seiten. —

Der Kaiser ritt noch spazieren, erkundigte sich bei den Dorfrichtern nach mancherlei. Auf dem Rückweg lag auf der Straße der zuckende Leichnam eines Russen. „s'il est sauvé, il y aura un de moins sagte der Kaiser, und befahl ihn zu beschauen. Die Preußen hatten sich heut Abend noch in Goldberg gehalten.

Den 23. August. Die Marschälle Mortier, Maldonald und Lauriston beim Kaiser. Sie bleiben wahrscheinlich in der Gegend von Goldberg und Löwenberg, während der Kaiser einen großen Schlag gegen Berlin oder Prag unternimmt. Die Preußische Armee in Schlesien soll nicht über 30 bis 40,000 Mann stark seyn. Nach dem Frühstück fuhr der Kaiser nach Görlitz. Der Kaiser rief mich an seinen Wagen und ich mußte Spremberg auf der Karte suchen und eine Nadel hereinstechen. Nun ward ich voraufgeschickt nach Görlitz und sollte 30,000 Flaschen Wein für die Garde einhandeln, fand nur 3000. Als ich es dem Kaiser meldete: Eh bien laissons les pour les generaux et les Officiers — je n'en veux pas."

Der König von Neapel ging nach Dresden voraus, die Oesterreicher waren gegen Peterswalde gerückt, man vermuthete eine Schlacht. Bertier sagte zu mir: „Coment

ça va t'il? l'Empereur gagnera une bataille et alors nous marcherons sur Prague et Vienne.

Den 24. August. Früh vier Uhr ließ mich der Kaiser an sein Bett rufen, und fragte: ob die Depeschen noch nicht zurück wären. Einige Kosaken sollten in Hochkirch bei Görlitz gewesen seyn. Alles marschirt gegen Bautzen. Schlesien wird wahrscheinlich gehalten. Oudinot soll gegen Berlin marschiren. Gegen drei Uhr kamen wir an in Bautzen. Der Kaiser trug mir auf Renseignements einzuziehen, ging mit mir lange auf und ab. Die Russen und Oesterreicher sollten über Pirna herein seyn, und der Marschall Gouvion St. Cyr sich nach Laubegast zurückgezogen haben.

Den 25. August. 3½ Uhr wurde Marsch geschlagen. Der Kaiser ging fort. Der Kaiser ging von Bischoffswerda nach Stolpe, wollte auch wohl weiter nach Königstein, aber die Kosaken schwärmten dort herum, waren in Schandau und Wohlstädl gewesen.

Der Kaiser hatte einen Brief von dem General Gersdorf erhalten, der die üble Nachricht von den Veerlust einer Schlacht, fünf Stunden von Berlin enthielt, nach welcher die ganze sächsische Cavallerie und Artillerie aufgerieben seyn sollte. Das Corps von Regnier und Herzogs von Reggio hatte Theil genommen und der rechte Flügel sollte zu spät eingetroffen seyn. Den 20. und 21. sey es gut gegangen, aber den 22. sey das Unglück eingetreten. Der Kaiser glaubte es nicht, weil er Briefe vom 22. hatte. Er ritt auf das Schloß, besah die Festungsarbeiten, das Hauptquartier blieb in Stolpe.

Der Regen verdarb die Wege, er machte die Märsche peinlich.

Den 26. August. Günstige Nachricht, daß die Sachsen bis nahe vor Berlin ständen; ich meldete dem Kaiser, der

sehr gnädig war. Nicht wie wir vermutheten ging es nach Königstein, wo Vandamme stand, sondern nach Dresden. Am weißen Hirsch hörten wir das feindliche Kanonenfeuer auf der Fläche von Blasewitz und nach dem großen Garten zu. Der Kaiser stieg am Mordgrund zu Pferde, und ritt im Galopp nach der Stadt. Der König hatte auf seine Versicherung getraut, er war mit der ganzen Familie noch im Schloß geblieben. Die Königin rief erfreut, als der Kaiser sich zeigte; Voila notre Sauveur! — schneller wurde die Toilette geändert um den Kaiser zu empfangen. Der Kaiser ritt einen Augenblick in das Schloß, ordnete dann die Märsche an über die Brücke, und begab sich an alle Schläge herum, um den Feind zu beobachten. Die Preußen und Russen hatten bereits den großen Garten eingenommen, und die kleinen Kugeln pfiffen bis an die Schläge; auch das Schusterhäuschen war von den Oesterreichern genommen. Diese sollten 80,000 Mann stark seyn, die Preußen und Russen etwa ¾ so stark. Man wußte nicht, was sie im Sinne hatten, aber Nachmittags ohngefähr 4 Uhr rückten sie mit ihrer ganzen Artillerie von den Höhen von Recknitz und Plauen vor, und fingen an, die Stadt auf das lebhafteste zu beschießen. Die Vorstädte wurden schrecklich mitgenommen, vorzüglich am Falken- Freiberger- und Dippoldiswalder Schlage. Die Granaten flogen bis in das Schloß und auf den Markt. In der Schanze vor dem Falkenschlage blieben von der Besatzung von 140 Mann, wobey der sächsische Ingenieur Capitain Ulrich, ohngefähr 36 Mann übrig. Die Felder umher waren mit Leichen überdeckt; der Feind der in seine linke Seite genommen wurde, hatte bereits das Dorf Liebdau verlohren, und viel Gefangene nebst einer Fahne eingebüßt; die großen Truppenmassen, die der Kaiser un-

aufhörlich herangezogen, gaben der Sache bald eine andere Wendung. Der Feind war auf alle Puncte zurückgeschlagen und zog sich auf die Anhöhen zurück. Der große Garten wurde ihm entrissen, und die Franzosen nahmen ihre Stellung vor der Stadt ein. Der Kaiser beritt noch in der Finsterniß die Schläge, und stieg im Schloß ab.

Den 27. August. Der Himmel war finster und trübe, und späterhin ergossen sich die Regenwolken unaufhörlich über die blutigen Gefilde Dresdens. Der Kaiser ritt früh nach 6 Uhr vor den Falkenschlag nnd stieg bei der Redoute ab, die gestern so viel Menschen gekostet hatte. Die österreichische Armee stand uns gegenüber auf den Anhöhen von Zeschwitz und Plauen. Man hörte in der Entfernung die Kanonen von Königstein und Pirna, die den Feind begrüßten; die Oesterreicher antworteten lebhaft; während dessen ließ der Kaiser eine Menge Geschütz nach Liebdau und Freiberg hinausgehen, um den Feind in die linke Seite zu nehmen. Nach einiger Zeit war die Schlachtordnung dermaßen geordnet, daß der Marschall Mortier den linken Flügel nebst dem Cavalerie General Pajol hatte, dann folgte das Corps des Marschalls Gouvion St. Cyr nebst dem General Bonnet, dann die junge Garde vor den großen Garten, dann das 2. Armeecorps unter Marschall Victor, und auf den äußersten rechten Flügel der König von Neapel, unter ihm die Divisionen Latour-Marburg, Marmont; Herzog von Ragusa kam erst am Abend an, und Ney, — ja Ney stand bei Mortier auf dem linken Flügel. Macdonald hatte das Oberkommando in Schlesien. Nachdem das Feuer einige Stunden gedauert hatte, beritt der Kaiser einige Redouten, dann nach dem großen Garten, von wo aus er die Division Bonnet nach Strehla zu befeh-

ligte. Die Oesterreicher wurden kaum diese Bewegung gewahr, als sie lebhaft nach der Strehlaer Höhe hinschossen, die Truppen aber standen gedeckt. Nun mußte Mortier späterhin Prohlis und Bonnet Leubnitz nehmen. Durch diese Bewegung breitete sich die Linie immer mehr aus, und die Oesterreicher wurden von den Preußischen Corps getrennt. — Nach dieser Anordnung kehrte der Kaiser hinter den Garten weg auf seinen frühern Punct; befahl einen Eilbothen nach Königstein zu senden mit der Nachricht, daß der Feind auf alle Puncten angegriffen sey, und sich sehr im Gedränge befinde, und daß man ihn schon verfolge. Die flankirenden Batterien bei Dölzschen hatten die Oesterreicher (unter Schwarzenberg) außer Fassung gebracht; sie begannen ihren Rückzug, indem sie die vorderste Batterie schweigen ließen; man konnte aber vor Nebel und Regen kaum ihre Stellung erkennen.

Pesterwitz wurde genommen, vier Compagnien Oesterreicher mit ihren Fahnen gefangen, — einen alten, verwundeten Obersten ließ der Kaiser setzen und sogleich verbinden.

Der König von Neapel ging auf der Straße von Freiberg dem Feinde rasch nach, und gegen 6 Uhr erhielt der Kaiser schon die Nachricht, daß man 5 bis 6000 Gefangene gemacht habe. Dies häufte sich von Stunde zu Stunde, und Abends waren 16,000 Gefangene 4 Fahnen und 10 Kanonen in den Händen der Franzosen. Das Regiment Zastrow hatte ein ganzes Regiment en quarré formirt gefangen gemacht und eine Fahne erbeutet. Der Verlust der Oesterreicher belief sich den folgenden Tag nach der Rechnung der Franzosen auf 25 bis 30,000 Mann. 20 Fahnen. 30 Kanonen. 4 Generäle geblieben. Ganz gebadet bis auf die Haut, ritt der Kaiser in seinen grauen Ueberröckchen Abends in die Stadt herein;

es scholl ihm ein helles Vive l'Empereur entgegen, und selbst die Einwohner waren froh, weil sie glaubten, durch diesen Sieg auch die französischen Gäste los zu werden.

Den 28. August. Der Kaiser ritt um 7 Uhr vor den Fankenschlag wo ein Zelt für ihn aufgeschlagen war. Die Oesterreicher zeigten auf der Dippoldiswalder Höhe nur noch Cavallerie von ihrem Nachtrab. Der König von Neapel setzte seinen Marsch auf der Straße von Freiburg ungehindert fort. Dort sollte Klenau mit einem Corps von Chemnitz her, vorgerückt seyn; aber Abends hatte der König Freiberg genommen. Napoleon ritt von Recknitz aus nach seinem Zelte zurück; frühstückte, examinirte die gefangenen Offiziere, begab sich sodann nach der Donaischen Straße bis Leubnitz. Jenseits bei Nickern standen noch Russen, im Thal verschiedene Truppen. Erstere zogen sich zurück; die Letzteren hoffte man zu fangen. Die Kranken häufen sich durch die erschrecklichen Märsche und Gefechte; geht der Kaiser nach Böhmen, so kommen sie von Berlin her, geht er nach Berlin, wo es nicht sonderlich stehen soll, so findet er nichts zu leben, bleibt er hier, so geht er in Sachsen zu Grunde; die Verbindung ist schon überall durchschnitten, und die Erndte halb verwüstet.

Den 29. August. Der Kaiser zog nach Friedrichstadt, dies deutet auf einen längern Aufenthalt. Von dem Regnieschen Corps kam endlich in dieser Nacht Nachricht an. Der Verlust soll nicht so bedeutend seyn, Oudinot und Bertrand hatten wegen der Sümpfe nicht herankommen können. Sie haben sich nach Jüterbogk gezogen. General Fürst Reuß 61. war heut bei Peterswalde geblieben.

Den 30. August. Der Kaiser ritt gegen 2 Uhr Mittag

aus und ließ die Regimenter der Garde d'honneur, die aus Frankreich gekommen waren, vorbei marschiren; sie waren gut bekleidet, schlecht beritten, sehr ungeschickt, — ein Vive l'Empereur machte alles gut.

Den 31. August. Pferde wurden nach Großenhain vorausgeschickt, wahrscheinlich wendet sich der Kaiser nun gegen Berlin, er will den Pontecorvo zu Leibe gehn. Der Paß von Gießhübel hatte diesen Morgen schon durch den General Vandamme besetzt werden sollen. Alles aber zog sich gegen Maxen zu, und die Garde marschirte ungestört auf der Straße gegen Pirna hin. Bei Heidenau hielt der Kaiser an, und ließ durch mich ein Paar Einwohner von Pirna holen. Mit einem Theil der Garde kehrte er nach Dresden zurück, wärend andere Truppen dem Feinde nachzogen. — Die Russen waren über Gießhübel gegangen, und hatten, außer einige gefange Offiziere und ohngefähr 100 Mann, nichts verloren. Die Preußen sind wahrscheinlich über Maxen oder die kleine Straße nach Teplitz gegangen, sie hatten gestern auch bedeutenden Verlust gehabt, aber kein Geschütz verloren, die armen Oesterreicher sind am schlimmsten weggekommen. Der König von Preußen hat in Zehist übernachtet. Wittgenstein hatte die Russen, der Prinz von Würtemberg (?) die Preußen, Schwarzenberg die Oesterreicher angeführt. —

Stille Abendbetrachtungen bei Sala — ich hab's satt, — Alles geht verkehrt. Die Bataille war noch recht gut für Dresden, aber, lieber Gott! sie macht dem Elend kein Ende. Der Mangel an Lebensmitteln ist groß. Abends wurde Generalbefehl ertheilt, die Kaiserlichen Pferde kamen zurück. — Vandamme ist bei Kulm oder Mariäschein aufs Haupt geschlagen worden, hat alles Geschütz eingebüßt, er soll sich selbst erschossen haben. Von 25,000

die er bei sich hatte, sollen 16,000 umgekommen seyn, die andern haben sich mit Mühe und Noth durch die Gebirge geflüchtet. Er war vor den Oesterreichern in Kulm, sie fielen also auf ihn und eine Colonne Preußen, die den Weg hinter ihm über Peterswalde gegangen, hatten derb auf ihn getroffen. Dies hat großes Aufsehn hier gemacht. Auch bei Löwenberg und Bunzlau ist es schlecht gegangen. Ein Bothe, der von dorther zurückgekommen, erzählt mir von einer großen Schlacht, und daß der größte Theil des fanzösischen Geschützes von Löwenberg zurück sey. Es geht also auf alle Seiten schlecht. — Der Kaiser ritt in den großen Garten, schien sich einen Ort zu einer neuen Schanze auszusuchen, war sehr in sich gekehrt.

Den 1. September. Gegen Abend ritt der Kaiser vor die Schläge bis an die Ostrabrücke. Das Unglück von Vandamme ist wirklich groß und von bedeutenden Einfluß. 75 Kanonen und alle Munition eingebüßt, 4 bis 5000 Mann Cavallerie versprengt, 15 bis 20,000 Mann hors de combat. — Bei Löwenberg ist's nicht besser gegangen, kurz der Kaiser ist aus der Offensive in die bestimmteste Defensive gebracht und wird Mühe haben sich herauszufinden. Er muß abwarten, auf welcher Seite seine Gegenwart am nothwendigsten ist und dann einen Schlag ausführen. In Meißen wird eine Schiffbrücke geschlagen, und das Schloß befestigt.

Den 2. September. Noch immer sitzen wir in Dresden. Die Anzahl der Verwundeten, die aus Böhmen und Schlesien kommen, ist erschrecklich. Ein großes Unwetter zieht sich zusammen, von allen Seiten geht es schlecht, die geographische Lage dazu sehr ungünstig; auf beiden Seiten ewig flankirt muß er bald auf seinen Rückzug denken. So eben kommt der König von Neapel an, seine Cavallerie steht bei Frauenstein; führen wir den Krieg so

fort, so ist er in drei Monaten beendet. — Um 6 Uhr Abends ritt der Kaiser vor das schwarze Thor, und musterte die von Vandammes Corps zurückgekehrten Truppen. Von 300 Mann Cavallerie der Fürsten von Anhalt waren bis jetzt noch 50 da, wahrscheinlich sind viele directe nach Hause geritten. — Die junge Garde und auch die Cavallerie der alten Garde marschirte auf der Straße nach Königsbrück hinaus. Wahrscheinlich will uns der Feind von Hoyerswerda her überflügeln.

Den 3. September. Abend 6½ Uhr ritt der Kaiser bis über die Brücke, dann fuhr er nach Hartau, nach der Oberlausitz ging es, dem Wohnsitz des Elendes.

Napoleon hatte zu Gersdorf gesagt, wir würden morgen schlagen; ich konnte mich nicht überzeugen, indessen war es möglich, daß sich der Feind von Hoyerswerda her mit seinem Corps bei Berlin verbinden wollte, dann mußte Napoleon zuvorkommen. Sind die Feinde klug, so vermeiden sie jede Schlacht, und suchen uns bloß in Sachsen fest zu halten. Wir kamen in Hartau gegen 10 Uhr an, und übernachteten hier. — Es ist schon alles aus den Scheunen verwüstet — entsetzliche Lage.

Den 4. September. Früh 7 Uhr von Hartau weg nach Bautzen mit der kaiserlichen Garde. Unterwegs wurden die Versprengten gesammelt und Gewehre ausgetheilt. — Wären es Pasteten gewesen, sie hätten rascher zugegriffen, die armen Teufel. — Es waren Isolirte vom Corps des Herzogs von Tarent, der in Schlesien entsetzlich viel eingebüßt hat; die Anzahl der Verwundeten beweist es.

Ein viertägiger Regen hatte die Wege so verschlimmert, und die Bober so angeschwellt, daß, als der Feind mit Macht vorrückte, weder Geschütz noch Truppen schnell

genug zurück gezogen werden konnten. Die Brücken wären fortgerissen, und nach der Erzählung der Preußen soll Macdonald 18,000 Mann, und 103 Kanonen verlohren haben; dieß scheint übertrieben; aber meiner Berechnung nach mögen von 1300 Kanonen seit Eröffnung des Feldzuges gewiß schon 200 fehlen. Gestern hatten die Kosaken einen sächsischen Munitions-Transport von 54 Wagen überfallen. Der Kaiser ritt verdrüßlich bei den Brandflecken der Pulverkarren vorüber.

Der Herzog von Tarent führte ihn nach Hochkirch zu; wo noch feindliche Posten standen. Der König von Neapel rückte vor. Ich war im Herzen überzeugt, daß der Feind uns die Oberlausitz überlassen würde, da wir da uns doch nicht halten können.

Der Kaiser war unwillig gegen Sebastiani, daß er bis jetzt noch nichts ausgeführt, zuletzt grob. Vous comme de C....s non pas de Soldats! la Division Latour Marbourg a pris 6 drapeaux, 10,000 prisonniers, 20 canons, faits autant. — Sebastiani gab bestimmte Antwort und zeigte ein festes Benehmen. Auch Macdonald vertheidigte sich. Disposition des Kaisers von der Hochkirchner Höhe. Angriffe auf die Wohlauer Berge, während der König von von Neapol gegen Wurschen vorrückte. Der Feind räumte die Höhe. Der Kaiser, erst im Biwacht, dann in der Pfarrwohnung, die Truppen biwachten. — O! die lieben Alliirten sind fürchterlich, die hölzernen Denkmäler werden verbrant, auch die Särge wirft man ins Feuer. Wer bedauert nicht mit mir mein armes Vaterland!

Den 5. September. Von Hochkirch ritt der Kaiser auf den Wohlauer Berg, und disponirte von da gegen Reichenbach.

Napoleon schien verdrießlich, daß es hier zu nichts Ent-

scheidendem kommen wollte; mir scheint es er fühlt, daß er Sachsen aufgeben muß. Ankunft bei Reichenbach. Langeron, Sacken, Blücher und York commandiren dort ein Corps von 60 bis 80,000 Mann, größtentheils Landwehr. Sie ziehen sich planmäßig zurück; denn sie könnten uns keinen größeren Possen thun, als uns in der armen Oberlausitz festzuhalten, wärend sie mit Macht unsre Seiten und Rücken bedrohen. — Der Kaiser fuhr mit starker Bedeckung wegen der schwärmenden Kosaken nach Bautzen zurück. Das dritte Armee Corps, jetzt von Souham, sonst von Ney geführt, ging nach Görlitz vor; wir kamen

Den 6. September früh 2½ Uhr in Bautzen an. 12½ Uhr brachen die Garden auf, alles scheint nach Dresden zurückzugehen, wo es sich entscheiden wird, — hierher kommen wir sobald nicht wieder, Napoleon wohl niemals Alle Tage kommt schlechte Nachricht. — Soult soll in Spanien geschlagen, die Engländer in Frankreich seyn; die unerschütterliche Glücksperiode mag wohl zu Ende seyn. Napoleon war über Hals und Kopf von Bautzen weggefahren. Auf dem dürren Fuchs (ein Gasthaus) hielt er an, man hörte schießen, — er rief mich, und fragte: Eh bien? qui dit notre maitre de poste? das Schießen hörte auf, gegen 7 Uhr kamen wir in Dresden an. Bassano hielt am Bade und ritt noch ein Stück mit ihm herum.

Den 7. September. Revüe über das Erste, sonst Vandammsche jetzt Lobauische Armee-Corps. Der Kaiser theilte Orden aus, und Beförderungen.

Den 8. September. Gegen 11 Uhr stieg der Kaiser zu Pferde, ritt vor auf der Pirnaer Straße. Der Feind hatte die Höhen von Groß-Sedlitz besetzt, und feuerte mit Kanonen. Er wurde zurückgedrängt, die Dunkelheit er-

erlaubte nicht das Gefecht fortzusetzen. Mügeln und Dohna standen in Flammen.

Den 9. September. Der Feind stand zwischen Zehist und Cotta, der Nebel verbarg seine Stärke. Mir ward es immer deutlicher, daß er sich in kein Gefecht einlassen, sondern uns nach Böhmen locken wollte. In Sedlitz hatten die Russen alles zerbrochen, ärger noch hatten die Franzosen gehaußt. Auf den Höhen von Borna sprach der Kaiser mit mehreren Landleuten, schenkte einigen Gemeinden 1000 Franken. Der Feind zog sich zurück gegen Goeppersdorf und Bernersdorf, wir kamen gegen 5 Uhr nach Liebstädt, wo der Kaiser übernachtete. — Der Kaiser wußte nicht, sollte er weiter vorwärts oder rückwärts gehen.

Ich schloß aus verschiedenen Reden, daß man einen Coup auf Prag ausführen wollte, aber das hat auch seine Mucken! — Wie dürfen wir den Rücken so frei lassen und die Verbindung in Sachsen aufgeben? Endlich gings fort nach Breitenau und Fürstenwalde, Napoleon freute sich, als er das böhmische Gebiet betrat. Mit diesem Einrücken in das Gebirge war noch nicht viel gewonnen; die Preußen und Oestreicher hatten sich rechts und links gezogen, und vor uns im Thale zwischen Culm und Seplitz stand eine große mächtige Armee in zwei Linien. Der Einmarsch über den Griesberg war so entsetzlich schlecht, daß schon die Russen und Preußen viele Wagen zerbrochen hatten, die andern Wege ausgenommen; der über Peterswalde war eben so abscheulich. Was also machen, — ich sage: entweder über Marienburg oder Peterswalde Böhmen forciren, wenn es einmal seyn soll, denn hier läßt sich weiter nichts machen. Napo-

leon war sehr verdrießlich. Endlich ging er nach Breitenau. Die Franzosen hatten hier alles zertrümmert.

Den 11. September. Früh in Breitenau — heftige Kälte. Um 11 Uhr gings fort über Oelse nach Hellendorf von Peterwaldau. Der Feind stand noch auf den Höhen bis Nollendorf, — mußte jedoch weichen. Auf einmal wendete Napoleon um nach Peterswalde, Gieshübel, und fuhr bis Pirna. So hatte er sich selbst überzeugt, daß es zu bedenken sey, nach Böhmen herein zu gehen. Eine einzige gut angebrachte Batterie könnte in einer herabsteigenden Colonne unendliche Verwirrung bringen. Bey Königstein hatte der Feind sich gezeigt, es würde Infanterie vorgeschickt. —

Den 12. September. Napoleon wollte von der Elbseite auf den Sonnenstein reiten, das ging nicht; also durch die Stadt; von dem dortigen Narrenhaus ritt er nach dem Himmelreich, dann setzte er vor dem Thore sich in den Wagen, — ich mag seine Gefühle jetzt nicht theilen. — Der Fürst von der Moskwa ist den 6. bei Jüterbogk völlig geschlagen worden, Poniatowsky hat bey Loebau einen großen Verlust erlitten, der Herzog von Tarent hat Bautzen verlassen müssen, die gefangenen Oesterreicher sind bei Naumburg befreit worden. Das sächsische Corps steht bei Düben. Kosaken in Neustadt bei Stolpe, in Radeburg, in Schneeberg, kurz es geht von allen Seiten schlecht, und es bleibt nichts anders übrig als Sachsen zu räumen.

Den 13. September. Ruhig in Dresden.

Den 14. September. Der Kaiser blieb in Dresden. Das erste Corps wurde bei Gieshübel angegriffen, ich sah das Feuer vom Kreuzthurm. St. Cyr wurde bei Fürstenwalde angegriffen, die Garden rückten aus.

Den 15. September. Napoleon fuhr früh fort bis

Mügeln; üble Nachrichten von Gieshübel her hatten ihn verstimmt, wir begegneten über 400 Verwundete. Von Pirna ging es nach Sonnenstein, dann auf die Straße von Langenhennersdorf. Der Feind zog sich zurück.

Den 16. September. Der Kaiser ritt mit einem kleinen Gefolge auf Kundschaft nach dem andern Ufer, um die Straße nach Stolpe zu besehen. Die Befestigung des Sonnensteins ist nichts als Spielerei, denn von hier aus, wie von dem Königssteine wird er beherrscht. Bei Pirna war eine Schiffbrücke geschlagen worden, auch ein Brückenköpfchen wurde bei Kopitz angelegt. Gegen 11½ fuhr der Kaiser nach Gieshübel. Man glaubte er würde zurückkommen, aber es ging weiter bis Höllendorf. Auf den Anhöhen bei Peterswalde standen einige Regimenter feindliche Reiter, sie würden mit starken Colonnen angegriffen, es wurden vielleicht 100 Russen und 20 Preußen gefangen, unter denen sich der Sohn des General Blücher befand. Gegen 5 Uhr wurde auch die Nollendorfer Höhe genommen; Napoleon ritt nach der Kapelle, von wo aus er die böhmischen Thäler beschauen konnte. Wir hatten mit 50 bis 60,000 Mann vielleicht 10,000 zurückgetrieben. So waren wir Meister von der Höhe und von den Schlüssel Böhmens! Auf was hofft man aber in diesem Winkel? wovon hier leben? Napoleon blieb in Peterswalde, welches nun ganz verwüstet wurde.

Den 17. September. Der Kaiser rief mich, erkundigte sich nach der Elbe, ob sie alle Jahr zufriere und wann? Er meinte mit dem Rhein sey dieß ein ander Ding.

Nach 11 Uhr fuhr der Kaiser weg, bis hinter die Kapelle von Nollendorf, ein dichter Nebel deckte die Gegend. Die Absicht des Kaisers war genau die Gegend und den Feind kennen zu lernen. Um 1 Uhr ritt er erst

selbst vor und ließ dann einige Battaillons die Straße herunter in das Holz rücken. Nach einer Stunde zogen sich die Russen zurück nach der Straße von Kulm. Wir folgten, ein heftiges Kanonenfeuer begann von der Strisowitzer Höhe, jedoch zu entfernt um uns zu schaden. Unsre Lage war jedoch bedenklich, denn während der Feind durch die Anhöhe das Vorrücken verhinderte, erschien eine andere Kolonne auf der Straße, die von Zuckmantel nach Knienitz führt. Napoleon, der bis gegen Selnitz herunter geritten war, ließ sogleich Truppen zur Verstärkung von Knienitz vorrücken, und nahm seinen Posten auf dem Abhange der Nollendorfer Höhe. Es war 5 Uhr worden, der Regen ward heftiger, die Kanonen donnerten durch das Böhmische Gebirg. Der Feind, dessen Hauptmacht auf den Krisewitzer Höhen gestanden, schien sich nach Karwitz hin zu bewegen, wahrscheinlich um Teplitz zu decken. Es wurde ziemlich still, und Napoleon befahl mir dem König zu melden, was vorgefallen sey, und daß man sich überzeugt habe, daß die verbündete Oesterreichisch-Russisch-Preußische Armee hier stehe, und daß also das, was man gegen Leipzig geschickt habe, nicht von Bedeutung sey.

Ich ritt voraus, weil man mir sagte der Kaiser werde in Peterswalde übernachten, und fertigte die Estafette ab. Nach meinem Abgang soll noch ein lebendiger Angriff auf unsern linken Flügel erfolgt seyn, welches den Kaiser eine Zeitlang unentschlossen mochte gemacht haben, ob er in Nollendorf bleiben solle oder nicht. Endlich kam er gegen 9 Uhr nach. — Die Truppen, die man gestern zur Recognoscirung vornahm, zu viel, (das erste Armeecorps, die junge Garde und die Gardekavallerie) zu einer Schlacht aber zu wenig. — Der Kaiser mochte sich das Ungünstige der Lage und die Stärke des Fein-

des nicht vermuthet haben, darum zieht er höchstwahrscheinlich die Truppen zurück nach Dresden, um sich noch weiter zurück zu ziehen. Die Kosaken sind gestern vor dem schwarzen Thore bei Dresden gewesen und haben einige Wegen weggenommen; die finstre Nacht ist uns diesmal mehr günstig gewesen, daß wir nicht mehr verlohren. Die Lanciers hatten einige Kanonen erobert, konnten sie aber nicht mit fortbringen. Ohngefähr 80 bis 100 Gefangene wurden eingebracht.

Den 18. September. Früh bis 11½ Uhr noch in Peterswalde, dem zerstörten Neste. Napoleon fuhr auf den Nollenberg, wahrscheinlich um die gestrige Kundschaft zu wiederholen. Das Wetter schien sich auf zu hellen, doch war es sehr kalt auf den Höhen. Die Franzosen hatten noch dieselbe Stellung, die sie gestern errungen hatten, und standen bis Clebesau, Knienitz war auch besetzt. Napoleon stieg aus und begab sich auf seinen alten Posten, war aber sehr ungnädig, daß ich keinen Bauer mehr hatte, indessen konnte ich ihm doch Auskunft geben über die Teplitzer Gegend. Er faßte mit einem Blick durch das große Fernglas die Stellung und Stärke des feindlichen Heeres bei Teplitz, und vorwärts die Striswitzer Höhen bei Schiebritz — schätzte jede zu 50 bis 60,000 Mann und urtheilte, daß ihr ruhiger Zustand nicht vermuthen lasse, daß sie einen allgemeinen Angriff machen würden, weil ein ganzer Tag Zeit dazu gehört sie zusammen zu bringen. Er ritt nach Kniewitz. Jenseits zeigte sich eine Kolonne feindliche Kavallerie, Kniewitz war von unsrer Gardekavallerie besetzt. Napoleon war ungnädig, daß die sich nicht besser gedeckt hatte, während schon die feindliche Angriffskolonne vorrückte. Kaum hatte er das Dorf verlassen, so begann die Kanonade, das Dorf fing an zu brennen, die Kavallerie zog

sich zurück, der Feind nahm es ein. Einige Granaten schlugen dicht bei uns ein. Napoleon ließ Infanterie und Artillerie vorrücken, die feindliche Kolonne beschießen, das Dorf wieder nehmen, und die Oesterreicher, die im Sinn gehabt hatten, den Vereinigungspunkt der beiden Straßen zu nehmen, und der nach Arbesau heruntergehenden Armee den Rückzug abzuschneiden, zogen wieder mit ihren 4 Regimenter Kavallerie und ungefähr 4 Regimenter Infanterie ab. Napoleon beobachtete nach verschiedenen Richtungen die Gegend, die Kanonade ließ nach, und nach vier Uhr fuhr er wieder nach Peterswalde. Gegen 6 Uhr ging es nach Pirna. Der Weg war erschwert durch die Dunkelheit der Nacht, das Zusammendrängen aller Truppen, besonders in den Engpässen von Gieshübel. Nach 9 Uhr in Pirna.

Den 19. Septemper. Die ganze Nacht und den ganzen Morgen hat es entsetzlich geregnet, noch hängt der Himmel voll — Wolken und die Erde voll Jammer und Elend, beide haben schwer zu tragen. — Napoleon ritt des Mittags im Regen aus, besah auf jener Seite die Pallisaden, die man zur Deckung der Brücke eingerammelt hatte, und ritt sodann auf den Sonnenstein. Die Kirche und ein Paar Seitengebäude sind abgedeckt und zu Blockhäusern eingerichtet worden. Eiserne Zwölfpfünder sind von den Königstein hierher gebracht und junge Vierpfünder bedrohen die Höhen; um freies Spiel zu haben, hat man die Bäume in den 20 Ellen tiefen Wallgraben niedergeschlagen. So soll also die alte Veste Sonnenstein den Strom aufhalten, der von dieser Seite hereinbrechen wird. Wenn aber die Anhöhen gegen Struppen oder Himmelreich zu verlieren sind, wird sie wohl wenig helfen. — Dies gute Narrenhaus hat wohl nicht geglaubt, daß seiner im Moniteur einst würde ge=

dacht werden. — Sodann wurden auch die Festungswerke, d. h. der alte Stadtgraben von Pirna in Augenschein genommen, er sichert wenigstens gegen den ersten Anlauf. —

Napoleon wird immer tiefsinniger, die Sorgen lassen ihn wenig Ruhe; — er schlief auf dem Pferde ein. — Wie klein müssen ihm die gegenwärtige Hülfsmittel in einem Bezirk von 8 bis 10 Quadratmeilen erscheinen, ihm, der vor einem Jahre eine Basis von 60 bis 80 Meilen Operationslinie leitete. Ich denke oft an einen Kaufmann, der seine Associers verlohren hat, der sich selbst bedroht sieht, am meisten aber schlimme Wechsel fürchtet.

An Futter aller Art fehlt es durchaus, weder Korn noch Heu ist zu finden, keine Scheuer, kein Feld ist verschont geblieben, die Noth wird groß werden. Das üble Wetter vernichtet vollends das, was noch ist, und ermattet die Truppen. Die junge Garde marschierte mit vielem Geschütz durch die Stadt über die Schiffbrücke auf jener Seite. Langeron und Sacken sollen eine Bewegung bei Bautzen gemacht haben. —

Einer sagte: Personne ne veut crier! freilich mit hungrigen Magen schreit es sich nicht gut. Nun soll mit Gewalt Brantwein gemacht werden, aber das Getraide fehlt.

Den 20. September. Völliger Rasttag in Pirna. Prinz Berthier war krank, der Kaiser arbeitete in seinem Kabinette. — Die Garde hat die Keller in der Post erbrochen, was sie nicht trinken konnten, ließen sie in die Erde laufen — auch ist nebenbei ein bischen geplündert worden.

Den 21. September. Bis nach dem Frühstück war alles ruhig. Gegen Mittag ward mit einmal General-

marsch geschlagen. Es heißt: der Kaiser ging nach Dresden. Warum? (sub sigillo) der Prinz von Schweden ist bei Roßla und Dessau über die Elbe gegangen. Sie sagen: nous avons deux forces principales, il faut tomber sur l'une ou sur l'autre pour l'ecraser, ja, ja, ecrasirt nur! — Thielemann ist in Naumburg, später auch in Chemnitz gewesen und hat über tausend Mann gefangen, soll auch die königlichen Pferde gefaßt haben; bei Mühlberg ist auch ein nachtheilig Gefecht für die französische Kavallerie gewesen. — Der Kaiser besah die Festungswerke von Dresden, besonders die Schanzen auf der Neustädter Seite.

Den 22. September. Früh noch in Dresden. Nach Tische fuhr Napoleon nach Fischbach, besah einige Bataillons des 11. Armeecorps, bewilligte Orden, und gab dem 49. Regiment eine Fahne: Soldates du 49. Regiment! je vous confie l'aigl françois. — Il vous servira de point de raillement — Vous jurez — jurons. — (eben so wie am 22. August) Von da auf den Kapellenberg hinter Schmiedefeld. Die Franzosen hatten noch Hartau besetzt, die Russen standen hinter dem Dorfe auf der Höhe. Sie wurden durch die Colonnen, die auf der Straße vorgingen, angegriffen, und zogen sich über Goldbach zurück. Der Feind zog sich, da es anfing dunkel zu werden, nach Bischofswerda zurück. — Der Kaiser ritt nach Hartau herein, der Herzog von Tarent hatte sein Hauptquartier in Goldbach, Poniatowsky in Rennersdorf bei Stolpen.

Den 23. September. Den ganzen Tag in Hartau zugebracht, immer in der Ungewißheit, daß es bald fortgehen würde. Gegen 4 Uhr ritt der Kaiser gegen Neustadt heraus, weil man kleines Gewehrfeuer hörte. Lauriston hatte den Feind angegriffen, Neuperg kommandirte

ein Corps Oesterreicher und Russen, und führte sie langsam nach Böhmen zurück. Als wir vor das Hölzchen hinter Hartau herauskamen, sahen wir Truppen auf der Anhöhe gegen Groß-Trebnitz — es waren keine Feinde sondern die Division Rochambeau. General Lauriston kam und meldete den Rückzug des Feindes. Nun wurde umgekehrt, der Kaiser rief mich: Vous ecrirez a Gersdorf, que nous sommes a Bautzen, que l'ennemie se retire en Böhme, et sur l'autre coté par Neustadt — qu'il va au Diable! Uebrigens waren wir nicht in Bautzen, sondern mußten in Hartau bleiben.

Den 24. September. Nachmittags um 2 Uhr kam Caramann mit der Nachricht, daß die ganze Armee sich schlage, daß der Feind die Spitze bei Birkau festhalte, während ein Corps Russen unter Sacken auf der Straße von Camenz herausmarschiert sey, und sich links nach Pohla gewendet habe, um es zu umgehen; die Stärke des Feindes gab er auf 60,000 Mann an. Napoleon ritt gemächlich nach Bischofswerda vor. Der ehrliche Rektor wurde aufs Botenpferd gesetzt, wir sahen und hörten nichts. Endlich kam Souham und Poniatowsky mit seinem ganzen Corps. — Die Polnischen Kosaken schrien ihr Viva! und gefielen allgemein. Der Kaiser schickte das ganze Polnische Corps nach Dresden, wir folgten nach und kamen gegen 9 Uhr dort an. Hier hört ich, daß Bünau bei Wörlitz mit 300 Mann Sachsen übergegangen sey, und daß Befehl gegeben worden sey, alles Vieh vom rechten Elbufer als Eigenthum der französischen Armee hinüber auf das linke zu treiben.

Den 25. September. Das königliche Hafer-Magazin von 3000 Scheffel braunte ab; eine Unmenschlichkeit über die andere in dem armen Dresden; man glaubte, Napoleon werde in der Gegend ein verschanztes Lager beziehen.

Napoleon blieb auf seinem Zimmer, der König von Neapel kam von Großenhain. — Es ist ein Hin- und Hermarschieren um Dresden herum ohne Ende.

Den 26. September. Rasttag in Dresden. Thielemann soll durch Lefebre-Desnouettes verfolgt worden, und bei Altenburg mehrere Gefechte gehabt haben.

Den 27. September. Es scheint, Napoleon will Dresden verlassen, wo nun mit dem König hin. Vielleicht manövrirt der Kaiser den Feind auf eine Seite herüber, um ihn entscheidend zu schlagen.

Den 28. September. Der Kaiser ritt vor das schwarze Thor bis nach dem weißen Hirsch, und von da bis nach Weisig, wo das Corps des Herzog von Tarent stand ungefähr 5 bis 6000 Pferde — Französische, Badensche, Hessische Infanterie ungefähr 25 bis 26 Battaillons; Pferde und Mannschaft in schlechten Zustand; Orden und Beförderungen wurden vertheilt. Wir kamen Abends zurück. Bei Meißen war ein Gefecht gewesen. Kosaken auf der Staße zwischen Meißen und Dresden bis Ketschenbrode.

Den 29. September. Der Kaiser ist noch hier, Lobau steht um und bei Gieshübel. Die Brücken bei Königstein, Pirna und Meißen liegen noch., Lauriston steht zwischen Königsstein und Pirna, St. Cyr bei Dohna.

Bei Liebenwerda und Oederan waren allenthalben Russen und Preußen, sie sollen sich leidlich aufführen und viele Wagen mit Lebensmitteln mit sich führen. General Lefebre steht bei Altenburg, aus Frankreich sollen 25,000 Mann frische Truppen angekommen und bereits in Jena seyn. Merseburg wird befestigt.

Den 30. September. Noch immer in Dresden. Man erzählt (?) der Prinz von Schweden sey über die Elbe zurück, und die Oesterreicher nach Eger abmarschiert.

Das 4. und 7. Armee-Corps steht bei Wittenberg, das 6. bei Wurzen, das 8. bei Rochlitz, das 1. und 5. bei Gieshübel, das 2. bei Nossen.

Den 1. October. Der Kaiser ritt aus über Blasewitz nach Pillnitz zu, wo eine Schiffbrücke mit einen Brückenkopf liegt; Platow und Thielemann sollen Lefevre überrumpelt und verjagt haben; aber durch neu angekommene französische Corps aufgehalten worden seyn.

Den 2. October. Ich mache den Herzog von Vicenza Vorstellungen wegen der Betrügereien der Lazareth-Beamten. Gersdorf reichte eine Beschwerde ein gegen den Fürsten von der Moskwa, wegen seines falschen Rapports über die Schlacht bei Jüterbogk. Westphälische Regimenter sind heute untergesteckt worden, und werden von französischen Offizieren commandirt, — das macht böses Blut.

Den 3. 4. und 5. October. Napoleon blieb diese Tage auf seinen Zimmern.

Den 6. October. Heute ward es unruhig. Es waren Nachrichten eingegangen, daß Bertrand bei Wartenburg wo die Preußen übergegangen waren, tüchtig verlohren habe, und Ney mit dem 7. und den Resten des 4. Corps bei Düben zurückgegangen sey. Nun erwartet man den Aufbruch des Kaisers, der König wird ihm folgen. Abends 9½ Uhr ward Befehl ertheilt, daß den folgenden Morgen 5½ Uhr alles Reise fertig sey. Ich hatte Auftrag dem Könige zu melden, er möge nicht vor 9 Uhr reisen. — Es wird alles gut gehen, sagte er, wenn es nur nicht so viele böse Menschen gäbe, und wenn man nur diese alle herauskriegen und bestrafen könnte. —

Kaum hatte ich mich niedergelegt, wurde ich 11½ Uhr zum Kaiser gerufen, er hatte einen weißen Schlafrock an und ein buntes Tuch um den Kopf, fragte mich nach vie-

len Gegenden von Oederan, Flöhe Mitweida, Waldheim. Wenigstens 24 Lichte branten auf dem mit Karten bedeckten Tisch. Der Kaiser blieb die Nacht auf, badete sich früh. — St. Cyr war noch bei ihm, und ein Offizier des Königs von Neapel.

Den 7. October. Früh 6½ Uhr gings fort zu Wagen über Wilsdruff nach Meissen. Bei dem bösen Weg stieg er aus, und ritt nach der Stadt herein, dictirte den Geral Monthion die verschiedenen Stellungen, die Nacht blieb er in Seerhaussen.

Den 8. October. Ganz unerwartet ging es schon gegen 7 Uhr wieder fort. Der Kaiser zu Pferde. — Wurzen wurde zum Hauptquartier bestimmt. Caulincourt war sehr unangenehm. Der Kaiser frühstückte auf dem Felde bei Merkwitz, ertheilte einige Beförderungen. Macdonald war gegenwärtig. Regnier und Ney stehen in der Nähe, die ganze Armee zieht sich zusammen. Ponte Corvo und Blücher nähern sich, sie sind über 100,000 Mann stark.

Den 9. October. Gegen 7 Uhr wurde aufgebrochen, der Kaiser ritt auf der Straße nach Eilenburg. Hier stand das 7. Armee-Corps. Napoleon ließ die Offiziere (es waren die Sachsen unter Regnier) vortreten und redete sie an. Caulincourt übersetzte. — Soldats du 7me corps d'Armee! je sais que Vous avez eprouvé dans les derniers affaires plusiers revers, je suis venu pour me mettre a votre tete, (an euren Kopf, übersetzte Caulincourt). Die Rede war lang, nicht besonders, er wiederholte sich öfter. Weiterhin sagte er: — daß der Friede nicht geschlossen sey, weil man die Elbe zur Grenzlinie verlangt habe, daß Preußen seit 200 Jahren der Feind Sachsens sey und es habe an sich reißen wollen, daß Oesterreich eben so feindlich gesinnt sey, daß Sachsen,

wenn Frankreich siegen würde, seine Existenz behalten werde, daß der König fest an der Parthei Frankreichs halte, daß wenn Unzufriedene unter ihnen wären, die ihre Schuldigkeit nicht thun wollten, sie den Dienst verlassen, und nach Haus gehen könnten, daß der General Zeschau dieses allen Regimentern bekannt machen sollte.

Es wurde durch ein Vivat zu erkennen gegeben, daß man die bösen Schüsseln noch mit aus kosten wollte. Orden wurden ausgetheilt, kurz alles gethan, um einen glücklichen Ausgang des morgenden Trauerspiels zu bewirken. Napoleon rechnete auf eine Schlacht, er sagte: Si nous avons demain une belle bataille, nous aurons l'aniversaire des jours avant la bataille de Iena. Ie Sais par des espions qu'une grande quantité de leurs bagages a passé l'Elbe, tout cela sera à nous. Ils ont un train enorme des voitures &c., er sah sehr behaglich dabei aus. Beim Ritt durch Eilenburg trafen wir auf die leichte Sächsische Reiterei, man zeigte schrecklichen Abscheu, Verdruß, Widerwillen. Außer den 7. Corps zogen noch eine Menge Truppen gegen Düben. Der Kaiser blieb in Eilenburg. Der König war in Wurzen.

Den 10. October. Aufbruch von Eilenburg, Napoleon saß verdrießlich in dem Wagen und ritt dann auf der Straße gegen Kemberg und Wittenberg vor, sprach viel mit Regnier. — Der Feind soll sich über Radegast zurückgezogen haben.

Den 11. October. Bis Nachmittag 3 Uhr noch in Düben. Die feindliche Armee zieht sich nach Dessau absichtlich zurück. Nachmittag ließ mich der Kaiser rufen, er saß auf dem Sopha voll Verdruß, und malte mit großen Zügen auf einem weißen Bogen Papier; bei ihm war sein geheimer Rath Br. D'Albe. Er fragte mich und

den Burgemeister nach Neuigkeiten. Alles marschiert auf der Straße nach Wittenberg.

Den 12. October. Noch in Düben. Napoleon rief mich, ich theilte ihn die Nachricht mit, daß der Kronprinz von Schweden sich nach Aken zurückgezogen habe, als ich ihm sagte daß meine Boten sichre Leute wären, pfiff er. — Cest possible, sagte er, quand il veut couvrir Berlin! — Diesen Abend gingen Nachrichten ein, daß Ney Dessau mit dem Bajonett genommen habe, 800 Gefangene gemacht, 2 Kanonen genommen; und in Wörlitz das Corps der Rache vernichtet habe. Die Oesterreicher stehen bei Borna, Thielemann und Lichtenstein sollen ein Paar Stunden von Leipzig durch den Herzog von Castiglione (Augereau) geschlagen worden seyn.

Den 13. October. In Düben. Viele Truppen gehen durch nach Delitsch und Halle zu. Regnier ist jenseits der Elbe, Ney in Dessau.

Den 14. October. Napoleon hatte zum Gedächtnißtag von Jena sich eine Schlacht gewünscht; seine Erwartung wurde nicht erfüllt. Er fuhr nach Leipzig, kam dort zu Mittag an, ritt um die Stadt herum bis unter den Galgen: Dort stieg er ab, ließ linker Hand an der Straße nach Eilenburg ein Biwachtfeuer zünden, und frühstückte. Der König kam von Eilenburg zu Pferde an, die Königinn im Wagen, und wurden von Napoleon im grauen Röckchen begrüßt. Von Mittag bis Abend hatte der König von Neapel ein Gefecht bei Liebertwolkwitz, wäre bald gefangen worden, die Generale Pajol und Montmari sind verwundet worden. Ein Leutenant von Leppe vom 1. Neumärkischen Dragoner Regiment hatte den König beinah gefaßt, als er niedergestochen ward.

Den 15. October. Der König von Neapel war früh bei dem Kaiser. Gegen 9 Uhr gings fort nach Libertwolkw-

wiß. Der Kaiser brachte den ganzen Tag mit Beobachtungen und Anordnungen hin. Er ertheilte dem Corps von Lauriston neue Fahnen mit großen Anordnungen, und alles deutete auf Morgen eine große Schlacht an. Poniatowsky stand zur Rechten an Delitz gestützt, dann Augereau von Victor mit den aus Spanien gekommenen Regimentern. Division Latour Marburg bei Libertwolkowitz, gegen Holzhausen steht das Lauristonsche Corps. Alle diese stehen unter den Vicekönig. Gegenüber stand der Feind in starken Kolonnen. —

Den 16. Oktober. Gott sey uns gnädig! — (Späterhin nachgetragen). Ich hatte Recht; der Kaiser fuhr auf die gestrige Stellung, und war gegen 9 Uhr bei Libertwolkwitz. Kaum auf der Anhöhe bei diesem Dorfe angekommen, sagte der König von Neapel, daß sich der Feind zum Angriff bilde und in großen Massen anrücke. Napoleon stieg sogleich zu Pferde; nachdem er einen Augenblick beobachtet hatte, ritt er etwas zurück, und 5 Minuten darauf flogen die Kugeln über sein Haupt. Punct 9 Uhr gaben feindliche Signalschüsse das Zeichen zum Angriff. Eine fürchterliche Kanonade begann, so daß oftmals die Erde bebte. Russen und Oesterreicher griffen mit Muth und Erbitterung an, nahmen Libertwolkowitz, Wachau und Marckleeberg weg, und brachten die ganze Linie zum Weichen. Ein Kürassier-Offizier auf dem rechten Flügel der Division Latour Marburg, verlohr sein Pferd dicht neben dem Kaiser, — noch manches Kügelchen schlug bei ihm nieder. Die Fassung ging nicht verloren. Napoleon ordnete das Artilleriefeuer auf den Höhen von Libertwolkowitz, die Dörfer wurden zu verschiedenen Mahlen wieder genommen. Auf den Flügeln war fortwährendes kleines Gewehrfeuer, und die Artillerie wüthete in der Mitte. Gegen 2 Uhr rückte der Herzog von Tarent auf

den äußersten linken Flügel vor, und ließ die Schwedenschanze hinter Libertwolkowitz mit dem Bajonett nehmen. Napoleon hatte schon zweimal mir befohlen, dem Könige zu melden, was vorfiele: que la bataille à commencé depuis 2 heures — au moment où l'ennemie vouloit deboucher, que nous avons faits 2000 prisonniers, que la canonade continue, parceque les apprences sont bonnes. Jetzt war er sehr zufrieden und sagte: Ecrivez un peu au Roi, que tout va bien, nous avons pris des villages de hauteurs — Major, dites a Gersdorf qu'il fasse sonner les cloches dans la ville et aux environs, pour faire savoir a l'armée nos succes. —

Napoleon war immer hinter dem Centro. Jetzt ließ er 60 Stück der Reserve-Artillerie der jungen Garde in die ersten Linien rechts von Libertwolkowitz vorrücken, wo der König von Neapel befehligte. Diese hatte immer in allen Treffen einen siegreichen Ausschlag gegeben; sie fing von neuen einen fürchterlichen Donner an, der Feind schien das Feuer nach und nach schwächer zu beobachten. Napoleon ritt gegen die Höhe vor, wir erblickten die feindlichen Linien noch immer in der schönsten Ordnung vor uns, den rechten Flügel an das Universitätsholz, den linken an die Straße von Borna hinter Wachau angelehnt. — Auf einmahl begann ein lebhafter Angriff ganz in unsrer rechten Seite gegen das Dorf Markleuberg und Dölitz. Er wurde so hitzig, daß Napoleon hierüber besorgt einige 100 Schritte bis an die alte Garde zurückritt, diese rechts abschwenken und sie in große Vierecke stellen ließ. Doch hielt sich der rechte Flügel unter Fürst Poniatowsky sehr gut, und es wurden viele Gefangene von den Oestreichischen leichten Reitern Sommariva eingebracht. Napoleon beruhigte sich, aber der Angriff

auf diese Seite und der Kampf um das Dorf Markleeberg ließen nicht nach. Es mußten am Ende bedeutende Verstärkungen (ich glaube unter Mortier) gesendet werden, um dieses Dorf zu behaupten; Bei eintretender Nacht, nachdem das heftigste Feuer 9 Stunden lang gedauert, stand unser äußerster linker Flügel, wie vorher, an der Schwedenschanze jenseits Libertwolkwitz, das Centrum bei Wachau und der rechte Flügel bei Markleeberg angelehnt. Der Feind hatte ungefähr eine gleichlaufende Stellung mit der unsrigen, nur daß sein Mitteltreffen in einer Spitze etwas vorwärts stand. Der König von Neapel übernachtete in Wachau, nach welchem Ort Napoleon auch die Schlacht benannt hatte; Napoleon schlug seine Biwacht in einem ehemaligen Teiche zwischen der alten Ziegelscheune und dem Vorwerk von Däsen auf. Ich wurde ganz spät noch zu ihm gerufen, mußte noch einmahl die Nacht um 2 Uhr zu ihm kommen. Nansouty war bei ihm.

Den 17. October. Wir erfuhren daß sich der Feind auf der Weissenfelser Straße zwar etwas zurückgezogen habe, daß aber Eutritsch und Schönfeld gestern hart angegriffen worden und heut noch ärger bedroht wären. Auf unserer Linie blieb alles ruhig. Der König von Neapel kam zu Napoleon, sie gingen eine halbe Stunde auf dem Teichdamm herum. Wir blieben alle auf der Biwacht, die Truppen behielten ihre Stellung. Napoleon mochte wohl die Nothwendigkeit eines Rückzugs fühlen, allein er wollte das Schlachtfeld nicht räumen, um nicht das Ansehen zu haben, geschlagen worden zu seyn. Mir war es unbegreiflich, denn selbst im günstigen Falle konnten wir nicht weit vordringen; Munition und Lebensmittel wurden selten, die Truppen hatten nichts als einige Erdäpfel, und beim weitern Vorrücken wurde Leipzig Preiß

gegeben, und wir behielten starke feindliche Corps in der Seite und in dem Rücken. Der König von Neapel verlegte sein Hauptquartier von Wachau nach Zuckelhausen. Caulincourt fragte mich, wenn der Mond aufginge, und D'Albe machte ein finstres, aufgeschwollenes, langes Gesicht; da wissen wir, wie viel es geschlagen hat. Der Regen floß in unsre Suppenteller. Um 11 Uhr Abends mußte ich noch einen Postillion geben, der den leichten Dienst nach Stötteritz führte, und

Den 18. October früh um 2 Uhr wurde plötzlich: „les chasseurs du portefeuille gerufen. Das Peloton du Service des chasseurs saß auf, wir ließen schnell zäumen, und 10 Minuten darauf fuhr der Kaiser fort. Es war eine schwere Aufgabe, den Wagen durch das Lager der Garde zu führen, und auf der Straße den Munitionswagen der Truppen auszuweichen. Bei Probstheide verbrannte man gegen 200 Munitionskarren, die man nicht mit fortbringen konnte. Der Kaiser hielt erst an der Straße von Grimma an, fuhr dann nach Reudnitz, wo der Prinz von der Moskwa noch im tiefen Schlafe lag. Es ging gleich wieder nach 5 Uhr fort zum General Bertrand nach Lindenau, dem der Kaiser wahrscheinlich Befehl ertheilte gegen Weissenfels hin zu marschiren. Napoleon besah sich die Brücke, wo das Gefecht gewesen war, ritt und fuhr zurück um die Vorstädte herum und nach Stötteritz. Es war ungefähr 8 Uhr, die Garden waren schon bei Stötteritz angekommen. Es begann eine heftige Kanonade des Feindes am heftigsten von Markkleeberg, Libertwolkowitz und Dölitz her. Der Feind wollte den Uebergang bei Lösnig und Dölitz erzwingen. Napoleon begab sich zu Pferde auf diese Seite, und hielt jenseits der Tabaksmühle von Stötteritz an. — Hier begann und endigte der große

Tag, der den Lorbeerkranz zerreißen sollte, den das Glück bis jetzt um sein Haupt geflochten. Eine durchlöcherte Windmühle stand als ein böser Zeuge ihm zur Seite. Der Feind erneuerte immer wieder seine Angriffe, und die Nachrichten vom Thurme sagten, daß von allen Seiten Heerschaaren heranrückten, und daß nur die Straße nach Weisenfels hin frei sey. Auf der Straße von Wurzen bei Sellerhausen schlug man sich seit früh 11 Uhr. Von Zwei-Naundorf her gegen Stötteritz und von Libertwolkowitz gegen Probstheide geschahen heftige Angriffe. Von Wachau und Dölitz drangen erst die Oesterreicher dann später die Russen vor, die Straßen von Pegau so wie die Auen des Rosenthals waren mit leichten Truppen bedeckt, die Nordarmee näherte sich von Rosenfeld her gegen Schönfeld und die Eilenburger Straße, wo Ney und Regnier standen; Marmont und Lauriston hatten den linken Flügel bei Probstheide, Victor und Augereau die Mitte, Poniatowsky den rechten Flügel bei Dölitz. Die junge und alte Garde wurden zu Verstärkungen gebraucht. Eine Vorstadt von Leipzig brannte, Kugeln und Granaten flogen in die Stadt, eine sprang in dem Hause des Königs, der seine Familie in den Keller flüchten lassen mußte. Schönfeld, Stötteritz, Liebertwolkowitz und Dölitz standen in Flammen. Kaum konnte man sich wegen Rauch und Nebel gehörig umsehen, aber endlich hellte der Tag sich auf. — Die Sachsen unter Regnier wurden dem Kaiser heut abtrünnig und zerrissen selbst die vom König geknüpften Bande, eingedenk ihres eingewurzelten Grolls gegen französische Anmaßung und Bedrükkung. Früh ging die Reiterei zum Feinde über, Nachmittag folgte die Infantrie und Artillerie unter General Ryssel und Rabe nach. Letzterer ließ sogleich die Kanons gegen die französische Division Duritte wenden, und

schoß mit Kartätschen unter sie. Sonach werden sie sich wundern, daß ich nicht heut oder zuvor Napoleon todt geschossen habe, wozu ich Gelegenheit hatte, wenn alles erlaubt ist.

Die Franzosen matt, verhungert und abgerissen, fochten wie Löwen und standen wie die Mauern, wenigstens in der Gegend wo der Kaiser war. Ein Paar Tausend Feige mochten sich wohl in die Stadt geworfen haben, doch sah man keine förmliche Flucht. Poniatowsky hatte den schwersten Stand. Sein kleines schon vorher geschmolzenes Corps (denn von 5000 Mann Infanterie hatte er an diesem Tage nur 2700 unter den Waffen,) bedeckte sich mit Ruhm. Beim Rückzuge sollen doch viele übergegangen seyn, und es blieben ihm am andern Morgen etwa noch 600 Mann Infanterie und 1500 Reiter. Von seinem Generalstab verlohr er 16 Offiziere. Nach einigen Aufenthalt auf dem rechten Flügel eilte Napoleon gegen Probstheide und an die vorderen Reihen, theils um zu beobachten, theils um Muth einzuflößen. Probstheide ward mehrmahls genommen und verlohren; es war der Schlüssel der Stellung; dort hielt der König von Neapel die Ordnung noch aufrecht. Nachmittag gegen 3 Uhr ritt Napoleon nach Reudnitz zu Ney und Regnier, welche hart gedrängt wurden. Er besah die feindlichen Linien, schickte sodann Verstärkungen von der alten Garde dorthin, besuchte den König von Neapel im Centro, schickte Artillerie Verstärkung gegen Dösen vor und begab sich sodann zurück nach der alten durchlöcherten Windmühle.

Es war im Ganzen wenig Feld verlohren worden, nur gegen Reudnitz und Stötteritz hin, allein der Feind, von dem früher angeordneten Rückzuge Gebrauch machend, hatte den Vortheil der Stellung gegen uns, und

eine ganz ungeheure Ueberlegenheit an Geschütz und Mannschaft. Bei der französischen Armee fing es an gewaltig an Munition zu fehlen, und der Kaiser empfahl die Sparsamkeit, eine seltene Lection. Es wurde dunkel, und bis nach Sonnenuntergang dauerte das Orgeln fort. Die Bagage war schon seit früh Morgens in die Stadt geschaft worden und hatte eine fürchterliche Verwirrung verursacht, fast alle Thore waren verstopft, denn der Eingang war auf drei Seiten, und der Ausweg nur auf Einer, gegen Weissenfels hin. Man hatte verabsäumt Brücken zu schlagen, also mußte alles durch die Stadt. Ober und unterhalb derselben ist die Elster nicht zu passiren, man kann also von dieser Unordnung, die in der französischen Armee bei allgemeinen Märschen (auch vorwärts, wo sie aber nicht so viel schadet) so gewöhnlich ist, und die das Unglück des folgenden Tages herbeiführte, sich keine hinreichende Idee machen. Der Verlust an diesem Tage war groß. Den 16. hatten die Verbündeten ohnstreitig mehr als die Franzosen verlohren. Die Generals Delmas, Daubey, Fredric und Rochambeau blieben. Viele andre Latour-Marburg, Damas wurden verwundet. Mehr als 12 Kanonen auf dem Punct wo wir hielten habe ich zurückfahren sehn. Tausende von Verwundeten strömten nach der Stadt aus dem Kampfe zurück, wo 500,000 Mann einander gegenüber standen. Napoleon hatte gewiß noch 170,000, und der Feind über 300,000 Mann im Gefecht. Napoleon blieb bei einem Wachtfeuer an der Windmühle bis es ganz dunkel wurde, d. h. bis gegen 8 Uhr. Das Feuer schien am Ende aus Ermattung der Streitenden aufzuhören, und verhallte in einzelnen Schüssen. Napoleon wählte endlich sein Hauptquartier im Hotel de Prusse am Roßplatz. Wegen gänzlichen Mangels an Munition hatte er den

Rückzug befehlen müssen. Er war so ermattet, daß er vorher schon am Wachtfeuer sitzend einschlief. Er schickte mich noch zum König, dem ich sagen sollte, daß er ihn nicht besuchen könnte; früh um 3 Uhr kehrte ich zu dem Kaiser zurück.

Den 19. October. Seit früh 2 Uhr war alles bereit, man sah den Aufbruch stündlich entgegen, es verzog sich aber bis gegen 9 Uhr. — Man glaubte der Feind würde gleich früh angreifen; es fielen nur einzelne Schüsse. Verstörung herrschte bei Allen. Gersdorf der bei Napoleon gewesen war, sagte mir: „Napoleon habe dem Könige überlassen seinen Frieden abzuschließen, und ihm gebeten, für die Verwundeten Sorge zu tragen. Hoffentlich werde Napoleon auch erlauben, daß der König die noch übrig gebliebenen Paar Soldaten an sich zurückziehe. Der König würde es gern sehen, wenn ich noch so lange bei dem Kaiser bliebe, als sich dieser auf sächsischem Gebiet befände." — Napoleon setzte sich gegen 9 Uhr auf und ritt zu dem Könige herein auf den Markt. Er blieb eine Viertelstunde bei ihm, nahm Abschiend und wollte erst zum Rannstädter Thore hinaus, dies war durch Gedränge von Truppen und Wagen verstopft, also jagten wir beim Thomaspförtchen vorbei, durch die Stadt zum Petersthore heraus und außen herum nach dem Rannstädter Schlage. Nein welche Unordnung, welche Verwirrung, aus der nähmlichen Ursache wie gestern, zu drei Seiten herein zu einer hinaus. Munitionswagen, Husaren, Kanonen, Gensd'armes, Infanterie, Reitknechte, Chasseurs, Marketender, Truppen von allen Gattungen durcheinander und so gepreßt, daß sich keiner rühren konnte. In den Vorstädten hörte man häufig Schüsse fallen und diese Unordnung mußte die entsetzlichsten Folgen haben. Napoleon mußte sich einzeln durch diese

bunte Wirthschaft durchdrängen und endlig gelangten wir nach Lindenau. Hinter diesem Dorfe ließ Napoleon die Truppen ein wenig sammeln, stellte Offiziere an, um den verschiedenen Armeecorps die Sammelplätze anzuweisen. Die Garde wurde quer über die Straße gestellt; sodann ritt er nach Lindenau zurück, man hörte immer heftiger auf Leipzig schießen, und bemerkte deutlich daß Granaten geworfen wurden. Endlich schien es, als ob das Feuer nachlasse. Es war vielleicht außer der Garde und der Reiterei noch ein Drittheil des Heeres zurück, weil man die ganze Bagage und Wagen hatte vorausgehen lassen. Der Kaiser ritt bis Markrannstädt und blieb hier. Ich bemerkte große Verlegenheit auf allen Gesichtern, und endlich erfuhr ich ganz spät die traurige Geschichte des heutigen Tages, wie sie mir d'Albe erzählte, er sagte: Mitten in der Verwirrung, welche in Leipzig herrschte griffen die Schweden (die Preussen waren es) mit einem fürchterlichen Geschrei die Stadt an. Ein Sergeant von Genie oder der Artillerie hatte den Auftrag gehabt, nachdem die Truppen sich fechtend würden zurückgezogen und die Vorstädte verlassen haben, die Brücke bei Lindenau in die Luft zu sprengen. Alles was in der Stadt war wurde gefangen und getödtet, und es fielen vielleicht 20,000 Mann den Verbündeten in die Hände, man sagt sogar, daß die Einwohner von Leipzig aus den Häusern auf die Franzosen gefeuert hätten. General Regnier mit dem Ueberreste seines Corps und Lauriston, so wie Bertrand (nicht der Corpscommendant) und 10 bis 11 andere Generale waren unter den Gefangenen. Fürst Poniatowsky wollte sich, da er den Nachtrab führte schwimmend durch die Elster retten und ertrank. — Für alle Truppen nur eine einzige Brücke. Blieb der Kaiser eine Stunde länger in der Stadt, so

war er vielleicht mit gefangen. Große! große Fehler haben Sr. Majestät gemacht, daß sie sich nicht vor 4 Wochen, nachdem Ney bei Jüterbogk geschlagen, oder wenigstens gleich nach dem 16. October zurückzogen. Damals waren bloß die Marschälle geschlagen worden, nicht Napoleon selbst. Durch das unselige Halten in Sachsen ging aber die Armee, das Land und die militairische Gloire zu Grunde. Wie konnte heut die Ordnung erhalten werden, da man heute den einzigen Weg durch die Stadt Leipzig im Rücken hatte.

Den 20. October. Früh um 3 Uhr brach das ganze Hauptquartier plötzlich aus Markrannstädt auf, man mußte sich beeilen, weil man noch die ganze Ebene bis Rippach zu passiren hatte, wo der Feind leicht mit seiner Reiterei, die doch verhältnißmäßig noch wenig gethan hatte unsern Marsch leicht beunruhigen konnte. Der Kaiser nahm die Garden mit sich und fuhr immer von Truppen umgeben ganz langsam. Er hielt mehrmahlen an, es war sehr dunkel und unsre Seiten nur durch Infantrie Posten gedeckt. Als wir gegen Lützen kamen bemerkte ich deutlich, daß in dem quer über die Straße stehenden Lager viel Lärm gemacht werde um die Raubvögel zu verscheuchen. Bald hier bald da rührte man die Trommel, Marsch, Geschwindschritt, Trompeten ertönten, es marschirte aber niemand, als wer schon auf der Straße war. Wachtfeuer wurden unterhalten, kurz man merkte deutlich, daß man sich auf dem Schlachtfelde von Leipzig nichts wollte von den Kosaken übles zufügen lassen. Vor der Stadt war wieder entsetzliches Gedränge. Nach einem halbstündigen Aufenthalt, wo endlich der König von Neapel, der mit dem Kaiser fuhr ausgestiegen war und selbst Luft machte, kamen wir endlich durch; der Morgen graute und ich erkannte Starsiedel wieder mit seinen blutigen Umgebungen vom 2. May.

Bei dem Hohlweg von Rippach, wo am 1. May Bessier blieb, wurde ein langer Halt gemacht; die Ordnung kehrte mit der Helle des Tages etwas zurück, der Kaiser frühstückte ein wenig auf dem Felde, etwas entfernt von der Straße, einige Große (ich glaube Augereau) mit ihm, denn die verhungerten Soldaten hätten sonst zu viel Appetit bekommen. Ein Zug von 5000 Gefangenen befand sich mit auf den Marsch, (durch das Yorksche Corps sind sie bei Naunburg befreit worden). Die kleine Heerde der noch übrig gebliebenen Pohlen zog auch noch mit; sie hatten Napoleon um Entlassung gebeten, er hatte ihnen in 6 bis 8 Tage Entscheidung versprochen.

Heute mochte es Napoleon wohl sehr drückend seyn, die große Armee so geschmolzen zu sehen, er zeigte Ruhe und Fassung, war aber sehr niedergeschlagen. Er schien zum ersten mal das Unglück selbst zu fühlen, was er andern so oft bereitet hatte. Die alten Garden sind noch beisammen, haben wenig verlohren, führen noch 120 Stück Geschütz gehörig mit Munition versehen. Von der jungen Garde ist viel in und bei Leipzig verlohren gegangen, und wenn ich das alles rechne, was seit Ablauf des Waffenstillstandes durch die verschiedenen Gefechte und sonst ist abhanden gekommen, oder noch in Dresden und auf dem Marsche verlohren geht, so werden wohl von den 1300 Kanonen, auf die man pochte nicht viel über 200 übrig bleiben. — Wir kamen nach Weissenfels, die Unordnung auf dem Marsche hatte mir vollends einen solchen Eckel beigebracht, daß ich mir kaum zutraute, bis an die sächsische Grenze mitzugehen. Ich wollte in Weissenfels, höchstens in Naunburg zurückbleiben, weil hernach nur noch ein einziger Marsch bis Eckartsberge und Buttelstädt zu machen war. Der Herzog von Vicenza versprach dem Kaiser das nöthige zu sagen. Wir hörten in Weissen-

fels der Paß von Kösen sey besetzt und die Verbündeten vor uns. General Bertrand war schon 2 Tage vorher nach Naunburg vorausmarschirt, hatte aber alles Geschütz und Fuhrwerk umdrehen und nach Freiburg gehen lassen. In Weissenfels war außer der gewöhnlichen Brücke noch eine Floßbrücke gebaut, und Napoleon ging ohne sich lange aufzuhalten, über auf das andere Ufer der Saale. Die Truppen folgten in größter Geschwindigkeit über beide Brücken nach. Alles ging nach Freiburg, wohin schon alle Wagen vorausgegangen waren. Man hörte Kanonenschüsse, wie es schien von Micheln her zwischen Merseburg und Naunburg, später sagte man mir, daß es General Bertrand bei Kösen gewesen sey. Napoleon mochte von Caulincourt mein Anliegen gehört haben. Er stand bei einem kleinen Wachtfeuer in einem Weinberge, als er beim Herumgehen sich mir näherte sagte er mit bedeutendem sanften Tone: Eh bien Major? als wolle er hinzusetzen, was sagst du zu diesem meinen Unglücke. Es schien ihm Bedürfniß zu seyn mit Jemanden über seine Lage sprechen zu müssen, er hatte einen ganz milden Ton, ein ganz ruhiges Ansehn. Sire sagte ich mit Achselzucken, Votre Majesté se trouve a present dans une periode de malheur, comme tous les heros de l'antiquité ont sentis les change de la fortune et la providence rien veut pas dispenser Votre Majesté. Tous ceux, qui sont autour de vous souhaitront que ces malhereux jours n'aient pas de l'influençe sur votre santé. — Ah non! sagte er, wehmüthig lächelnd und schien mich ruhig anzuhören. — La perte que l'armée à eprouvé est tres sensible, mais Votre Majesté a la satisfaction que vos Soldats se sont tres bien battue, meme contre la grande Superiorité. — L'ennemie meme

rendra justice a leur bravoure — — „Si j'avais faire bruler les faubourg de la ville j'aurois pu sauver 6 mille hommes, cetoit la maxime de la guerre, mais je ne vouloit pas le faire — et la trahison!" fügte er mit bedeutender Stimme hinzu, auf den Uebergang der Sachsen deutend. — Sire, je ne veux pas excuser du tout la conduite de mes cammerades, je suis persuadé que le Roi et beaucoup d'autres sont infinissement affectés, mais vos Soldats se sont conduits presque generalement d'une telle maniere, ils ont faits tant de mal a notre pays, que l'esprit de la nation se dirigeoit tout a fait contre eux. Le Soldat voyant la misere de ses compatriotes n'examine pas toujours la raison et il a suivi les sentiments de haine contre Votre armée. Nous avons vu beaucoup d'actions de generosité de Votre Majestè mais les soldats se sont rendu par tout des ennemis. — Er war ganz ruhig und nahm es nicht übel, was ich ihm sagte. J'espere, fuhr ich fort um den Augenblick zu benützen, nach einer kleinen Pause, que Votre Majeste aura la graçe pour moi de me donner une lettre au Roi — a mon retour. — „Vous me voulez quitter?" Ich sagte daß ich hier nicht mehr nützen könne, da mir die Gegend unbekannt sey.

Napoleon blieb diesen Abend in einem ganz kleinen Pavillon in einem Weinberge und sein Hof lagerte um ihn her. Wir hatten weder Platz noch Futter für unsre Pferde; Kranke und gesunde Soldaten strömten vorüber.

Den 21. October. Früh um 2 Uhr verließ mich mein getreuer Begleiter E—l, und ich blieb allein mit der

großen unangenehmen Gesellschaft in der kitzlichsten Lage, die man sich denken kann. Nach früh drei Uhr setzten wir uns in Marsch. Der Kaiser fuhr den mittelsten Weg an der Saale hin gegen Freiburg; wir kamen unter eben so viel Schwierigkeiten als gestern, um 8 Uhr dort an. — Ich kann wohl sagen, daß dieser Morgen für mich unter die bedenklichsten des Feldzugs gehörten. Nachdem wir in einer stockfinstern Nacht den beschwerlichen Weg bis Freiburg zurückgelegt hatten, war uns die Straße durch ein Gewirr von Wagen und Truppen gehemmt, welche in der Bucht von Freiburg eingelaufen waren. Man muß die Gegend gesehn haben um zu beurtheilen, in welche Verlegenheit dies ein Heer setzen kann. Ein einziger enger Weg führt in das im tiefen Grunde liegende Städtchen und zu der Brücke, die 2 Tage vorher von den Oesterreichern abgebrannt worden war.

Nun hatte man eine kleine leichte Floßbrücke über die Unstrut geschlagen, über die sich alle mit Eifer und Angst hinüberdrängten. Eine Viertelstunde weiter hin war eine andre kleine Brücke an der Mühle geschlagen, dahin aber führte ein abscheulich enger kleiner Weg am Fuß der Weinberge, diese wimmelten von einzelnen Nachzüglern. Ich dachte an die Schreckensscenen, die man mir von der Berezina erzählt, ich sah das wilde Getümmel des Haufens, hörte die widerspenstigen Reden selbst gegen Offiziere, hörte von weiten das Schießen bei Kösen und Hassenhausen — und am Himmel stand die Sonne blutig roth, wie ein feuriges Zeichen. Allen ward um die Freiheit und das Ersaufen bange — die Unstrut drängte sich wildreißend unter den leichtgebauten Brücken hinweg, die unter ihrer Last wankten. Ich stieg auf die alte Burg und fand Heulen, Schreien und Wehklagen über die Plünderungen der Franzosen.

Alle Gemächer waren leer, die Einwohner geflohen. Napoleon hatte indessen so viel wie möglich die Ordnung herzustellen gesucht, eine Brücke der Reiterei, eine dem Fußvolk und die von Lauche, wie ich glaube dem Geschütz angewiesen. Demohngeachtet war der Andrang entsetzlich, und General Gugot mußte nebst mehreren Gensd'armen die Herüberdrängenden durch Kantschuh und Fuchteln aufhalten, damit sie nur zu zweien marschirten. Napoleon selbst mochte etwas bange werden; er sah nachmittags lange dem Gedränge und dem Marsche zu, wäre er nicht zugegen gewesen, so hätte die Unordnung weit mehr überhand genommen; doch bin ich überzeugt, daß mancher in die reißenden Fluthen der Unstrut gefallen ist. Endlich nach 2 Uhr ging Napoleon selbst mit seinem Generalstab über, um bis Eckartsberge zu marschiren. Es geben dahin 2 Wege, einer über Hassenhausen auf der großen Straße und ein kürzerer, den Napoleon wählte, über Kleinhasler; es war keine Zeit zu verlieren, kaum war Napoleon über die Brücke und hatte sich nach Burgscheidungen gewendet, so erschien auf einmal auf einer Anhöhe hinter der Brücke an der Mühle, welche man nicht besetzt hatte, ein Trupp feindlicher Schützen, stürzte sich herunter und schoß auf die drüben befindlichen Truppen und Wagen. Gleich darauf zeigten sich mehrere Kanons und beschossen uns, als sie vollends das Gefolge des Kaisers und den König von Neapel gewahr wurden, (welcher sich immer durch seine Gestalt und seine Kleidung auszeichnete) so kamen 6 Kügelchen hinter einander auf denselben Fleck, daß von der einen Granate uns der Koth um die Köpfe herumflog. Das wurde recht bunt. „On tire sur la suite" sagte Caulincourt, „Croyez Vous" sagte Napoleon, und wendete seinen Falben nach einer kleinen Pause gelassen um. Die Suite zer-

streute sich. Jeder war froh über das Wasser herüber zu seyn, denn das Ersaufen ist gar zu unangenehm. Napoleon schickte Truppen und etwas Artillerie nach dem linken Ufer zurück, ließ einen Hügel hart am Flusse besetzen, und den weiter zurückliegenden angreifen. Nun konnte der Feind, der etwa 4 Bataillone, 2 Schwadronen und eine reitende Battrie bei sich hatte, nicht weiter vordringen. Der Herzog von Reggio und General Bertrand standen überdem noch zurück auf der Straße von Weisfels, und diese übernahmen es nun gegen Abend sich mit dem Feinde zu schlagen. — Eine Menge Artillerie, Truppen und Wagen kamen bis den andern Morgen 2 Uhr herüber, über 200 Wagen Fourgons und Equipagen sind dem Feind wegen des engen schlechten Weges und dem Gedränge an der Brücke in die Hände gefallen. — Wir kamen durch Kleinhasler in einen abscheulichen Hohlweg nach Eckartsberge bei dunkler Nacht. Die ganze Nacht strömten Truppen durch. Bertrand hatte das Defilée von Kösen besetzt gehalten.

Den 22. October. Früh gegen 9 Uhr folgte der Kaiser dem Heere nach; kleiner Halt am ersten Dorfe, sodann weiter bis Buttelstädt, hier verweilte Napoleon ziemlich lange; Napoleon stand am Wachtfeuer, die Soldaten schielten zu ihm hinauf, machten verdrüßliche Gesichter und schimpften. Hier erfuhren wir, daß die gestern in Weimar gewesenen 1000 Kosaken aufgebrochen wären, und daß Czernitscheff mit 5 — 6000 Mann bei Artern und Sangerhausen gestanden habe. Napoleon befahl das Hauptquartier nach Ollendorf auf dem halben Wege zwischen Erfurt und Buttelstädt zu verlegen. Ehe wir noch dahin kamen zeigten sich auf unserer rechten Seite Kosaken. Se. Majestät wurden hierüber etwas verlegen, schickten Cavallerie hin und ritten seitwärts um Dörfer

herum. Es wurde in Ollendorf gleich wieder Anstalt zum Aufbruch gemacht, alles ging sehr geheimnißvoll zu. Nach Mitternacht brachen wir auf.

Den 23. October. Früh 2½ Uhr in Erfurt. Es war schlüpfriger häßlicher Weg und finstres Wetter. — Man sagte am Hoflager allgemein der Kaiser werde um Mitternacht abgehen. Caulincourt meinte, da ich ihn an meine Entlassung erinnerte, es könne mir gleich viel seyn, ob ich noch einige Märsche mit ginge — bis Eisenach — Mainz, so lange wir noch auf deutschem Grund und Boden wären, würde mich der König nicht tadeln; doch versprach er mit dem Kaiser darüber zu sprechen. Mein Entschluß war nun gefaßt — hielt der Kaiser sein Wort nicht, so war ich aller Verpflichtungen frei, und baute auf weiter keine Versprechungen.

Den 24. October. Ich ging reisefertig zum Kaiser, wurde sehr mild empfangen, er sagte: Vous retournerez chez le Roi, vous lui direz, que je me retire jusque au Rhin. Ie compte de partir demain, Si le Roi envoie quelqu'un à Paris, il vous prendra pour cette mission. — Les Bavarois se sont declaré contre moi. Ils m'ont faits une infamie. Wrede a 35,000 Bavarois et 20,000 Autrichiens. Il les a mené contre moi avant la declaration de guerre. — Jetzt, sagte ich ihm, können sie Ew. nicht schaden, sie sind zu entfernt noch vom Rheine. — Le n'est pas ce que je crains, mais pour l'avenir, cela me peut faire tort. — Iusque au mois de Mai jaurai une armée de 250,000 hommes combattans sur le Rhin &c., à present ce petit halte à Erfort à mis un peu d'ordre dans les troupes, ils ont reçu des vivres, des habillements, — mais ce sont des coquins, ils en vont au diable, je

perds jusqu au Rhin 80,000 hommes de cette maniere. — Ich erwiederte ihm, daß der Mangel von allem die Soldaten so weit gebracht habe (rendu mechans) und vertröstete ihn auf ein Paar friedliche Jahre in Frankreich, wo er die Früchte seiner Arbeit genießen würde. —

„Connoissez vous la France;" nur flüchtig, sagte ich ihm, sey ich es einmahl durchreißt, hoffte aber bei friedlicher Zeit noch einmal die Vollendung einzelner von ihm angelegten Werke zu sehn. Er hörte mich als einen Friedepredigenden Moniteur gern an, er war ungeheuer sanft, (oder ein sanftes Ungeheuer) ihn schien es Bedürfniß andre zu hören, er war geschäftslos, angekleidet, als ob er wolle spatzieren reiten; er entließ mich höchst gütig, eben als ein General gemeldet wurde.

Es war ein abscheulicher Anblick wie die armen Soldaten vor Napoleons Schloß vorbeizogen. Ganz marode hatten sie sich auf eben so marode Gäule gesetzt, die kaum noch einen Marsch machen konnten, und dem Zuge noch mehr zur Last fielen. Hungrige stürzten nach den Magazinen, Ermattete lagen an den Hausthüren, alles war zerrissen und ausgehungert. Man theilte die hiesigen Vorräthe von Zwieback und Kleidungsstücken aus, sie fielen mit einer Gier und Heißhunger über Alles her und manche bekamen dennoch nichts.

Es war ein Streiten, ein Zanken, ein Stoßen! man muß es gesehn haben, um sich von dieser Höllenwirthschaft eine Idee zu machen. Nur wenige Regimenter und die Garde marschirten mit Ordnung durch. Man stellte Gensd'armen an, um die Ordnung zu erhalten, die Kranken in die Wundhäuser zu bringen, die Lebensmitanzuweisen, die Straßen zu säubern und es wurde wirklich viel bewirkt. — Ich nahm Abschied vom Prinz

von

von Neufchatel, von allen Großen des Reichs und allen Adjutanten. Ein Pole Vansowitz erhielt meine Geschäfte, nnd wurde Chef d'Escadron. Viele, ja die meisten vom Hause des Kaisers erhielten Beförderungen und Auszeichnungen. Flahoult wurde zum Divisions-General ernannt, mehrere wurden Legionairs, Barons, von denen der Groß-Stallmeister ruhig, kalt, sich gleichbleibend die Vorträge gemacht hatte. Er hat sich immer von einer großen und edlen Seite bei mehreren Gelegenheiten gezeigt, und Napoleon kann sich freuen ihn zu haben, denn er sorgt für ihn, wie für sein Kind, und der Dienst, welchem er vorsteht, wird mit einer beispiellosen Ruhe, Einfachheit und Ordnung verwaltet.

Die Verbündeten waren heut ruhig, der General Bertrand nnd Herzog von Reggio standen mit dem Nachtrab eine halbe Stunde von der Stadt an der Straße nach Weimar. Der König von Neapel ist nach Mainz vorausgegangen, um Truppen zu sammeln und sie dem Kaiser entgegen zu führen.

Den 25. October. Früh drei Uhr war die Abreise des Kaisers bestimmt. Der Kaiser rief mir noch zu Ah Major, adieu donc! — Caulincourt, Bassano, Bertier folgten, und so zog die merkwürdige Gesellschaft in Wind Nebel und Regen von dannen.

Von 4 bis 7 Uhr früh zog der Nachtrab mit Ordnung durch. Erfurt blieb nur (ausgenommen die in den Krankenhäusern) mit etwa 1500 Mann besetzt, welche ihren Hauptposten auf den Petersberge hatten. Feindliche Patrouillen näherten sich zwar und plänkerten ein wenig; es geschahen dann und wann ein Paar Kanonenschüsse auf die Cavallerie, die sich der Stadt näherte, dabei blieb es aber.

Den 26. October. Von einem alten Thurm, der an

mein Haus stößt, übersah ich die Gegend. Die Verbündeten ziehen ruhig um die Stadt herum auf die Straße nach Gotha. — Zeichnung der Umgebungen Napoleons. Als allgemeine Schilderung kann man annehmen, daß alle Franzosen des Hauptquartiers auf das Genie und das Glück, ihres Führes bauend vom Anfang bis zum Ende

1) so viel Eigendünkel in sich fühlten, daß sie an eine ganz unglückliche Wendung der Dinge gar nicht dachten;

2) daß sie, ob sie schon alle eine gute Erziehung genossen hatten und Kenntnisse in sich vereinigten, doch nur selten ihren Feinden diese Gerechtigkeit wollten wiederfahren lassen, und jeden Vortheil auf der andern Seite nur dem Zufall, nie der Kunst zuschreiben wollten;

3) daß sie gefühllos gegen alles Elend waren, welches der Krieg über die unglücklichen deutschen Länder verbreitete, zufrieden, wenn nur für ihr eigenes Ich gesorgt war, blind nachschwatzend, daß der Krieg so und nicht anders könne geführt werden, daß Plünderung, Hunger, Brand und Mord unvermeidlich wären;

4) daß sie sich größtentheils den Frieden wünschten; und

5) durch das Beispiel Napoleons aufrecht erhalten, größtentheils ihr Unglück ruhig ertrugen, sie hofften bis zum letzten Augenblick.

III.

Die Wehr= und Schirm=Anstalt

aus der Staats=Verfassungslehre

vom

Oberleut. Dr. Teutwart Schmitson.

(Leipzig, in der Weygand'schen Buchhandlung, 1816.)

Es ist großen Mathematikern, die nie Musik erlernt hatten, gelungen, durch weise Berechnung der Tonverhältnisse eine vollstimmige Harmonie niederzuschreiben, warum sollte es nicht auch einer, der nur den Wissenschaften lebte, die in entfernterer Beziehung zu dem Kriegsleben, zu Wehr und Waffen stehen mit Glück versuchen können eine Wehr- und Schirm=Anstalt zu schreiben. „Er ist kein Mann vom Handwerk" hieß es sonst; damit aber kann der Verfasser der Wehr= und Schirm=Anstalt nicht zurückgewiesen werden, er war als Krieger mit zu Feld, und obwohl mehr als Philosophus wie ich glaube, denn als Leutenant, so ward er doch dadurch mit den Handgriffen des Kriegswesens so weit bekannt, um nicht Mißgriffe zu thun, wenn er nun von den höheren Standpunkt der Wissenschaft aus über diese theure Angelegenheit des Vaterlandes schrieb.

Da das Buch auf ganze Bogen (in Folio) gedruckt ist, dürfte vielleicht schon darum mancher Kriegsmann, der bei seinem wandernden Leben sich nicht mit so großen Bänden befassen mag, sich scheuen vor dieser Wehr= und Schirm=

Anstalt; ich theile deshalb einen Auszug und eine gedrängte Uebersicht der Schrift mit; wem dann nach mehr verlangt, und ich hoff' es von vielen, wird nicht versäumen jenes Werk selbst nachzulesen.

Der Verfasser giebt im „Vorbericht" das Entstehen seiner Schrift an; er ward durch einen Aufsatz: „was zu den in den Hanseestädten getroffenen Einrichtungen für die Bewehrung und Wehrfähigkeit der Bürger noch fehle und wesenllich gehöre," den er jenen Städten überschickte veranlaßt diesen Gegenstand weiter auszuführen zur Anwendung für das ganze Vaterland.

Das Buch ist zunächst für die, die die Grundsätze desselben am ersten und freiesten in Anwendung bringen können, für die Fürsten, für die Führer und Vorsteher der Heere geschrieben; die Bildung der Wehrobern liegt dem Verfasser vor Allem am Herzen, da er überzeugt ist, daß die Tüchtigkeit eines Heeres so sehr durch die Tüchtigkeit der Wehrobern bedingt ist, daß selbst das, was die übrige Mannschaft noch am freiesten als Eigenes hinzuthut, die Tapferkeit, aus mehr als einem Grunde zugleich von ihren Anführern abhangt. Die Obern bewegen und gebrauchen nicht allein das Werkzeug, sondern sie schaffen und bilden es auch. Sie sind der Begriff und die Seele der ganzen Wehranstalt. Aber eben weil sie dieses sind, hangt ihre eigene Beschaffenheit immer davon ab, ob der Staat selbst mehr oder minder den wahren und ernsten Zweck der Wehrhaftigkeit in's Auge fasse und im Auge behalte, und der Wehranstalt im Ganzen die rechte Einrichtung gebe. Wo die ganze Wehranstalt mangel- und fehlerhaft ist, da können die vollkommenen Wehrobern nur als Ausnahme sich finden, und selbst die besten und obersten etwas Gutes nicht wirken, welches die Anstalt nicht zuläßt. Tüchtige Wehrobern können also nur aus einer tüchtigen Wehranstalt her-

vorgehen und nur in einer tüchtigen tüchtig wirken, wie eben Seele und Leib weder im Ursprunge noch im Leben gesondert sind, sondern als ein Ganzes zusammen und für einander geschaffen werden und geschaffen seyn müssen.

Da der Verfasser die unmittelbare Anwendbarkeit seiner Anstalt im Sinne hatte, so wählte er bei der Darstellung die bündige und kurze Sprache der Gesetzgebung; dies machte freilich bei der Neuheit der Grundsätze und der Behandlungsart des Gegenstandes manche Erklärung nothwendig, daher denn die Hälfte des Buchs die Anmerkungen füllen, was wohl die tadeln werden, die jedes Werk aus einem Guß haben und jede Anmerkung, wenn sie wesentlich zur Schrift gehört, auch darin verwebt wissen wollen. —

Auch das muß ich zuvor erwähnen, daß der Verfasser sich bemüht, da er eine Wehr- und Schirm-Anstalt für Deutschland schrieb, nur die deutsche Sprache darin zu reden; wem also bei dem Gedanken, daß von Kriegswissenschaft und Heeres-Ordnung auch ohne französischen Ausdruck die Rede seyn konnte, eine gelinde Scheu, ein mitleidiges Lächeln, eine vornehme Bequemlichkeit oder eine übermüthige Weisheit anwandelt, der lege das Buch weg; mit Ruhe verwahrt sich der Verfasser gegen Angriffe hierüber also:

Was den Ausdruck und überhaupt die Sprache betrifft, so hätte ich bei einem solchen Gegenstande am meisten vorgezogen, was allen, denen es nicht zugedacht ist, auch unzugänglich wäre. Da es aber vielmehr bei uns selbst immer noch einer Anzeige, Rechtfertigung und Erklärung bedarf, wenn man lauter Teutsches im Teutschen geschrieben, so muß ich denn auch bekennen, daß ich in dieser Schrift meines Wissens nicht ein einziges Wort gebraucht, welches nicht echten teutschen Ursprunges ist. Was würde man von dem Manne urtheilen, der ein Kleid besitzt von vorzüglichem

Stoffe, noch neu und unzerrissen, unbefleckt, wenn er dieses kostbare Kleid mit einer Menge Lappen von mancherlei Stoff und Farbe und Gestalt, meistens schlechten Fetzen und zusammengeflickten Lumpen behängte und besetzte, und so angethan seine äußere Erscheinung selbst herabwürdigte? Wie?, und ich sollte das herrliche Feierkleid meines innern, geistigen Wesens so abgeschmackt zu entstellen mich nicht schämen? Dazu bin ich nicht Thor genug, die Fülle unserer ewig jungen Sprache so zu mißkennen nicht unwissend, — die vaterländische Ehre und die volkthümlichen Pflichten so hintenanzusetzen nicht gewissenlos genug. Ich auch habe früher unrein geschrieben, doch, nachdem ich meinen Verstand erlangt, nicht an einem Orte, wo ich wie hier die neugebrauchten Wörter zu erklären Platz gehabt hätte. Ob diese auf's glücklichste gewählt seyen, alle?: daß ist eine andere Frage. Besonders um die zu dem Kriegwesen gehörigen Ausdrücke war es oft eine schwierige Sache. Unsere Kriegsprache ist ursprünglich fast ganz rein gewesen, weil das ganze neuere Kriegwesen teutschen Ursprunges ist. Ein unverzeihlicher Leichtsinn und die albernste Eitelkeit, mit Fremden statt mit dem Bessern glänzen zu wollen, haben uns darum gebracht. Männlicher Sinn und Ehrgefühl müssen den Verlust zu ersetzen suchen. Das darf ich allen von mir neu gebrauchten Wörtern zu ihrem Ruhme nachsagen, daß sie die größte Bereitwilligkeit besitzen, besseren den Platz zu räumen. Ich habe sie meist selbstständig gesucht, und späterhin manche mit Müller's *) Vorschlägen übereinstimmend gefunden, was mir immer Freude machte; für einige der selbsterdachten jedoch habe ich andere, welche das Verteutschwörterbuch gibt, mit Vortheil einge-

*) Allgemeines Verteutschwörterbuch der Kriegsprache. Ein Versuch. Leipzig, 1814.

tauscht, wofür ich seinem Verfasser auch insbesondere danke. Wollten unsere Schriftsteller immer mehr bei ihren Arbeiten voraussetzen, die fremden Ausdrücke seyen im Teutschen gar nicht vorhanden: sie würden darum nicht unterlassen zu sagen, was sie zu sagen haben, und ehe dreißig Jahre vergangen wären, würde man nicht mehr begreifen, wie ein Urvolk habe die Abgeschmacktheit begehen können, von welcher die Rede ist. Ob aber jemals die fremden Ausdrücke werden allgemein verdrängt werden? Ich weiß nicht, ob es auch bei den Gelehrten und anderen in Sachen, welche man für die besseren erkannt, eine Ordnung giebt; aber bei einem Heere bedürfte es bloß des Befehls, und von Stund' an würden Männer und Sachen benannt, als ob sie niemals anders benannt worden wären. Das freilich ist eine andere Frage, ob es jetzt schon oder jetzt eben an der Zeit sey, auf die Reinheit der Sprache so viel zu sehen und zu wenden. Manche verneinen es und mit Strenge, ja beinahe thäte es noth, daß man sogar bei einer Frau vorfragte, zu welcher Stunde ihr dergleichen nicht ungelegen komme*). Doch wie mögen die sich auf die Beurtheilung der Zeiten und des öffentlichen Lebens verstehen, die auch jetzt, da es längst dazu Zeit gewesen wäre, noch nicht einsehen gelernt haben, daß die Sprache nicht minder auf die Sinnesart des Menschen und des Volkes zurückwirke, als sie von dieser abhangt? Und wann ist irgend etwas Teutsches für die Teutschen nicht an der Zeit? Seit wann und nach welcher Lehre soll es einer Schrift, die aus dem Volke für das Volk hervorgeht, nicht geziemen in der lautern eigenthümlichen Sprache des Volkes verfaßt zu seyn oder doch mit dem Bestreben danach?

---

*) Gedanken einer deutschen Frau über die teutsche Sprache. (186 St. der „Zeitung für die elegante Welt. 1815").

Dieser Schutzrede folgt nun ein Verzeichniß der von dem Verfasser neugebildeten oder von andern, alten und neuen Schriftstellern entlehnten Wörtern, die er in seinem Werke gebraucht hat.

In der Vorrede, mit der Seite 25 das Werk beginnt, spricht der Verfasser über die Pflicht und Nothwendigkeit Vortheile und Erfordernisse allgemeiner Bewaffnung und allgemeiner Waffenfähigkeit mit mahnender Erinnerung an die Geschichte unserer Tage; sie bildet ein so wohlgestelltes Ganze, daß ich, um sie nicht im Auszuge abzumagern hier wiedergebe, wie sie in dem Buche sich findet:

„Das unterscheidet den Menschen von den anderen Geschlechtern, daß sein Wesen frei, Unabhängigkeit die Bedingung seines Lebens ist. Für seine Bestimmung gilt das, was er dafür nimmt, und er vollbringt sie, indem er es will, selbst sich dazu bestimmt. Sobald der Mensch nicht aus eigener Bestimmung thätig ist, sobald er leidend vollbringt, ist seine Thätigkeit nicht mehr die seinem Wesen eigenthümliche, sondern der Wirkungsweise jedes andern Wesens und Werkzeuges gleich. Der Mensch allein handelt."

So steht er. Aber er steht so nicht minder unter dem waltenden Gesetze der ewigen Ordnung. Seine Freiheit ist nicht lose Willkühr, sie ist vielmehr seine Selbstbestimmung zu dem, was er soll, und sie findet sich gar nicht als nur in dem Rechtthun. Denn eben nur dann ist seine Bestimmung frei, wenn sie wirklich aus seinem Wesen hervorgeht, aus seinem wahren, ganzen Selbstbegriffe. Aber sein Wesen selbst ist des Unendlichen, seine Art und Ordnung von dessen Art und durch dessen Ordnung, all' seine Bedeutung in dem Antheil' an diesem und in der Beziehung darauf. Nur aus der Beachtung dieser seiner wahren Beschaffenheit, seines wahren Verhältnisses und Begriffes kann dem Menschen die wahrhafte Selbstbestimmung entsprin-

gen: aus dem Gewissen und der Frommheit, jenen Uhrgefühlen, wodurch er unmittelbar als sein eigenes Wesen die ewigen Gesetze vernimmt, für sie empfindet als für das eigene Leben, und wieder Wesen und Leben, Sinn und Wandel, dem Ewigen weiht, dem sie gehören. Wie die übrigen Geschöpfe durch unmittelbare, dunkle, liebliche Bande an das allgemeine Leben geknüpft sind, und ihre Art in unwillkührlicher Vollkommenheit darstellen: so ist also die Selbstbestimmung das lichte, geistige Band, welches den Menschen mit der göttlichen Wesenheit in Verbindung erhält, daß er in treuer Bestrebung seines Geschlechts hohe Herrlichkeit erreicht und offenbart. Aber außer Gott giebt s kein Heil, und jede Verirrung und Abtrünnigkeit von der Urbedingung alles Lebens und Bestehens muß von selbst in Verderben und Vernichtung führen. Das ist also des Menschen erste, heiligste Pflicht, daß er mit unablässiger Sorgfalt über seine ewigen und zeitlichen Verhältnisse und das, was ihm obliege, das klarste Bewußtseyn zu erlangen suche, und seinen Willen stets aufrecht erhalte und stärke der besten Ueberzeugung. Thorheit ist es oder Trägheit oder beides zusammen, glaubselig zu erwarten, daß in jedem eintretenden Falle der rechte Entschluß nicht fehlen werde. So könnte man auch auf nie erworbene Kentnisse und Geschicklichkeit rechnen. Wohl mag er nicht fehlen, der rechte Entschluß, kräftigen Geistern, kräftigen Gemüthern, also geübten! Wer aber los in den Tag hinein lebt, mit dem schaltet und spielet der Tag, und wer Leichtsinn säet, wird Reue erndten. Nicht so der Mensch, der echte, der es ist! Wie mit tausend Wurzeln hat sich seine Seele geschlungen in den göttlichen Urgrund, unentweichlich, und suchet und sauget die ewige Kraft, und bildet sie hervor selig in Rede und That.

Auf sich selbst steht der Mensch. Aber er steht so nicht

minder unter den zahllosen Gefahren der Zeit. Die Täuschungen seiner eigenen Sinnlichkeit, die Widerwärtigkeit von Umständen, freyle Gewaltthätigkeit Anderer suchen ihn zu verlocken, zu verwirren und zu unterdrücken. Dem Sorglosen, dem Gewissenlosen entreißen sie die Freiheit der Selbstbestimmung, und führen ihn als ihren Sklaven davon. Nicht dem Wahren und Rechten, wie es Wissen und Gewissen lehren, folgt er fortan, sondern der Eitelkeit, Heucheley und Entartung seiner sich selbst überlassenen Sinne; oder er dient fremdem Willen, fremdem Leben, nicht der eigenen Ueberzeugung und dem eigenen Berufe. Dem anerkannten Bösen muß er seine Kraft leihen, und das Gute bekämpfen helfen, und helfen zertreten die heiligsten Rechte, die eigenen wie Anderer, und kann sich nicht Theil beimessen von dem Bessern, welches er etwa vollbringt in solcher Knechtschaft, denn er dient nur als Werkzeug, und es zufällig für ihn, wenn sein Zwinger nicht das Böse statt des Guten gewählt. So ist seine Thätigkeit gott- und wesen-los. Der Leib lebt noch ein thierisches Leben; drinnen die menschliche Seele liegt todt. Mit dem Verluste der Freiheit ist das Band und Mittel ihres Lebens zerrissen und verloren. Es erscheint uns selbst, daß die Behauptung der Freiheit so wesentlich sey als ihr Besitz. Wie nur die Selbstbestimmung ist, die die rechte ist, so muß sie seyn, wenn sie soll die rechte seyn können. Das ist die andere, der ersten gleiche Pflicht, daß der Mensch mit unablässiger Sorgfalt erhalte die Herrschaft über sich selbst, die Festigkeit in schwankenden, die Standhaftigkeit in widerwärtigen Verhältnissen, die Kraft und den Muth mit Leib und Leben jedem Eingriffe in seine Freiheit zu wehren. Nur der lebt, der recht lebt. Wer anders lebt als er soll, lebt schlechter als gar nicht. An Wissenschaft, Kunst und Geschicklichkeit können die Menschen nicht alle

gleich seyn, und sollen es auch nicht, denn mannigfaltig in Art und Maaß sind die Fähigkeiten vertheilt unter die Einzelen; aber gut können und sollen wir alle seyn, alle gleich sehr. Seine Handlungen nach dem Sittengesetze einrichten, die zugetheilte Kraft recht anwenden und ganz, kann jeder in jedem Stande, unter allen Umständen. Häufiger und versteckter sind die Gefahren der Verlockung, aber sie weichen dem treuen Willen; seltner und offner ist der Angriff der Gewalt, aber die Vertheidigung nimmt den Leib und sein Leben in Anspruch. Der Mensch ist nicht Meister irgend eines Erfolges, ausgenommen des einzigen, daß er im Rechten bestehe, sey es lebendig oder todt. Er hat keine andere als die Macht recht zu handeln; sie hat er unentreißbar, der echte Mensch, der es bleibt! Den Leib können sie ihm wohl tödten, die Bösen, aber nicht die Kraft der Seele, den Willen des Rechten.

Die Besonnenheit also und die Unabhängigkeit des treuen Willens sind es, worauf alles ankommt in dem menschlichen Leben. Auf ihnen steht der Mensch aufrecht und fest als auf den beiden Grundsäulen seines zweiseitigen Wesens, und greift in die Ewigkeit, und greift in die Zeit, und vermittelt beide in sich nach seinem Berufe. Sie sind die Quellen und das Vermögen all seiner Thätigkeit.

Lassen wir uns hier die erste gebrauchen, um uns über die Erhaltung der andern nochmals zu berathen.

Unaufhörlichen Angriffen würde die Freiheit des Menschen ausgesetzt seyn, wenn sie nicht durch seine bürgerlichen Verhältnisse geschützt wäre. In dem Staate haben alle Einzelen ihre Freiheit gegenseitig anerkannt, und daß sie keiner dem andern kränke, daß sie keinem durch fremde Gewaltthätigkeit gekränkt werde, jedem dem besondern, allen dem gemeinsamen Berufe nachzuleben gestattet sey, ist durch die gesammte Kraft des Ganzen verbürgt. Alle Beding-

nisse und Erfordernisse, welche aus diesem Zwecke und aus der Verbindung der Einzelen zu diesem Zwecke hervorgehen, sind als Gesetze bestimmt. Ihre Befolgung, wie ihr Genuß, ist Genuß der Freiheit. Hier lebt der Mensch dem was seines Berufes ist, ohne Einrede, ohne Fährde. Das Beste, was er vermag, hier legt er es nieder, giebt ihm Gültigkeit und Ausbreitung nach Vermögen, und empfängt von den übrigen wieder, was sein eigenes Wesen zum Leben bedarf. Nur die Beeinträchtigung andern Lebens ist verwehrt, wie das eigene geschützt. In dem Staate hat jeder Einzele die Sicherheit und Stärke des Ganzen; er kann nicht angegriffen, nicht unterdrückt worden, ohne daß das Ganze unterdrückt werde. Allein eben so muß jeder wieder für die Erhaltung der Freiheit aller übrigen und des Ganzen beistehen. Es ist die erste Hälfte des Staatsvertrages: daß alle und jeder die Freiheit genieße, werde von allen und jedem vertheidigt. Wer diesen Vertrag bricht, tritt aus dem Staate, setzt sich auf die eigene Gefahr, und wird dem nächsten Stärkern dienen oder weichen. So ist aus der Pflicht, daß der Mensch die menschliche Freiheit sich bewahre, den Umständen gemäß von selbst der Staatsvertrag entstanden, und der Mensch Bürger geworden, um Mensch seyn zu können. Aller Genuß und Gebrauch der menschlichen Freiheit ist durch die bürgerliche Freiheit bedingt. Der Einzelne kann nur frei seyn, wenn es der Staat ist; wird die Gesammtheit Aller gefährdet oder unterdrückt, so wird es jeder Einzelne. Also ist der Staatsvertrag und die Erfüllung desselben eine eben so heilige Pflicht als die Pflicht der Erhaltung der menschlichen Freiheit. Jene ist die Anwendung dieser. Mit Leib und Leben und aller Kraft muß ein jeder jeden Feind abzuwehren, jede Gefahr abzuwenden suchen, die dem Staate sich nähern. Wenn ein Strom in gewaltiger Anschwellung über die Ufer tritt, und unge-

stüm alles mit sich fortzureißen droht: wer würde nicht zusehen, wie er sich und die Seinigen schütze, um nicht von dem wilden, ungestalteten Feinde als kostbare Beute verschlungen, und einst bei rückkehrender Ordnung und Gestaltung von ihm selbst wieder als eine todte, schmutzige Masse verächtlich ausgeworfen zu werden?; und wenn ihn die tobenden Fluthen schon ergriffen, würde er nicht alle Kräfte anwenden, um sich aus der Gefahr des Todes zu retten? Wenn es aber um mehr noch gehen sollte als um das Bestehen und Glück einiger Einzelen oder Sippschaften oder Gemeinden, und dem ganzen großen Volke die Gefahr drohete, mit welchem alle Einzelen, wie mit dem Stamme die Aeste und Zweige, grünen und dorren, stehen und fallen, — wenn es um mehr noch gehen sollte als um die Spanne Lebens, und das Leben von Jahrtausenden in Gefahr wäre, alles, was wir seit vielen Jahrhunderten mit den größten Anstrengungen, mit Darbringung von Gut und Blut gegründet und erhalten haben, und in Zukunft vollenden und zur Reife bringen sollen, — ja, wenn es um mehr gehen sollte als um alles, was die Zeit Kleines und Großes hat und hervorbringt, und selbst das Ewige in uns, die heiligen Rechte der eigenen Ueberzeugung, unser besseres Wissen und Gewissen, verletzt und unterdrückt würde; würde es nicht entweder die größte Ruchlosigkeit, oder der elendeste Blödsinn, völlige Verrücktheit seyn, wenn unter solchen Umständen Männer sich benähmen, wie wenn nichts vorfiele, unthätg und sorglos die alte Weise fortlebten, insoweit es eben anginge, oder keine andere Thätigkeit zeigten als die Neugierde zu sehen und zu hören, welche Fortschritte die Zerstörung mache, und wie groß die Macht, die Argheit und der Uebermuth des Feindes seyen, — oder wenn sie mit gesunder, starker Mannskraft sich hinsetzten und seufzten und wehklagten, oder in grimmigem Zorne sich hinstellten und

dem Feinde fluchten und schimpften, und weiblich sich abärgerten, aber die geballten Hände in die Tasche steckten, — oder wenn sie mit ungeheucheltem Eifer für unser Wohl alles wollten und schafften und trieben, was sonst gut und und recht ist, nur das nicht, was unter solchen Umständen allein noth und recht ist und helfen kann, und worauf all das Andere ankommt? Wer mögte wohl solch eine Schlechtigkeit oder solch einen Unsinn begehen?

Und doch sind Staaten unterjocht worden und untergegangen, deren Völker sich hinhalten in Sklaverei! Verwirrung aller Begriffe, Entweichung alles Sinnes, Verzweiflung an der Erhaltung, ohne das Rechte zu versuchen, Hoffnung, ebenfalls ohne zu handeln, auf mögliche Dinge, welche aber eben so leicht unterbleiben können und unterbleiben: das sind die Ursachen und die Erscheinungen der scheußlichsten Begebenheiten. Die Einen trösten sich, wenn der Bezwinger das Leben nur lasse, lasse es ja immer zu lauter gutem sich anwenden. O Blödsinn! o des lauter erbärmlichen Guten, das dem Bösesten nicht im Wege steht, dem Unterdrücker der Freiheit! Und wie lange treiben sie diese ununterbrochene Uebung so vieles Guten? Bis der Gefürchtete anders befiehlt, dann aber gehen sie gezwungen und üben auch das Böse neben dem Guten. Nicht, wobei man sich nothdürftig begnügen könnte, — dem Besten, dem was allein gut ist, gehört die Kraft, gehört die Zufriedenheit, nur die vollste Erfüllung des Berufes! — Andere aber wissen höher das Leben aufzufassen, rein als Menschen es zu leben, und wissen wohl, daß das Weltbürgersinn ist. O Wahnsinn, der in des Eroberers zusammengejochten Reiche Daseynsgelder zahlt, eisernem Eigensinne als dem richtenden Gesetze unterthan ist, und sich einbildet, er lebe frei in dem allgemeinen Menschenstaate, übe Menschenrechte! Sollte man glauben, daß die edelsten und würdigsten Be-

griffe so entstellt werden könnten? Wo giebt es einen Weltstaat in dem Sinne dieser Leute? Wie kann der Mensch anders in dem großen Staate der Menschheit leben, als daß er zu einem der besonderen Staaten gehört, welche jenen bilden? in ihm lebt und wirkt, in dem gemeinsamen Leben und Wirken gemeinsamer Art und Bestimmung? — Noch andere jedoch, denn manchen will das Glück außerordentlich, haben richtig das Höchste entdeckt, und wissen genau, daß der Mensch eigentlich gar nicht hieher gehöre, sondern in den Himmel, aller Menschen Vaterland und Heimath, ziehen sich zurück auf ihres Hirnes Gespenst und Gespinnst, (nennen's auch Geist und Geistiges), und selig allerlei linden Gedankenspiels und der süßen Bilder einer Traumwelt, lassen sie sich zwar das Angenehme auch des hiesigen Ortes gefallen, doch wenn ernst die Tage anreden und dringen, so nennen sie dieß die grobe Erde und kehren mit gemächlicher Sehnsucht die Blicke zum Blauen. O gänzliche Verrücktheit, die immer strebt und nimmer lebt! Wo ist denn der Himmel? Hier ist der Himmel; denn hier ist Gelegenheit brav und tüchtig zu seyn! Wer aber hier seine Schuldigkeit nicht kennt und nicht thut, der würde sich wohl überall seines himmlischen Müßigganges trösten. Hier ist das Reich Gottes wie irgend anderwärts, und die Gelegenheit mit dem Höchsten umzugehen in der That und in der Wahrheit! Die stets nach den Himmel nur sehnen, sagen es selbst, daß sie nicht drinnen sind, und werden auch ewig nicht hinein sich gähnen. Ist jenseits höher und edler das Leben, so werden sie nicht viel Ansprüche mitbringen, die hier schon das geringere verfehlt haben; machen aber Tugend, Weisheit und Kunst auch die Erde zum Himmel, so werden diese doch nicht bei Verräthern einkehren, die sie fremder Gewaltthätigkeit Preis geben. — Daß alle Täuschung nicht helfe, und der Mensch

aus der Zeit nicht flüchten könne, weder in sein Inneres, noch in das Weite, noch in das Hohe und Tiefe, das hat auch derjenige Theil, welcher zwar mit in das allgemeine Unglück gerathen, aber immer den wahren Grund zu erforschen gewohnt ist, wohl eingesehen. Dieser steht auf der rechten Stufe zwischen der Ewigkeit und der Zeit, und hat von da einen Blick gethan in die große Weltordnung, und weiß nun, daß alles, was geschieht, recht und nothwendig sey, so und nicht anders zu dem Leben des Ganzen gehöre, und ohne die höchste Zulassung gar nicht geschehen könne. Namenlos! Wer wagt es, zu denken an die Allwaltung der Gottheit, und nicht bis auf das Letzte zu erfüllen, was Recht und Pflicht ist? Freilich ist es Weltordnung, daß äußere Kraft eindringe, wo die innere entwichen! daß über den Haufen geworfen werde, was sich nicht hält, und zertreten, was unter die Füße sich legt! freilich ist es höchste Zulassung, daß die üblen Folgen davon habe, wer den Fehler macht, und die Sklaverei genieße und das Unglück schmecke, wem Freiheit und Glück zu behaupten lästig ist! Allein nur im Glücke wissen sie von ihrem Verdienste; hinter ihrem Unglücke sehen sie eher alle andere Geister stecken als den bösen Geist der eigenen Schuld. — Es kommen diejenigen, welche noch besonnen genug sind, auf die Zeit sich einzulassen, und auf die Vertheidigung oder Wiedererlangung der Freiheit etwas zu halten. Nur, meinen die Einen, seyen diese die Sache und Schuldigkeit derjenigen, deren Fach das Kriegwesen ist, wie es dagegen ihr Geschäft sey, die anderen Aemter des Staates zu verwalten, für Wissenschaft und Kunst, Gewerke und Handel zu sorgen. Das ist Schnödheit des Sinnes! Auch der Staat wird seine Augen und Ohren nicht als Hände und Füße gebrauchen; allein wenn es darauf ankommt, ob der ganze sey oder nicht sey, so sind dabei die Augen und Ohren mit gemeint.

meint. Nicht ein jeder Angriff bedarf des Widerstandes Aller. Geht es aber auf Leben oder Tod des Ganzen, so geht es auch um seine Aemter, Würden und Schätze. Dann kann auch nur die allgemeine Vertheidigung retten! Dann müssen auch die hintersten vor; sonst geschieht es, daß es ihnen um so mehr zu Schande und Schaden kommt, je mehr sie zu Hause die vornehmen Stuben bewohnen und die reichen Schränke hüten! Wo ist denn auch ein Vertrag, daß immer nur einige, diese oder jene, den Staat vertheidigen? Alle sind dazu verpflichtet, jeder, welchen der Staat nach bestem Ermessen auffodert, also alle und jeder, wenn es noth thut. — Andere aber, wie es denn immer noch Klügere giebt, haben längst eingesehen, daß unter so verzweifelten Umständen nichts zu machen, sondern von der Zeit, die alles schaffe, eine günstige Aenderung zu hoffen sey. Daß doch die Zeit solch angestrengtes, tapferes Hoffen nicht um den Erfolg täusche! Wer ist denn aber die schaffende Zeit? Wenn sie so mächtig schafft so muß sie irgendwo seyn. Wo ist sie denn, daß diese Leute nicht in Zeiten bei ihr die Aenderung klug bestellen und sie eifrig dazu anhalten? Sie ist eben nur bei den Menschen selbst, und darum bei solchen schwer zu finden. Besonnener Menschen kräftiger Wille und feste Ausdauer, Männergeist und Männerkraft: das ist die schaffende Zeit! Allein der Männer hoffnungsvolles Nichtsthun! es ist auch die schaffende Zeit, die Unglück webende, Verderben bereitende! Die Nachkommen hoffen, versteht sich, noch weit geübter, und so erbt sich die Schwäche von Geschlecht zu Geschlecht, bis endlich die Unterworfenheit zur Gewohnheit, die Niederträchtigkeit zum Bedürfnisse geworden ist. Wer seine Freiheit nicht selbst behauptet, nicht Leib und Leben daran zu setzen vermag, der hat Sklavensinn auch ohne Ketten. Ist denn die Freiheit an diese Scholle Landes gebunden? Oder

bedarf es einer besondern Stunde oder fremder Gesellschaft, um zu sterben? Das kann man immer, seyen die Umstände noch so verzweifelt! die Freiheit immer sich retten, wenn nicht hier, doch hinüber!, das Schlachtfeld immer behaupten, wenn nicht lebendig, doch todt, immer mit Erreichung des Zweckes, also siegreich! — Noch anderen jedoch, wieder von den allervorzüglichsten, scheint der Unterdrücker ein von der obersten Leitung menschlicher Dinge zu einer großen allgemeinen Weltveränderung auserſehener Mann, dem auszuweichen ist, um nicht zertreten zu werden. Das ist Weisheit eines in Lampendunst' und Bücherstaub' verkommenen Geistes! Zu einer Weltveränderung! Wer begreift, wie es menschlichen Gemüthern möglich sey, in der größten Schmach, in der tiefsten Erniedrigung ihrer selbst und der ganzen Völker, den strafenden Folgen ihrer Entartung und ihrer Pflichtvergessenheit, weiter nichts zu sehen, als eben eine Veränderung, eine Veränderung äußerer Verhältnisse, und sie geradezu anzuerkennen als geltende neue Ordnung der Dinge? Auszuweichen! Wer begreift, wie es möglich sey, wenn ein wilder Feind nach Willkühr Ordnung und Rechte umstürzt und mit Füßen tritt, das Ganze und die Einzelen mißhandelt und zum Bösen zwingt, plündert und schändet, jede Frucht grausam zerstört, jeden Keim quälend unterdrückt, daß Menschen, welche all dieß erdulden, sich einbilden, sie wichen dem Feinde aus, weil sie sich ihm nicht widersetzen? Oder auf welche Art glaubt man wohl sich abfinden zu können mit einem kriegsüchtigen, herrschgierigen Feinde, der eben alles will und keine Bedingung lange verträgt? Aber so geht es, und so kommen Völker in Sklaverei, so erhalten sie sich darin. Die leitenden Geister des Volkes, statt zum rechten anzutreiben, anzuführen, irren und verwirren alles; sie können sich nicht mehr auf die einfachsten Dinge und Wahrheiten besinnen, wissen aber

fein und zierlich, gelehrt und feierlich Ungereimtheiten zu reden, und machen ihren Irrthümern unaufhörliche Schmeicheleien von Hohheit der Bildung, Größe und Erhabenheit der Ansichten, Adel und Tiefe der Gefühle. An so vorzüglichen Worten hat es überhaupt noch keinem Volke zur Zeit seiner Unterjochung gefehlt, zur Zeit, wo es ihm an aller Thatkraft gebrach. Unternommen wird gar nichts, oder doch nichts Rechtes, Zweckmäßiges, also so wenig, oder schlimmer als gar nichts. Alle üben nur die Kraft des Duldens und Dienens, dienen mit Hab und Leib, mit Heuchelei und Schlechtigkeit. Wie könnte das Heillose, Unglückselige geschehen, wenn nicht das Sinnlose, Ungereimte gethan würde? Und was ist die Quelle dieser verderblichen Irrthümer? was kann die besten Köpfe dazu verleiten? Man untersuche es! Es ist immer und überall dieselbe Ursache, immer und überall die eine, die Feigherzigkeit, jene scheußlichste Entartung, die den Tod der Seele zu erleiden vermag, aber vor dem Schmerze des Lebens grauset und bebt, — die Gott und Gewissen und alle Vernuft verlaugnet aus elender Liebe zeitlicher Güter! Diese Erbärmlichkeit ist es, die die ergriffenen Menschen in der unglückseligsten Bethörung hält. Sie sehen nicht oder achten nicht, wie leicht sie, trotz aller Liebe und Sorgfalt in jedem Augenblicke ein Daseyn und Glück verlieren kann, welche nur als Mittel zu rechtem Gebrauch verliehen, und gerade am wenigstens durch Feigheit und Unwürdigkeit zu schützen und zu sichern sind. Sie fühlen nicht oder achten nicht, wie nur derjenige, welcher die Kraft und das Leben dem Guten weiht, gewiß seyn dürfe, daß ihm selbst wieder allezeit das Beste begegne, und sey es auch im Scherze, sey es auch durch den Tod. Sie ahnen nicht oder achten nicht, wie es auch außer der vermiedenen Gefahr Schmerz und Unglück geben könne, daß man die zerschmetternde Kugel als gnädi

ges Geschick erbitten sich mögte. Sie bedenken nicht oder achten nicht, weil sie am nächsten Tage, was sie heute für sich selbst nicht wollen, für den Feind hingeben müssen in gezwungnem Kampf gegen Brave, vielleicht Angehörige. Die Erfindung von Ausflüchten ist der einzige Zoll, welchen sie ihrer Pflicht bringen. Wahrlich, die Gottheit müßte nicht gerecht seyn, wie sie ist, wenn sie solchen Menschen ließe oder gäbe, was sie Leben und Glück nennen!

So sehen wir auch an dem traurigen Beispiele unterjochter Völker, was die Freiheit verscherze, und was sie erhalte. Durch die unmännliche Feigheit geht sie verloren; aber die Tüchtigkeit der Bürger erhält sie. Zu Männer sind sie gebildet, durch Verstand und Kraft, und als Männer beweisen sie sich durch Besonnenheit und Handlung! Der Mann ist es, der den wahren Sinn und Werth und das höchste Ziel des Lebens erforscht und erkennt und immer vor Augen behält, und die innen quellende Kraft des Ewigen, des Guten Wahren, richtet gegen jedes böse, falsche Beginnen draußen der Zeit. Er ist es, der durch seine Wachsamkeit die Gefahr entdeckt, der ihr den Muth und die Entschlossenheit entgegensetzt, der durch die Fähigkeit seines Geistes auf der Stelle das Hülfsmittel erfindet, und mit der Stärke seines Armes das Ganze und die Theile festhält. Er ist dem höhern Leben die schützende, erhaltende Kraft, welche ihre Gegnerin und das Hinderniß und die Gefahr durch sich selbst immer voraussetzt und für sich, sie ausspäht und bekämpft, siegreich stets, wie es auch kommen und scheinen mag, denn das Ewige kann ja der Zeit, das Gute dem Bösen niemals wirklich unterliegen. Darum kann ein Staat tüchtiger Männer wohl vernichtet werden, doch nicht unterjocht. Erhalten aber wird er nur durch die Weisheit und Kraft der männlichen Vertheidigung. Sie ist das einzige Mittel, ein anderes giebt es nicht. Denn

in dem Falle eines erlittenen Angriffes der Freiheit giebt es keinen andern Ausgang als Sieg oder Tod. Jeder feige Vertrag zieht den tödlichen Ausgang nur um so gewisser und mit Sünde und Schande herbei. Also giebt es gar keine Wahl, keinen Zweifel, keine Ausflucht, keinen Verschub! Ein jeder muß bereit seyn, die Freiheit des Staates mit allen Kräften zu vertheidigen, so oft es noth thut. Das ist Menschenpflicht und Staatsvertrag, dem Ganzen und dem Einzelen Lebensversicherung und Glücksbedingung. Da aber ein Angriff zu jeder Zeit geschehen kann, so müssen die Bürger stets zur Wehr bereit seyn, und da zur Wehr die Fähigkeit des Anwendung der Mittel gehört, so müssen die Bürger stets darin geübt seyn: mithin muß der Staat, wenn er bestehen will, für die allgemeine und stete Wehrfähigkeit der Bürger zweckmäßige Anstalten besitzen.

Was aus dem Wesen und Leben des Menschen und des Staates selbst hervorgeht und damit zusammenhangt, wird nicht allein seinem eigenen Zwecke auf's vollkommenste entsprechen, sondern muß nothwendig auch nach allen übrigen Seiten hin auf's angemessenste und ersprießlichste zurückwirken, und um so mehr, je größer und wichtiger dieser Zweck für das Ganze ist. Aber der Zweck der allgemeinen Wehrhaftigkeit ist der Schutz und die Sicherheit des Ganzen. Wie kann ein Staat besser vor Angriffen sich schützen, Kriege verhüten, den Frieden erhalten, als wenn er stets mit seiner ganzen Kraft gerüstet dasteht, und in jedem Augenblicke alle seine Stärke vereinigen kann, drohend jedem Augenblicke alle seine Stärke vereinigen kann, drohend jedem Verwegenen mit verderblicher Strafe? Der Starke hat überall zu seiner Ueberlegenheit den Vortheil des Friedens. Wenn aber dennoch Verwegene ihn angreifen, wie kann der Staat besser gesichert seyn, als daß er augenblick-

lich eine ausreichende Kraft anzuwenden bereit hat, um den ganzen Angriff wo möglich mit einem Schlage zurückzuwerfen, im Nothfalle aber gleich mit seiner ungetheilten ganzen Stärke zum Kapfe eintreten kann? Und welch ein Aufwand, wie viele Beschwerlichkeiten werden dem Staate erspart durch die Entrathung der großen stehenden Heere, welche im Frieden als eine fortdauernde Kriegslast aufliegen, und zur Zeit eines Krieges für die Sicherheit doch keine volle Gewährschaft leisten können! Die allgemeinen sind dagegen den übrigen Lebensgeschäften nicht hinderlich, vielmehr förderlich, indem nach solchen Uebungen jeder mit rechtem Sinne, neuer Lust und kräftigem Wohl zu seinen anderen Beschäftigungen gehen wird. Denn in diesen Uebungen des Zusammenwirkens zu einem gemeinschaftlichen Zwecke werden die Einzelen am besten sich gewöhnen, auch in anderen Fällen und überall als Glieder eines Ganzen sich zu fühlen, als solche zu denken und zu handeln. Es wird der Gemeingeist sich heben, ein großer Volkssinn sich bilden, welcher Adel und Würde in das Leben bringt, wie der Leib im Gefühle der Kraft die männlichen Haltung gewinnt.

Soll nun aber die Anstalt zur allgemeinen Wehrhaftigkeit alles das leisten, was dem nothwendigen Zwecke gemäß ist, so versteht sich, daß sie auch diesem Zwecke gemäß eingerichtet sey. Ihr Zweck ist die Wehr. Die waffengeübte Mannschaft allein giebt aber keine Wehr; dazu gehört auch die tüchtige Anführung derselben. Beide Theile sind gleich wesentlich, und einer ohne den andern so unfähig als der Leib ohne das Haupt oder das Haupt ohne den Leib. Leichter ist es aber, eine Mannschaft zu bewehren, sie in dem Gebrauche der Waffen, in den verschiedenen Bildungen und Bewegungen der Massen, und was sonst zum Kriegsdienste gehört, zu üben; schwieriger ist die Erlangung tauglicher

Anführer und die Bildung derselben. Das Kriegwesen macht ein Fach, und ein weites Fach mannigfaltiger Kenntnisse und Erfahrungen, welches zu erlernen Geistesgaben, Fleiß und Zeit erfordert, und dessen Ausübung jegliche Kraft des Geistes aufbietet und anstrengt. Wer glaubt, was zu einem Wehrohren, auch dem geringsten, gehöre, sey kurz und leicht, der versteht es nicht. Ist es wohl Kleinigkeit für einen Mann, dafür einzustehen, daß der Platz, das Geschäft, die Gewalt, welche ihm anvertraut worden, eben ganz so viel, als von ihnen abhängt und erforderlich ist, zu dem Gelingen des Ganzen, zu dem Gelingen eines Unternehmens, wie Krieg und Kriegsgeschäfte sind, mitwirken? daß die Feinde, die mit größter Spannung jede Schwäche ihrer Gegner aufzufinden und zu benutzen suchen, nicht an ihm, an seiner Unkunde oder auch nur an seiner augenblicklichen Unbesonnenheit eine solche schwache Stelle finden mögen, durch welche sie verderblich eindringen, verderblich vielleicht in dem entscheidenden Augenblicke, oder doch auf eine lange Zeit unvermeidlicher Folgen? Ist es wohl leicht für einen Mann, dafür einzustehen, daß er die ihm Anvertrauten und Untergebenen unter allen Umständen, in allen Lagen peinlicher Verlegenheit, bei überraschenden Vorfällen oder der tausendfältig umherrasenden Gefahr stets mit Besonnenheit und Geschicklichkeit leite und benutze, zu ihrer Schonung, zum Vortheil des Ganzen, nur dem Feinde zum Schaden, daß die ihm Anvertrauten nicht als Aufwand seiner Ungeschicklichkeit wirkungs- und bedeutungslos fallen, nicht durch seine Schuld dem Ganzen soviel nutzbare Arme, vielleicht fähige Köpfe entrissen werden, die Niederlage weiter und weiter sich verbreite, wohl die bravsten Leute unter der tüchtigsten Anführung mit hereinziehe ins Verderben, aber des Feindes Muth und Kraft sich erholen und wachsen? Nichts, was zum Kriegwesen gehört, kann

leicht und gering seyn, weil in dem Kriege die höchste Spannung und Anstrengung aller menschlichen Kräfte und Vermögen ist und es im Kriege um alles geht, was der Mensch und der Staat haben und bedürfen, und um ihren Bestand selbst. Kann es also um die Aemter des Wehrstandes eine unwichtige Sache seyn? Wer, ohne alles zu besitzen, was zu einem solchen Amte fähig macht, unredlich oder leichtsinnig es annimmt: was thut er an sich, an seinen Mitbürgern, an dem Staate? Wer es ihm giebt: was thut er? Darum aber muß es zu den ersten und größten Angelegenheiten des Staates gehören, wie unter seinen bewehrten Bürgern stets auch tüchtige, mit allem, was dazu gehört, wohl ausgerüstete Anführer gebildet werden mögen. Und diese Aufgabe ist um so wichtiger, ihre Auflösung schwieriger zu einer Zeit, wo die allgemeine Bewehrung selbst, weil sie wieder zu beginnen hat, solche sachkundige Männer überall voraussetzt, allein begreiflicher Weise bei weitem nicht in hinreichender Zahl vorfindet. Grundlos aber wäre es, daran verzweifeln zu wollen, und scherzhaft, deßhalb anzunehmen, man schicke sich überhaupt weniger als andere zu einem Kriegerstaate. Jeder Mensch und jeder Staat hat Sinn und Lust sich zu wehren aus allen Kräften, wenn man ihm zu nah thut. Kriegslustiger, händelsüchtiger, herrschbegieriger kann der eine Staat seyn als ein anderer; wehren wird sich der eine wie der andere, er sey denn krank oder habe das Seelzagen. Sey man unbesorgt! Das Leben erzeugt sich selbst die Menschen, die es braucht. Ist unser Leben nur voll ernsten Willens und eifrigen Bestrebens, zu seyn ein mannhaft, tüchtig Volk unter allen Verhältnissen, so wird es auch nicht an Männern fehlen, die dabei den Stab und das Wort führen.

So wenig es doch der allgemeinen Wehranstalt an der vollkommensten Zweckmäßigkeit gebrechen darf, so wenig

wird sie von der andern Seite, wenn die Einrichtung wirklich die rechte ist, über ihren Zweck hinausschreiten. Sie wird nichts verlangen, was nicht zu dem eigentlichen, wahren Zwecke gehört, damit das Rechte um so mehr verlangt werden könne. Der Ernst und die Würde der Anstalt wird einem jeden Folgsamkeit und Achtung gebieten, ihre Gerechtigkeit aber und Ersprießlichkeit seinen Eifer und seine Liebe gewinnen. Sie wird es überall an sich selbst beweisen, daß sie von dem Geiste eines heiligen, nothwendigen Zweckes und großer Erfahrungen erzeugt worden.

Eine Zeit des scheußlichsten Andenkens hat uns belehrt, was es nach sich ziehe, wenn ein Volk sich gegen freche Ausländer zu vertheidigen verlernt habe. Von Wehr und Waffe ist einmal der Mann und das Volk nicht loszusprechen. Wer sie freiwillig nicht braucht für sich, muß gezwungen sie brauchen gegen sich. So weit war es gekommen. Der gemachten Erfahrung hat es wenigstens nicht an Eindringlichkeit gefehlt, um uns für alle Zukunft von Irrthümern dieser Art und jeder Feigherzigkeit zu heilen. Sie hat uns volle Ursache gegeben, die allgemeine Bewehrung mit wahrem Ernst' und Eifer zu betreiben: mit so einem rechten Ernste, der alles Förderliche will und kein Hinderniß scheut, — und mit so einem rechten Eifer, der, weil er schon ursprünglich besonnen ist, auch nie erkalten mag. Ganz Teutschland hat die Folgen der Wehrlosigkeit des Volkes, als solchen, erfahren und gebüßt. Manche Theile haben sie besonders betroffen. Die braven Hamburger, die zu den ersten gehörten unter uns Teutschen, denen das Herz wieder wuchs, diese tüchtigen, ehrenwerthen Männer, würden ihr unglücklichstes Jahr, all die Namenlose Bedrükkung, Schmach und Einbuße nicht erlitten haben, wären sie durch früher erworbene, vollkommnere Fertigkeit und Kenntniß im Kriegwesen nur noch acht Tage länger sich zu

halten im Stande gewesen. Man muß nicht einer zweiten üblen Erfahrung bedürfen, wenn die erste zur Belehrung hätte hinreichen, nicht einer eigenen, wenn die fremde hätte klug machen können. Ob wir jemals wieder in so schlimme Verlegenheit kommen mögen oder nicht, das weiß niemand; allein das können wir alle wissen, daß wir leicht abermals darin gerathen könnten und abermals darin zu kurz kommen würden, wenn wir abermals keine andere Wehr hätten als die Faust in der Tasche. Darum mit Ernst und Eifer solcher Möglichkeit begegnet! Was nothwendig und heilsam ist, muß man wollen und ganz wollen, und in jeder rechten Art nach der Vollkommenheit streben. In Wehrsachen besonders hilft die Halbheit nicht nur nichts, sondern sie schadet. Also alles was dazu gehört: tüchtige, kundige Anführer und zweckmäßige Anstalten ihrer Bildung; wohlbewehrte Bürger und eine gute Art ihrer Uebung! Die Erlangung der ersten erfordert vorzüglich die Sorgfalt des Staates. Denn tüchtige Obren werden sich bald auch eine tüchtige Mannschaft bilden. Man hat bisher die sogenannten Bürgertruppen nicht sehr geachtet; man wird es so lange nicht, als jene nicht suchen zu werden, was rechte Heere, rechte Krieger sind. Nur nicht spielend die Sache lernen und treiben wollen! Das ist der heillose Grundsatz mancher Erzieher, der auch die Kinder verdirbt, daß sie eben nur spielen lernen statt arbeiten. Nein, mit Ernst und Anstrengung! Wohl aber giebt es eine Art, welche den Ernst und die Anstrengung leicht zur Lust macht. Aller Anfang ist schwer und unfreundlich wegen unserer Ungewohnheit und wegen des unbehaglichen Gefühles von Schwäche gegen die in ihrem ganzen Umfange ungeheuer sich uns entgegenstellende Sache. Diese Schwäche ist aber nur die unentwickelte Kraft, und durch diesen Anfang richtig hindurchzuführen, das ist die Kunst. So wie dann die

Kräfte sich zu entwickeln beginnen, und sich das Gefühl derselben regt, so entsteht auch die Lust ihrer Uebung und Ausbildung und ihrer Anwendung. In ganz Teutschland muß es mit der allgemeinen Bewehrung ein gleicher Ernst seyn. Ein gleicher Geist muß alle teutschen Staaten in die nemliche Reihe setzen, und durch gleiche Tüchtigkeit ein jeder derselben beweisen, daß er in diese Reihe gehöre.

Ein Staat nicht verderben, so lange er noch Männer hat. Und sie sollen ihm nie wieder fehlen, die Männer dem teutschen Volke! Noch sind wir wieder erwacht! Noch leben wir und erziehen wieder unsere Kinder nach großer Erfahrung! Wie stark auch und tapfer die braven Vorfahren die Freiheit geschützt haben, auch uns fühlen wir wieder erstarkt, den Leib und das Leben lassen zu können, so es noth thut, um das wahre, allein würdige Bestehen uns und den Nachkommen zu erhalten. Wir aber dürfen um so weniger unseren Vorfahren nachstehen, weil wir mit aufgehelletem Geiste Gott und die ewigen Gesetze erkennen, klarer einzusehen vermögen, worauf es ankomme im Leben, und also auch um so fester und standhafter seyn sollen, das Rechte zu behaupten, — weil wir zugleich die Erfahrungen und Ergebnisse aller Zeiten vor Augen haben, um Klugheit zu lernen für des Lebens Verkehr, — und weil wir auch das vor unseren Vorfahren voraus haben, daß uns ihr großes Beispiel befeuert und unterstützt. Darum, o Teutsche, lasset uns werden und immer seyn ein wehrhaft tüchtig Volk! Männer wollen wir seyn, Herren unserer Tage! nimmer von Fremden uns Gesetze vorschreiben lassen, die wir allein selbst verfassen können, wie sie uns recht und nütze sind! nimmer uns Bedingungen machen, uns einzeln bezwingen und dann insgesammt mißhandeln lassen von Fremden, die wir noch an jedem Tage, wie zur Zeit der Völkerwanderung, alle belehren,

wenn wir zusammenstehen! Sey es geschworen, o Teutsche, wo das Recht ist, da wollen auch wir seyn unzertrennlich bei einander!

Die einzelnen Abtheile der Verfassung mögen für die Reichhaltigkeit und den Umfang des Werks zeugen:

A. Das Allgemeine der Wehranstalt.

B. Die Abtheile der Landwehr.

C. Die Unhebbaren und Heimpflichtigen.

D. Die Kriegunfähigen und Vertagten.

E. Die Bekleidung und Bewaffnung.

F. Die Wechselung, Antretung, Einstellung, Umsetzung, Entlassung.

G. Die Erlassung, Beurlaubung, Zulassung und Stellvertretung.

H. Die Zerfällung und die Bestandtheile.

J. Die Zutheilung.

K. Die Beförderung im Allgemeinen.

L. Die Obermannen.

M. Die Feldobern.

N. Die Wehrübungen.

O. Die besondern Amt- und Dienststellen.

P. Der Landschirm.

Q. Der Heerbann.

R. Der Landsturm.

S. Die Entgeltung nach dem Friedensfuße.

T. Die Entgeltung, Verpflegung und Erstattung im Kriege. —

Die Geschichte hat uns gelehrt, daß kein einzelner Staat Deutschlands, auch der mächtigste nicht, die Vertheidigung des Landes allein übernehmen kann, nur im gemeinsamen Bunde haben wir Sicherheit. — Bei der Menge

der Staaten, in welche Deutschland zerfallen ist, war, auch wenn alle die geforderte Reichshülfe stellten, ein großes Hinderniß der Kriegführung: die Verschiedenheit der Ordnung, des Befehls, der Kleidung, der Waffen. Nothwendiger noch als die Einführung eines gleichen Maaßes, Gewichtes und gleicher Münze, die wir von dem versammelten Bundestage erwarten, ist die Einführung einer gleichen Heerordnung. Der Verfasser hat immer diese Rücksicht festgehalten, und es wäre wohl am rechten Orte gewesen die ohngefähre Kriegsmacht Deutschlands, sowohl des Landschirms als des Heerbannes und des Landsturms anzugeben und nach den Grundsätzen der Wehr- und Schirm-Anstalt das Verhältniß der Einzelen unter sich und zum Allgemeinen zu bestimmen. Dazu wäre freilich als Vorarbeit nöthig gewesen alle Verordnungen der einzelnen Länder, die Bezug auf das Kriegwesen haben, nachzulesen, um so mit dem bereits bestehenden Einrichtungen bekannt zu werden und daran das Bessere anzuknüpfen; aber der Verfasser scheint wenig sich an das Gegebene gehalten zu haben, denn selbst die preußische Landwehrordnung vom 21. November 1815 blieb ihm wohl unbekannt.

Am ausführlichsten beschäftigt sich der Verfasser mit dem, was er schon früher als die Grundbedingung des Heers aufstellte, mit der Bildung der Wehrobern; seine Vorschläge zur Errichtung der höheren Kriegsschulen sollten nicht unbeachtet bleiben. Aber auch die, welche nicht ausschließend sich den Kriegswissenschaften widmen, sondern einer andern Bildung leben, sollten darum nicht unbekannt mit Wehr und Waffen bleiben:

„Die schlichte Aufstellung eines Gesetzes, welches auch die den Wissenschaften und Künsten ergebene Jugend von den allgemeinen Wehr- und Waffin-Uebungen nicht ausschließt, und die schlichteste Erläuterung eines solchen Ge-

setzes würde hinreichen, wenn es in einem Volke nur tüchtige, geist- und kraftvolle und darum Geist und Kraft liebende, Menschen oder doch außer den tüchtigen nur unbefangene gäbe; aber um der anderen willen und wegen ihres Einflusses auf Unmündige stehe hier aus Pflicht und Gewissen noch folgendes Wort.

Nur eben und kaum noch hat einige Ermannung das Vaterland aus Elend und Untergang gerettet, kaum noch einiges wiedererwachtes Selbstgefühl die gänzliche Veraffung für dießmal verhütet, da beginnen auch schon wieder jene verneinenden Hausgeister aufzuducken, stemmen sich entgegen mit armer, verkrüppelter Seele dem Geiste der Zeit, dem Strom des Lebens, — mögten gern alles wieder hin haben, wo's gewesen, in den stillen, ruhigen, von je behaglichen Sumpf der Philisterei, — gedenken wenigstens von denjenigen Jünglingen, welche den Wissenschaften sich widmen wollen, jeden andern Geist abzuwehren als den allein alten und ehrwürdigen von Mensa und Τύπτω, — schildern ihnen als Rohheit jene Zeit, wo unser eigenes Volk in der höchsten Macht und Würde unter den Völkern saß durch männigliche Tapferkeit, und zugleich Geisteswerke lieferte, welcher nur der geringer achten kann als irgend andere, der eben gar nichts davon weiß; — sie mögten allen Sinn für das Einheimische als unselige Zerstreuung in solchen Jünglingen ertödten, und das als unschicklich verbieten, womit sich unser Volk in seinen ehrenfestesten Zeiten schmückte, würden es aber als Zeichen gebildeten Geschmakkes beloben, wenn die nacheifernden Zöglinge in römischer Toga oder phrygischer Mütze einheräfften. — sie gebärden sich bei der Aufsuchung alter teutscher Gedichte, wie wenn wirklich schon Τύπτω und ganz Mensa in die Brüche ginge, ihr ganzer Grund und Boden versänke; — ja sie fürchten in jämmerlicher Angst Wiederkehr der Eichel- und Holzäpfel-

Kost, und mahnen und warnen, über dem Teutschen den Menschen nicht zu vergessen.

Wahrlich es ist, es ist wirklich so; man hat es gehöret! Und täglich lauter werden die alten Stimmlein wieder. Aber ist es kaum begreiflich, wie Männer mitten im Staate in Betreff der nächsten und wichtigsten Volksangelegenheiten so ganz fremd seyn, so ganz ungeschickt urtheilen können, so ist es dagegen kein Wunder, wenn Menschen von so beschränkter Einsicht die Dreistigkeit haben, einen Sinn öffentlich zu tadeln und unterdrücken zu wollen, welcher noch vor einem Jahre in teutschen Staaten unter Androhung des Verlustes aller Stellfähigkeit von jedem, auch von wissenschaftlich gebildeten Jünglingen nnd Männern gefodert würde, und von welchem man nicht weiß, was für Ansprüche künftiges Jahr wieder Staat und Volk überall an ihn machen mögten und zu machen genöthigt seyn könnten. Eben nur, wer sein Leben ganz unter Bücher vergräbt und an dem todten Buchstaben nagt, sieht und lernt nicht, daß es nichts gibt, auch keine Wissenschaft und Kunst, die irgend einen, der ein Vaterland haben, in einem Staate leben will, von der Pflicht befreit, auch für die Erhaltung und Vertheidigung desselben an seinem Orte mit einzustehen, also dazu gerüstet und fähig zu seyn. Und wenn wirklich das Leben nicht auf eine so erfreuliche Weise in allen seinen Theilen zusammenhinge, daß auch die Wissenschaften und Künste nur bei einem freien Volke gedeihen, und nur ein gediegenes Volk auch wahrhafte, gediegene Geisteswerke liefere, — wenn es wirklich Grund hätte, was jene, als ob wir anderen in Geistessachen Fremdlinge wären, uns weis machen mögten, die Betreibung der Wissenschaften und Künste werde durch alles andre zerstreut und verhindert, und nur der werde der gelehrteste, der am wenigsten seine Arme und Beine regte: woran mögte dann

wol dem Menschengeschlecht' und dem Staate das meiste gelegen seyn, an der Weisheit in Büchern oder der Tüchtigkeit im Leben? Auch davon fühlen jene nichts, wieviel Störung und Zerrüttung des Lebens und aller Lebensentwürfe, nicht aus dem Kriegerstande, nein!, aus jener Entfernung von ihm, welche seither in allen Einrichtungen des Lebens Statt hatte, für so viele entsprungen ist, die in der Noth der letzten Jahre auf Gebot des Staates oder aus eigenem Pflichtgefühle zum Schwerte griffen. Hinter ihren Büchern und Mauern wissen aber und sehen die abgeschiedenen Seelen vom hellen, lichten Tage nichts, und verstehen sich auf Volks- und Staats-Leben ungefähr wie Maulwürfe auf die Gärtnerei oben. Und wann ist denn irgend der vaterländische Sinn unter den Teutschen so überschwenglich gewesen, und wo irgend ist er es jetzt, daß es einer Niederschlagung und Zähmung bedürfte? Kann ein Volk jemals zu volksthümlich seyn? Was soll heißen dieser Zuruf, über dem Teutschen den Menschen nicht zu vergessen? Unverstand ist er, von wem er auch sein mag, wie man auch ihn betrachten mag. Wann waren die Teutschen ein eroberndes Volk? wann waren sie nicht ein edles, großmüthiges, nur allzu treuherziges, allzu mäßiges? Wo ist freundlich wie in Teutschland der Ausländer empfangen und schonend seiner Eigenthümlichkeit begegnet? wo wird wie in Teutschland jedes fremde Verdienst überschätzt, um schnöd' das heimische zu behandeln? Oder ist anders der Zuruf gemeint?: etwa in jenem wunderbar hohen Sinne, welcher das Ganze liebt, aber seine Theile nicht billigt? Ist denn das Teutsche dem Menschlichen, das Menschliche dem Teutschen entgegengesetzt? Wo giebt es denn Allerweltsmenschen? Giebt es denn andere als teutsche, slavische, und so durchgängig fort immer nur Menschen einer bestimmten Volksart? Wie können die Teutschen anders

Menschen seyn, als daß sie eben teutsche Menschen sind? Oder ist das der Unterschied zwischen dem Teutschen und dem Menschen, daß dieser, soviel es ihm eben bequemer dünkt, sich der Vaterlandsart entschlägt und der Bürgerpflichten überheben mögte? Wie, wenn auch die Thiere und Gewächse und die Früchte all' zu einerlei Thier und einerlei Gewächs und einem allgemein und immer gleichen Schmause sich heranbildeten? Wo bliebe die Kunst dem erhabenen, umfassenden Sinne, der wegen der Beschränktheit der einzelen Klänge und Farben und Umrisse ihre Mannigfaltigkeit nicht mehr wollte; Vielmehr sagt man, daß demjenigen das Beste abgehe am Ohr' und am Auge, welcher keine Empfindung hat für die Reinheit und Eigenthümlichkeit der verschiedenen Klang-, Gestalt- und Farben-Verhältnisse, und kein Gefühl hat für das, was diesen nur durch die genaue Verschiedenheit ihrer Art gemeinschaftlich möglich ist. So auch gebricht es demjenigen an dem nächsten, innersten Selbstgefühle, welcher die Eigenthümlichkeit seines Volkes, die Reinheit derselben und jeder andern volksthümlichen Art so wenig schätzt, daß er sie lieber an sich und anderen aufheben möchte; und wie mag sich den Geist und das große Leben der Welt und der Menschheit vorstellen, wer sich die Menschheit vorstellen, wer sich die Mannigfaltigkeit wegdenkt! Ist denn Einheit Einerleiheit, Artlosigkeit, Allgemeinheit? Was wäre unser eigener Geist, selbst dieser kleine, ohne die Arten seiner Thätigkeit? Was wäre unser Leib ohne den mannigfaltigen Gegensatz all' seiner Gebilde? wirkt darum das Herz nicht für den ganzen Leib, daß es nur als Herz für ihn wirkt, und nur dessen sich bemüht, was des Herzens ist? wenn Herz und Lungen und Hirn und Magen und alle die übrigen Gebilde aufhören ihre Eigenthümlichkeiten in Reinheit gegen einander zu behaupten und nur

sein nach ihrem verschiedenen Wesen auf einander und auf das Ganze einzuwirken und einzufließen: was anderes ist die Folge als die allgemeine Verwesung? Wahrlich es verräth wenig Ueberlegungsgabe, jenen albernen Ruf weiter zu verbreiten! und giebt es auch unter denen, welche für volksthümlichen Sinn rathen und thun, mancherlei kleine Geister, so haben diese doch immer einen unendlichen Vorzug durch die Tugend guter Gesinnungen.

Uns wächst ein besseres, kräftigeres Geschlecht nach. Was wir vor fünfundzwanzig Jahren hätten seyn sollen, und wozu sich in der höchsten Noth endlich einige noch ermannten, das verspricht die aufblühende Jugend immer zu werden. Diese werden den Rhein nicht sich nehmen lassen! Alte Liebe für Freiheit und Vaterland, alter Muth und ehrenfester Sinn leben herrlich in ihnen neu auf. Sie sind die erfreuliche Bürgschaft für die Friedensschlüsse, welche der Unabhängigkeit des Vaterlandes errungen wurden. Wer mögte ihren Sinn verkennen? wer ihn irren, stören? nicht mit Liebe und Stolz ihn pflegen und nähren? Freilich, wo die Art und Weise, diesen Sinn zu üben und zu bilden, den Unmündigen selbst überlassen bleibt, da mag sie wohl nicht immer die angemessenste seyn, weder für die Jünglinge, noch für die gesellschaftliche Ordnung überhaupt, noch auch für die Erreichung des Zweckes. Wer aber darum dem Sinne entgegenarbeiten wollte, würde nur beweisen, daß er noch weit unmündiger sey. Nein, sondern ihn unterstützend zu leiten und zu ordnen, das ist es, was jeder Redliche und Verständige bezwecken und dem Vaterlande rathen, jeder besonnenen Obrigkeit ein Anliegen seyn wird. Nicht davon kann die Rede seyn, ob Leibes- und Waffen-Uebungen bestehen sollen oder nicht, sondern wie sie am zweckmäßigsten einzurichten seyen; und so sind denn allerdings überall Anstalten zu wünschen, welche auch in diese

Dinge eine gedeihliche Ordnung bringen durch Bestimmung der Art, Festsetzung von Zeit und Ort, und durch die Leitung und Aufsicht solcher Männer, welche an guter Gesinnung dem jungen Geschlechte nicht nachstehen, mit Einsicht und Erfahrung ihm vorleuchten, und diesem überall selbst Muster sind, wie kein Theil der Bildung über dem andern vernachlässigt werden dürfe, leibliche und geistige Thätigkeit durch Ordnung verbunden werden können, und eben nur aus dieser Verbindung der wahrhaft gesunde, edle und nützliche Mensch erwachse.

Als Schlußwort stehe hier das, was der Verfasser über allgemeine Bewaffnung sagt:

Die Hauptsache ist die allgemeine Bewaffnung und eine tüchtige Art derselben! Sie allein ist das Mittel zu dem Zwecke, um dessentwillen der Staat einer Wehranstalt bedarf. Wir haben es erfahren, wir alle hätten es eingesehen, und auf uns kommt es an, ob unsere Nachkommen die nemliche Erfahrung und Einsicht nicht auch so theuer wie wir bezahlen sollen! Sage man nicht, die erforderliche Wehr bilde sich in Zeiten der Noth! Das ist nach unserm eigenen Beispiele weder von der Zeit noch von der Bildung wahr. Die Zeit der Noth ist, wenn Feinde über die Grenze schreiten, nicht dann erst, wenn Gott die sieg- und freveltrunkenen heimsucht; und ist das Bildung zur Wehr, wenn viele Tausende in's Gras beißen, um die Lücken der Geschicklichkeit zu füllen? Welcher Staat hatte wie Frankreich Krieger und kriegerischen Geist? Haben nicht dennoch unsere Heere zweimal in seiner Hauptstadt geboten? Wäre das möglich gewesen, wenn seine Mannschaften alle auch mit kriegerischer Geschicklichkeit als wohlgebildete Heere auf den Grenzen standen und im Lande umher? Der Wechsel der Dinge ist groß, besonders aber, wenn sie schon auf die Wandelbarkeit eingerichtet sind. Teutschland hat sechstausend Tau-

send wehrfähige Männer; sind diese auch wehrhaft, so bedürfen wir keines Bündnisses mit Fremden, und kommen die Feinde links und rechts und hinten und vorn, so finden sie uns immer Mannes genug. So nur kann die Unabhangigkeit und der Friede der Völker gesichert werden! Freilich ist die erste Einführung einer ernstlich gemeinten allgemeinen Wehranstalt für die meisten schwer und unbequem, und es wäre darum vielleicht rathsam, anfänglich den dritten und vierten Abtheil der Landwehr nicht zu bilden, oder doch nur die Freiwilligen von diesen späteren Jahren. Doch können nur wirkliche Wehrmänner etwas nützen, und auch auf keine andre Weise die besonderen Heere abgeschaft werden, als daß ihre Art und Ordnung allgemein eingeführt wird. Nicht nach dem Anfange darf man die Ausführbarkeit der Sache beurtheilen; wir aber müssen den Grund dazu legen. Das ist das einzige angemessene Ehrenmal, welches wir dem Andenken unsrer Ermannung setzen können, daß wir mänlichen Sinn und männliche Kraft gegen das Böse wie für das Gute auf immer unter uns bleibend zu machen suchen; jedes andre Prunkmal ist ohnehin eben so unsinnig, da man sich auch nicht die verdienten Schandmale setzt, als es ganz wider die Sitte der Teutschen ist.

Ein Bedenken gegen die allgemeine Bewaffnung kenne ich nicht. Was hat der Staat vom Staate zu fürchten? Muß es nicht das Anliegen Aller seyn, daß die öffentliche Ordnung bestehe, und jeder, welcher diese zu stören wagt, auf's strengste bestraft werde? Vielmehr werden Alle um so fester und inniger dem Staate gehören, wenn durch kräftige und verständige Einrichtungen der Friede herrscht von Außen und die Gerechtigkeit im Innern.

VI.

Anfragen.

Freunde der Kriegsgeschichte fordre ich auf, ausführlichere Nachricht mitzutheilen, über das Leben des Oberstlieutnant Schrader in englischem Dienst, der früher Bergmann in Schlesien war, dann in einem Preußischen Carbinier-Regiment als Gemeiner diente, im Jahr 1809 dem Rufe des Herzog Braunschwei-gOels folgte, bei Bernek sich so auszeichnete, daß er Officier ward, dem Herzog bei seiner Ueberfahrt nach England, wo so mancher sich von ihm wendete, treu begleitete, unter Dörenberg rühmlich in Spanien focht und dort allen Vermuthen nach sein Grab fand.

Eben so wünschenswerth wären uns auch Nachrichten aus dem Lebens des berühmten Partheigängers Schneider, zur Zeit Obrist-Lieutenant in Oesterreichischem Dienst.

Nur so viel ist jetzt von diesem uns bekannt: während des Feldzuges in Italien (96...) verlangte der General Klenau von dem Bataillon Amende einen Hauptmann, der die Tarentiner anführen sollte, Amende rief seine Officiere zusammen, keiner fand sich besonders berufen zu jener Führerstelle, da trat eben der damalige Fähnrich Schneider mit einer Meldung herein, er war allen als ein gewandter Kopf bekannt, mit dem Wesen der Italiener und ihrer

Sprache wohl vertraut; allgemein stimmte man dafür ihn jenem unruhigen Haufen als Führer zu geben. Die Italiener wurden ihm geneigt, sein Häuflein ward bald ein Heer von 20,000 Mann, je größer aber die Schaar, desto gefahrvoller sein Amt, eifersüchtig auf die Gewalt des fremden Befehlshabers, machten eitle Italienische Grafen, die unter ihm dienen mußten, mehrere Versuche ihn zu morden, da meldete sich früh bei ihm ein Fra Diabolo, vom Cardinal Ruffo (?) gesendet um 12,000 Banditen ihm zuzuführen. Schneider bedachte sich nicht lange, sagte wie sehr ihm diese saubre Gesellschaft willkommen sein würde, zumal er jetzt immer in Furcht vor den andern Gesindel leben müsse, ihnen würde er ohne Sorge sich ganz vertrauen; auch ward seine Zusichrung wohl aufgenommen und keiner der alten Feinde wagte jetzt laut zu werden. — Er ernannte Officiere aller Grade und nannte sich von Gottes Gnaden. — Nach geendigtem Kriege trat er wieder in sein Regiment und hat in der neusten Zeit bei Dresden im Jahr 1813 sich ausgezeichnet, er stürmte mit seinem Bataillon eine Schanze und ward schwer verwundet. —

V.

Kriegslieder.

Die Jagd bei Lauenburg, vom 17. bis 19. August 1813.

Bei Lauenburg am Sassenwald
erscholl die schwarze Jagd.
Da stürzten Füchse Schuß auf Schuß,
da krachte Schwert und Kolbenfuß:
Herr Franzmann, gute Nacht!

Der Franzenprinz, Herr Eckmühl kam,
und schnob uns hönisch an,
wir dankten rauh, nach Waidmanns Art,
und sengten ihm dem Marschallsbart,
daß er sich baß besann.

Und froh der sternelosen Nacht
verkroch sich gar der Held;
wir aber schmausten Siegesmal,
und zogen frisch beim Morgenstrahl
in's rothe Ehrenfeld.

Hurrah! hurrah, ihr Tänzer auf!
schon tanzt die Feuerbraut;
sie fliegt die Reihen wild entlang,
und Rosen blühn auf ihrem Gang,
daß Leib und Seel' ergraut.

Und Berg hinauf, und Wald hinein,
trotz Donnerstrahl und Graus!
Laßt fahren Welt und eitlen Tand!
mit Gott für Freiheit, Vaterland! —
das war ein heißer Strauß!

Und endlich trennt Gewitternacht
den mordentbrannten Schwarm.
Schwarz troff das Feld von Feindesblut,
in Flammen hoch schlug unser Muth,
doch kraftlos war der Arm.

Und giftig wie der Nebel streicht,
zog dänisch Volk heran;
die wollten nun in Schauernacht
bei frischer Kraft und Uebermacht
das matte Häuflein fahn.

Halt! werda! steht! — „Franzos! Franzos!"
da! Hülfe! Feind ringsum!
Nun, Jäger, gilt's! frisch aufgerafft!
versagt das Rohr, so schlagt den Schaft
auf Feindesschädeln krumm!

Und bis zur Stecknitz dehnte sich
des Mordes grauser Pfad;

roth grüßten wir den Morgenblick,
da blieb der scheue Feind zurück,
und mied die Kugelsaat.

Entschlafen war manch' Ehrenmann,
stolz bis zum letzten Hauch;
doch hatten sich zur Dienerschaft
zehn Welsche jeder mitgerafft,
nach altem Väterbrauch!

Drum, schreibt ihr achtzehn im August,
so denkt an diese Jagd!
da stürzten Füchse Schuß auf Schuß,
da krachte Schwert und Kolbenkuß:
Herr Franzmann, gute Nacht!

Prinz Ludwig Ferdinand.

Wunderst dich, Fremdling, daß ich erwählt frühzeitiges Grabmaal!
Teutschland's Jugend erliegt freudig für Freiheit, Gesetz.

Auf den preußischen Fahnenträger von Kleist.

Herrlicher Jüngling, du gingst freiwillig zur Schattenbehausung,
rettend des Ruhmes Panier in die begrabende Flut!

Freudig empfing dich des Stromes Najad' in krystallener Grotte,
feiernd die ewige That, nie des Gesanges beraubt.
Wanderer, steh, doch hemme den Lauf unmännlicher Thränen;
weine, daß du nicht starbst frey noch wie dieser allhier!

Auf den preußischen Fahnenträger von Platen.

Als siegtrotzige Feind' anstürmten, des Adlers begierig,
sprang in der Saal' Abgrund mutig der Jüngling hinab.
Kein Denkmaal verkündet dir, Wandrer die heilige Stätte;
Grab, Inschrift, Monument ist der bezeugende Strom.

Auf von Kleist und von Platen.

Sey mir, o Saale gegrüßt, Grabmaal ruhmwürdigen Mutes,
welcher die Blüte geweiht schauderumnachtetem Tod!
Viele der Tapfern umfaßt dein blutgetränktes Gestade,
aber ein Brudergestirn leuchtet vor allen hervor.

Grabschrift.

Wessen Gebeine verbirgt dieß namenlose Begräbniß
warnend erhöht an dem Weg, Grausen dem Wandrer des Po?
„Bayerns gewaltige Geißel umfaß ich, das Schrecken von Frankreich;
„weißt du den Namen noch nicht, frag die Gebirge Tyrols!“

L. Nagel,
Lieutenant im 25. Fuß-Regiment,
(ehedem Lützow)

In's Frankenland!

(geschrieben einige Tage vor der Schlacht bey belle Alliance.)

„In's Frankenland" so schallt ein lautes Rufen,
Und höher schlägt das kriegerische Herz;
Die Erde zittert unter Rosseshufen,
Die Fürsten selber gürten sich in Erz,
Vom bunten Markt, von der Altäre Stufen
Hebt sich das Jauchzen feurig himmelwärts:
„In's Frankenland!" ertönts von jedem Munde,
Und Gott mit uns in unsrer Todesstunde! —

Entsetzlicher, auf blutgem Pfühl gebettet,
Erbebe vor der Sieggewohnten Schaar!
Es frommt dir nicht, daß sie dich losgekettet,
Gezählt auf deinen Haupt ist jedes Haar;
Du stürzest hin — Europa wird errettet; —
Noch eh sich schließt das blutgedüngte Jahr,
Lebt nur dein Name fort zu ew'gem Fluche,
Du bist gelöscht aus der Lebend'gen Buche.

Noch nicht genug des Blutes war geflossen,
Noch nicht gesichert stand das heil'ge Recht;
Aus seinen Tempeln war hinausgestoßen,
Geschmäht von dem entarteten Geschlecht,
Das in Empörung giftig aufgeschossen,
Den ruh'gen Nachbar beugen will zum Knecht,
Und mit den rohen, räuberischen Händen
Hinausgreift, froh das Heiligste zu schänden.

Es ist gerichtet von Europas Stämmen,
Zum Beile wird die langgehäufte Schuld,
Und keine Arglist mag das Urtheil hemmen,
Kein Heucheln dringt zum Ohre unsrer Huld;
Wahnsinnig wär's, das Weltmeer einzudämmen,
Wahnsinnig gegen Frankreich die Geduld;
Wohlan! als Sieger wollen wir uns zeigen,
Den Nacken soll es knechtisch vor uns beugen.

Die Vorwelt hat in ritterlichen Zügen
Den schnellen Gallier herrlich übermannt,
Auch unsrer Stirn in furchtbar schönen Siegen,
Hat er sein Antlitz zitternd abgewandt;
Doch er will nimmer, nimmer sich genügen,
Wenn er nicht Herrscher ist im teutschen Land,
Und der Germane knieend seine Güter
Hinreicht dem unersättlichen Gebieter.

Will er nicht noch in unsern Marken wohnen,
Die Hauptstadt zierend mit der Beute Glanz?
Sich schmücken mit den alten Fürstenkronen,
Und, schnöde schwelgend bei Gelag und Tanz
Die Jungfrau opfern den Napoleonen,
Den Hündischen, die Rein' im Mirthenkranz?
Drum ungesäumt in ihre Würgerschaaren,
Nur Eisen tilgt die Gräuel der Barbaren!

Dort, wo die Schlacht in lauten Donnerschlägen
Verderben sprühend durchs Gefilde rollt,
Wo alle Kräfte freud'ger sich bewegen,
Wo Muth gebietet, nicht das falsche Gold,
Wo Männersinn im wilden Kugelregen

Das heiße Blut dem Vaterlande zollt,
Dort müssen wir uns im Gewittergrauen
Aus ihren Leichen eine Veste bauen!

Ein breiter Strom aus der Verräther Blute
Umschließe schutzreich unser Saatenfeld.
Vittoria vor, du scharfe Gottesruthe,
Voran Wahlstadt, mein grauer Siegesheld!
Ihr Fürsten all', gebietet unserm Muthe!
So spricht der Herr im Munde einer Welt;
Eh' wir in Frieden unsre Fluren säen,
Muß dies Geschlecht in Flammen untergehen!

Dr. Bercht,
Lieutenant im 2. Westpreußischen
Regiment, (vordem bei Lützow.)

Der Deutschen Freiheit Waffenschmidt.

Wem gebührt der höchste Preis?
Nur dem Mann, der still erschaft,
Der in Mühen schwer und heiß
Nie verzagt und nie erschlafft,
Der in mitten von Gefahren
Fühlt, wer seine Väter waren.

Der selbst mit dem Schelm und Knecht,
Mit dem Buben glatt und blank,
Immer wahr und immer recht
Geht der Ehre festen Gang,
Der demüthig und bescheiden
Alles kann um Tugend leiden.

Den der Ehre Gaukelspiel
Und das Gold nicht lockt noch hält,
Der auf Ein Gefühl, Ein Ziel
Alle Kräfte mächtig stellt,
Schandeketten zu zerbrechen
Und der Welschen Trug zu rächen.

Der, wenn Memmen matt unf feig
Dingen um der Knechtschaft Lohn,
Nimmer müde, nimmer bleich
Trotzt der Spötter schnödem Hohn,
Der, wann alle Welt auch teufelt,
Nie am Vaterland verzweifelt.

Nenn' ihn jetzt, damit der Kranz
Schmücke seine Stirne grün;
Weise ihn, damit im Glanz
Aller Augen schauen ihn,
Damit solcher Tugend Kunde
Leb' in aller Männer Munde.

Scharnhorst heißt der edle Mann,
Deutscher Freiheit Waffenschmidt,
Der, nie wankend, ab und an
Ging den festen Heldenschritt,
Der im Stillen hat geschaffen
Ross' und Männer, Krieg und Waffen.

Scharnhorst heißt der edle Mann
Deutscher Freiheit Waffenschmidt,
Der auf Rettung rastlos sann,
Vieles schuf und vieles litt,

Daß er könnte deutsche Ehren
Für den heil'gen Krieg bewehren.

Schon hat er den großen Streit,
Der uns steht ums höchste Gut,
Herrlich hat er ihn geweiht
Mit dem theuren Heldenblut:
Allen Tapfern ranns zum Pfande,
Das erliegen wird die Schande.

Darum, Klang, der Freiheit klingt,
Kling' ihn hell wie Orgelton;
Darum, Lied, das Ehre singt,
Singe Deutschlands tapfern Sohn,
Zeig' ihn allen Biederleuten
Als ein Zeichen beßrer Zeiten.

Treuer, biedrer, deutscher Held!
Gott mit uns und Gott mit dir!
Der die Ehre oben hält,
Stehe bei dir für und für!
Nimm mit Vaterlandsrettern,
Nimm den Kranz von Eichenblättern.

E. M. Arndt.

Scharnhorst's Tod.

(Nach der Weise: Prinz Eugenius der edle Ritter).

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General.

Auf dem Schlachtgefild bei Lützen
Sah' er Freiheits=Waffen blitzen,
Doch ihn traf des Todes Strahl.

„Kugel raffst mich doch nicht nieder, —
„Dien' euch blutend, werthe Brüder,
„Führt in Eile mich gen Prag.
„Will mit Blut um Oesterreich werben,
„Ist's beschlossen, will ich sterben,
„Wo Schwerin im Blute lag."

Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken sanken,
Reissest alle Blüthen ab,
Nennen dich mit leisen Schauern, —
Heil'ge Stadt nach deinen Mauern
Zieht uns manches theure Grab.

Aus dem irdischen Getümmel,
Haben Engel in den Himmel
Seine Seele sanft geführt.
Zu dem alten deutschen Rathe,
Den im ritterlichen Staate,
Ewig Kaiser Karl regiert.

„Grüß euch Gott, ihr theuren Helden,
„Kann euch frohe Zeitung melden,
„Unser Volk ist aufgewacht.
„Deutschland hat sein Recht gefunden,
„Schaut, ich trage Sühnungswunden,
„Aus der heil'gen Opferschlacht."

Solches hat er dort verkündet,
Und wir alle stehn verbündet,

Daß

Daß dies Wort nicht Lüge sey.
Heer aus seinem Geist gebohren,
Jäger, die sein Muth erkohren,
Wählet ihn zum Feldgeschrei!

Zu den höchsten Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt;
Nur dem Höchsten galt sein Streben,
Nur in Freiheit konnt' er leben,
Scharnhorst ist er drum genannt.

Keiner war wohl treuer, reiner
Näher stand dem König keiner, —
Doch dem Volke schlug sein Herz.
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz.

M. von Schenkendorf.

Auf Scharnhorst's Tod.

Wen erlest ihr für die großen Todten,
Die einst ritterlich fürs teutsche Land
Ihre Brust dem Eisen boten?
Wen erlest ihr als den rechten Boten,
Götter, zu dem Schattenstrand?

Wer ist würdig, solche Mähr zu bringen:
„Aufgestanden sind die Söhne Teuts,

„Millionen Stimmen klingen:
„Unsre Schandeketten sollen springen,
„Auch der Donner klingts des Streits."

Wer mag Hermann seine Rechte reichen?
Und der Väter Angesichter schaun?
Wahrlich keine von den bleichen
Seelen, die vor jedem Sturmwind streichen;
Die zermalmte schier das Grau'n.

Nur ein Held mag Helden Botschaft tragen:
Darum muß Germaniens bester Mann,
Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
„Unser Joch das wollen wir zerschlagen,
„Und der Rache Tag bricht an."

Heil dir, edler Bote! hohe Weihe
Giebt dein Gang dem teutschen Waffenspiel;
Jeder wird ein Held in Treue,
Jeder wird fürs Vaterland ein Leue,
Wann ein solcher blutig fiel.

Heil dir, edler Bote! Männerspiegel!
Biedermann aus alter teutscher Zeit!
Ewig grünt dein Grabeshügel,
Und der Ruhm schlägt seine goldnen Flügel
Um ihn bis in Ewigkeit.

Und er steht uns wie ein heil'ges Zeichen,
Wie ein hohes, festes Götterpfand,
Daß die Schande wird entweichen
Von dem Vaterland der grünen Eichen,
Von dem teutschen Vaterland.

Wann einst fromme Herzen teutsch sich finden,
Ohne Eide mit dem Händedruck
Werden hier sie Treue binden;
Bräuten, welche Hochzeitkränze winden,
Blühet hier der Ehrenschmuck.

Wann sich Männer nächtlich still verschwören
Gegen Lug und Vaterlandsverrath,
Gegen Gaukler, die bethören,
Gegen Memmen, welche Knechtschaft lehren,
Lenken sie hierher den Pfad.

Will der Vater seinen Sohn bewehren,
Hierher führt er ihn im Abendschein,
Heißt ihn knieen, heißt ihn schwören,
Treu des Vaterlandes hohen Ehren,
Treu bis in den Tod zu seyn.

So blüht Tugend aus der Tugend Saamen
Herrlich durch die Säkeln ohne Ziel,
Buben zittern bei dem Namen,
Edle rufen Scharnhorst wie ein Amen
Für das göttlichste Gefühl.

Auf die Schlacht bei Groß-Görschen oder Lützen, den 2. May 1813.

Habt ihr wohl den Klang vernommen,
Der durch alle Länder klingt,
Wie der Ruhm den Flug genommen
Und die goldnen Flügel schwingt?
Wie der Schande Centnerschwere
Sich von Deutschlands Nacken löst,
Und die alte Deutsche Ehre
Hell in Kriegsposaunen stößt?

Hörtet ihr die hohen Namen?
Preußen! Preußen! klingt der Klang;
Tausend Stimmen rufen Amen,
Tausend Herzen glühen Dank,
Millionen Knien sinken
Freudig betend vor dem Herrn
Millionen Augen blinken
Selig auf zum Tagesstern.

Nehmt den Stolz, ihr frommen Männer! —
Dieser Preis wird nimmer Wahn —
Nehmt den Stolz, ihr ersten Renner
Auf der deutschen Ehrenbahn,
Die der süße Reitz der Tugend
Lockte froh zu Sieg und Tod,
Wie der Bräute Rosenjugend
Lockt der Wonnefackel Roth.

Tapfre Preußen! tapfre Preußen!
Heldenmänner seyd gegrüßt!
Beste Deutsche sollt ihr heißen,
Wenn der neue Bund sich schließt,
Wenn die alte Liebe wieder
Brüder fest zu Brüdern fügt
Und der Zwietracht grause Hyder
In dem Staub erwürget liegt.

Tapfre Preußen! tapfre Preußen!
Ihr, die Glück und Sieg versönt,
Deutschlands Retter sollt ihr heißen,
Wo nur deutsche Sprache tönt,
In der Enkel fernsten Tagen,
Durch der Säckeln Nacht hinaus,
Soll noch jeder Deutsche sagen:
Diese fochten's muthig aus.

Jetzt die edlen Heldenschatten,
Die der dunkle Tod umfing,
Wollen wir mit Glanz bestatten
In des Schlachtfeld's blut'gem Ring;
Auf! und thürmt den Berg von Steinen!
Thürmt ein Deutsches Heldenmal!
Sonne, komm' mit hellsten Scheinen,
Leuchte drauf den schönsten Strahl!

Auf! und pflanzet grüner Eichen
Ernste Haine rings umher!
Betet, daß in Deutschen Reichen
Buben freveln nimmermehr!

Betet, fluchet, daß die Sklaven,
Die den heil'gen Todten nah'n,
Plötzlich alle Himmelsstrafen
Auf das schuld'ge Haupt empfahn!

Und ihr, die von lichten Höhen,
Von dem heitern Element,
Wo die Geister wandeln gehen,
Alles schauet, alles kennt,
Helden aus den grauen Zeiten,
Die ihr längst geschieden seyd,
Hört die Siegesglocken läuten,
Freut euch Deutscher Herrlichkeit!

Ihr auch, die auf diesen Auen
Aeltrer Schlachten Staub erregt,
Und mit Schrecken, Tod und Grauen
Reihen gegen Reih'n bewegt,
Gustav, großer Schwedenkönig,
Zweiter Friedrich, Wallenstein,
Lernt, wie eure Schlachten wenig
Sind vor diesem Ehrenschein.

Denn das Lied muß schwarz sich kleiden,
Welches euch besingen will,
Und der helle Klang der Freuden
Wird bei euren Thaten still,
Und Germanien mag wohl klagen
Um den schweren Haß und Neid,
Wodurch in vergangnen Tagen
Ihr so groß geworden seyd.

Aber selig wer in diesen
Hehren Gottesschlachten fällt;
Der wird ewig hoch gepriesen
Als ein Heiland, als ein Held;
Auf der Freiheit Siegesstätten
Blüht die Ehre ewig grün,
Heil'ge kommen, da zu beten;
Engel kommen, da zu knie'n.

E. M. Arndt.

Verbesserungen
im ersten Bande.

Seite 22, statt alte Murazzi lies alle Murazzi.
— 22, — Tranim l. Tramin.
— 23, — Seteroli l. Seyerolli.
— 35, — Stappler l. Kappler.
— 45, — Contina l. Cortina.
— 45, — Atadella l. Citadella.
— 51, — nur dann l. nur durch diesen Heldenmuth des Fußvolks.
— 55, — am 4. October 805 l. am 4. November 805.
— 56, — beim Passe Burg l. beim Passe Lueg.
— 68, — (schwerlich ohne Gepäck) l. (schwerer mit: aber sehr leicht ohne Gepäck).
— 74, — von Pradt l. von Pradel.
— 80, — St. Leonhard den 12. Aprill 809 l. S. Leonhard den 21. May 809.
— 83, — Taufkirch l. Taufkirch.
— 112, — Schlayer l. Schlager.
— 116, — mächtigen Häuser l. mächtigen Hansa.
— 138, — Körnend l. Körmend.
— 130, — Kohlenberg l. Kochelberg.
— 131, — Obersten Stüdmüller l. Major Stüdmüller.
— 172, — Kreislaufen l. Steislaufen.

Verbesserungen
im zweiten Bande.

Seite 3 Zeile 1 statt diese Berichte lies dieser Bericht.
— 3 — 4 — aus dem es l. aus dem er.
— 12 — 13 — Gaß l. Gaiß.
— 20 — 26 — Alpbrücke l. Ach-Brücke.
— 22 — 12 — ein großes l. ein schönes.
— 25 — 2 — Mainfeld l. Maynfeld.
— 26 — 11 — Unter-Ingadiner l. Unter-Ingadeiner.
— 39 — 9 — angestürmt l. angefeuert.
— 45 — 1 — Stagaz l. Ragaz.
— 45 — 2 — Martau l. Wartau.
— 45 — 3 — Magenfeld l. Maynfeld.
— 45 — 5 — Natz l. Vaz.
— 52 — 4 — Stauffacher von Schopz l. Stauffacher von Schwytz.
— 52 — 25 — den Stock der l. den Stock des.
— 52 — 29 — Brungarter l. Brengarten.
— 64 — 5 — Wiedeck l. Windeck.
— 64 — 6 — Waterstadt l. Walmstadt.
— 67 — 17 — Alberschanden l. Alberschwenden.
— 67 — 19 — Grunnbach l. Grünenbach.
— 69 — 19 — theuren Lande l. theuren Bande.
— 94 — 19 — das Land l. das Band.
— 95 — 32 — gebürgt l. gebeugt.

Anmerk. Im nächsten Bande eine Karte von Tyrol und Vorarlberg.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Förster, Friedrich Christoph,

Beiträge zur neueren Kriegsgeschichte

Bd.: 2

Berlin (1816)

Mil.g. 66 s-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10594679-7